







Erinnerungen

aus dem

Leben eines Deutschen

in Paris.

Von

G. B. Depping.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1832.

Vorrede.

„Selten ist wol," sagt Johnson, „ein Leben vorübergegangen, wovon eine verständige und getreue Erzählung nicht nützlich sein könnte. Denn nicht allein hat Jedermann in der ungeheuern Volksmenge der Welt sehr viele Mitmenschen, welche sich in derselben Lage befinden wie er, und welchen seine Irrthümer und Misgriffe, seine Ausfluchtsmittel und Nothhülfen von unmittelbarem und augenscheinlichem Nutzen sein können, sondern es gibt auch solch eine Einförmigkeit in dem Zustande des Menschen, wenn man ihn abgesehen von zufälligen und trennbaren Ausschmückungen und Vermummungen betrachtet, daß sich schwerlich etwas Gutes oder Böses denken läßt, was er nicht mit dem menschlichen Geschlechte gemein hätte!"

Diese Betrachtung eines tiefsinnigen englischen Denkers hat mich in dem Vorsatze bestärkt, die Hauptzüge meiner Lebensgeschichte in Paris dem Publicum darzustellen; nicht als ob ich glaubte, daß ihm viel daran gelegen sei, die Autobiographie eines Privatschriftstellers zu erhalten, sondern weil, wie Johnson bemerkt, Andere sich in derselben Lage befinden können, worin ich war, und jung und unerfahren in einer großen Stadt alleinstehen und sich durchhelfen müssen. Für Solche ist die von einem Andern gesammelte Erfahrung sicher nicht ohne Nutzen. Wir haben ja Alle nöthig, Menschenkenntniß zu erwerben. Der Beitrag, den ich dazu liefere, wird hoffentlich nicht ganz überflüssig scheinen.

Ferner habe ich geglaubt, daß es dem Publicum nicht unangenehm sein würde, von einer Menge mehr oder minder berühmter Personen, mit welchen ich in Berührung gekommen bin, unbekannte Züge zu erfahren, oder Abenteuer zu lesen, welche unter einem solchen Menschengewühle, wie in Paris ist, eben nichts Seltenes sind, aber oft entstellt zu den Ohren des fremden Publicums gelangen. Ich habe mich bestrebt, die Aufmerksamkeit gebildeter Leser zu spannen, ohne mich im Gering-

sten von der Wahrheit zu entfernen. Wahrheit ist meine Richtschnur gewesen, und die Leser können versichert sein, daß ich lieber dieses Werk nicht geschrieben haben würde, wenn ich geflissentlich unwahr hätte sein müssen.

Von den Namen der Personen, welche in demselben angeführt werden, habe ich manche aus Rücksicht gegen ihre Familien nur mit den Anfangsbuchstaben angeben können. Ich weiß, daß solche unbestimmte Andeutungen nicht dasselbe Zutrauen einflößen als ganz ausgeschriebene Namen; dies Zurückhalten lag mir aber als Pflicht ob, wenn ich nicht manche Personen oder Familien beleidigen wollte. Andere, gegen welche ich keine Verpflichtung hatte, als wahr und billig zu sein, habe ich mit ganzem Namen bezeichnet. Einige gehören der Literatur oder der Zeitgeschichte an, und es würde unnütz gewesen sein, ihre Namen zu verhehlen. In Rücksicht der Großen bin ich ebenso freimüthig gewesen als gegen Kleine. Ich habe von ihnen nichts zu hoffen, noch zu fürchten, und ich wüßte nicht, weshalb ich mich ihrentwegen anders als gegen die übrigen Stände hätte benehmen sollen.

Ich bin bei einem wichtigen Zeitpunkte stehen geblieben. Fänden diese „Erinnerungen" Beifall, so

könnte ich in der Folge auch die spätern, falls es deren geben sollte, dem Publicum mittheilen. Ich würde alsdann Mehres über die verflossene Zeit hinzufügen, was sich jetzt noch nicht zur Bekanntmachung eignet.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

1784 — 1803.

Zweites Kapitel.

1803.

Sechstes Kapitel.

1808 — 1811.

Siebentes Kapitel.

1811 — 1812.

Achtes Kapitel.

1812 — 1813.

Neuntes Kapitel.

1813 — 1815.

Zehntes Kapitel.

1815 — 1820.

Elftes Kapitel.

1820 — 1826.

Zwölftes Kapitel.

1826 — 1830.

Erstes Kapitel.

1784 — 1803.

Münster unter den Fürstbischöfen. Maximilian Franz. — Adel, Bürger, Militair. — Anekdote eines Fideicommisses. — Studien. — Emigranten: de Pradt, Broglie, Duchilleau, Graf von Artois. — Besetzung Münsterlands durch die Preußen. — Maximilians Tod. — Einnahme Münsters. — De la F**'s Abenteuer. — Reise nach Holland. — Anekdote des Grafen von B**k. — Anekdote des letzten Statthalters. — Geschichte einer sonderbaren Heirath in Nordholland. — Brüssel. — Ankunft in Paris.

— „Wollen Sie mit uns nach Paris reisen?" fragte mich im Mai 1803 zu Münster der französische Emigrirte de la F**.

Ich war neunzehn Jahre alt und hatte manche Gründe, ja zu antworten; um nur die vorzüglichsten anzuführen, werde ich etwas weit ausholen müssen.

Seit Jahrhunderten hatte Münster unter dem Krummstabe gestanden und keine andere Regierung gekannt als die bischöfliche. Alles ging in dem Lande seinen alten Gang, und obwol von Zeit zu Zeit wichtige Begebenheiten den Staat aus dem alten Gleise rückten, so fiel

er doch bald wieder hinein und schleppte sich so fort. Zuletzt hatte man sich angewöhnt, die Erzbischöfe von Köln zu Fürstbischöfen von Münster zu machen, welches sehr bequem und einträglich für diese Herren war. Das Regieren hatten sie sich auch außerordentlich leicht gemacht. Maximilian Franz, der östreichische Erzherzog, den das Domkapitel erwählt hatte, weil es keine bessern Katholiken kannte als die Östreicher, und — weil östreichische und französische Intriguen mehr vermocht hatten als preußische, war ein herzensguter, schlichter, allem Prunke abgesagter Mann; zu Münster wie zu Bonn zog er ein simples Haus seinem Schlosse vor, und als man ihm gerathen, zu seiner Sicherheit eine Wache anzunehmen, soll er geantwortet haben: „Je wozu? wohnt denn der Hausknecht nicht im Erdgeschoß?“ Bei alle dem war er jedoch ein ganz materieller Mann, der zu Wien jeden Morgen einen Kapaun zum Frühstück einnahm, seinen Wein trank, fett wurde, die a͡o und o͡a der östreichischen Mundart so gut aussprach wie der beste wiener Bürger, und dem geheimen Rathe zu Münster die Sorge des Regierens überließ.

Sein Fürstenamt schien ihm nur eine angemessene Zulage zu seinem erzherzoglichen Titel, und so war es auch. Wenn ihm von Zeit zu Zeit einfiel, sein Fürstenthum zu besuchen, so war dies eine bloße Lustreise für ihn; zu Münster aß er des Morgens seine Kapaunen so gut wie zu Wien, und zwar manchmal bei offenen Fenstern und beim Begaffen des neugierigen Volkes, ohne daß sich der emsig beschäftigte Erzherzog dadurch im Geringsten irremachen ließ. Er erkundigte

sich ein wenig nach den Staatsgeschäften, und kehrte dann wieder nach Wien zurück, wo es weit bessere Köche gab als in seinem Erzbisthume.

Man konnte damals in Münster leicht dreierlei Classen von Familien unterscheiden: die adeligen, bürgerlichen und die Beamten. Der Adel hielt sich für Wesen besonderer Art, vermied die zu nahe Berührung mit den andern Bewohnern, hatte lieber Langeweile auf seinen Höfen, als daß er sich mit Jenen hätte belustigen mögen, und lebte nur dann auf, wenn der Fürstbischof dem Lande die Ehre anthat, es zu besuchen. Dann wurden die Galawagen abgeputzt, die Hofuniformen und die Livreien aus den Schränken hervorgeholt, um damit auf dem Schlosse zu paradiren. Sobald der Fürstbischof wieder fort war, verschloß man die bestickten und bebordeten Kleider, und zog sich in die Höfe zurück, wie Schnecken in ihre Schalen.

Übrigens behandelte der Adel seine Bauern ziemlich leutselig, schickte seine Söhne auf Universitäten und auf Reisen, und brachte aus Wien und Paris etwas Geschmack für Kunst mit, obschon in ganz Münsterland kaum ein Künstler aufzutreiben war.

Einige Adelige blieben in den großen Hauptstädten hängen und brachten dort ihr Geld durch. Man hat lange in Münster über das Abenteuer eines Herrn v. Pl** gelacht, in dessen Familie ein sehr bedeutendes Fideicommiß vorhanden war, aber mit der Bedingung, daß, wenn der Stammherr im dreißigsten Jahre seines Alters nicht verheirathet wäre, das Fideicommiß an die jüngern Geschwister oder an andere Linien übergehen sollte. Nun

hatte jener Herr v. Pl** vollauf in Wien gelebt, ohne sich viel um seine Ahnherren und ihre Vermächtnisse zu bekümmern, und den letzten Tag des neunundzwanzigsten Jahres erreicht, ohne zur Heirath zu schreiten. Wahrscheinlich würde er auch im dreißigsten nicht daran gedacht haben, wenn ein jüdischer Wucherer, welcher Ursache gehabt hatte, sich nach den Familienverhältnissen des westfälischen Edelmannes zu erkundigen, nicht athemlos herbeigeeilt wäre, um ihn zu bitten und zu beschwören, sich noch an demselben Tage zu verheirathen; wo nicht, so müsse er, der Jude, zu einer gerichtlichen Vorladung seine Zuflucht nehmen.

Nun war guter Rath theuer. Zum Glück besann sich der Herr v. Pl**, daß seinen Fenstern gegenüber eine Witwe mit zwei Töchtern wohne, mit denen er zuweilen geliebäugelt und einige Worte gewechselt habe. Da Wien voll von Ganz- und Halbadeligen steckt, so hatten auch diese Damen einen adeligen Firniß, aber ohne goldene Unterlage; das heißt, sie hießen gnädige Frau und Fräulein, hatten aber kein Geld. Herr von Pl** läuft zu ihnen hinauf, schellt, und sobald die Witwe die Thür öffnet, ruft er ihr entgegen: „Madame, Sie haben zwei schöne Töchter; erlauben Sie mir, in der Eile die älteste zu heirathen!“ — Sie spaßen! sie ist versprochen. — „Ach Gott, das thut mir außerordentlich leid; und die jüngste?“ — Ist noch keine Braut. — „Ah, so werde sie die Meinige!“ — Diese dringende Freierei an der Thür schien der Witwe ein Zug von Narrheit; allein als sie ihn eingeführt hatte, erklärte er sich, man fand seine Eile ganz natürlich, und

da man schon etwas von ihm wußte, so trug man kein Bedenken, das arme Fräulein zu Gunsten des beträchtlichen Fideicommisses hinzugeben.

Auch hatten sich einige fremde und bekehrte Adelige in Münster niedergelassen; zuerst die Fürstin von Galizin, bei welcher Geistliche und Philosophen aus- und eingingen, zwei Classen, die sich sonst nicht wohl vertragen. Späterhin kam auch die Familie Stolberg. Das prosaische Münster, das bisher nur Einen Dichter hervorgebracht hatte, Sonnenberg, dessen hervortretende Augen mit den blonden Wimpern mir noch vor dem Gedächtnisse schweben, konnte stolz sein auf den Erwerb des berühmten poetischen Dichterpaares; leider aber wollte den katholischen Grafen das Dichten, wodurch die protestantischen berühmt geworden waren, nicht mehr gelingen, und ihre Gedichte wurden zu andächtigen Seufzern.

Die Bürgerschaft, ein biederer und offenherziger, obwol nicht sehr gebildeter Schlag Leute, machte, wie überall, den eigentlichen Kern der Bevölkerung aus; sie hielt treu und fest auf ihre alte Lebensart, und hätte sich nicht um Vieles das regelmäßige Vergnügen, Nachmittags außerhalb der Stadt Kaffee zu trinken, zu kegeln und Abends das Weinhaus zu besuchen, nehmen lassen.

Von geistigen Unterhaltungen war wenig die Rede; nirgends ein Verein zu gemeinnützigen Zwecken, niemals ein Zusammentreten verschiedener Stände aus Gemeinsinn; dagegen politisirte man, so gut es sich nach den elenden Zeitungen, die man damals besaß, thun ließ. Man handelte ein wenig mit Holland und nahm warmen Antheil

an Allem, was diesen Handel stören oder befördern konnte. Die beiden Messen oder Jahrmärkte zeigten den Münsterern, welche Fortschritte der Kunstfleiß anderswo gethan hatte; man bewunderte die neuen Formen, ahmte sie aber wenig nach.

Ehemals, als die Stadt es gewagt hatte, die Reformation zu befördern und die Wiedertäufer einzuführen, hatten die Bischöfe mit Hülfe fremder Truppen, wie alle schlechte Fürsten zu thun pflegen, die Bürger bezwungen und ihnen manche Freiheiten genommen; nur die, jährlich Bürgermeister und Rath wählen zu können, war ihnen geblieben; die andern Freiheiten standen blos in der Geschichte. Man besuchte fleißig die Kirchen, und die vielen Bettelmönche und Geistlichen genossen beim Volke großes Ansehen. Die Bürgerschaft hielt es mit Östreich, weil dieses katholisch war, und haßte Preußen wegen Luther. Daher, als in der Folge Östreich wegen unbesonnener Kriege in große Geldnoth gerieth, eilten die Bürger, den für jene Regierung aufnehmenden Bankiers ihr erspartes Geld zu bringen, wurden um den größten Theil ihres Darlehens gebracht, und seitdem dachten sie weit günstiger von Preußen, das stets seine Gläubiger gewissenhaft bezahlte. Übrigens aber sagte ihnen die östreichische Gutmüthigkeit weit besser zu als der damalige kalt gebietende Militairton des berliner Hofes.

Die Beamten, wozu ich noch die Advocaten und den Militairstand rechne, kurz Alle, die von der Regierung oder von ihrer Feder leben, hatten meistens die Sitten und Gebräuche der Bürgerschaft, nur mit mehr Bil-

dung; sie würden es jedoch fast übelgenommen haben, wenn man sie Bürger genannt hätte. Die Advocaten hatten sich großentheils, wie die Ärzte, auf fremden Universitäten gebildet und schrieben für weniges Geld furchtbare Stöße Acten. Die Beamten schrieben eben nicht mehr, als die strenge Pflicht erheischte, und von allzustarker Arbeit wurde Niemand mager; es wären denn etwa einige geplagte Subalternen gewesen, welche für ihre Obern arbeiten mußten, damit diesen desto mehr Zeit zum Tabackrauchen und Umherschlendern übrigbliebe.

Freilich waren die Ämter, höhere ausgenommen, schlecht besoldet, und nur die wohlfeilen Zeiten ließen den Beamten auskommen. Für die allgemeinen Angelegenheiten war ein Landtag vorhanden; was er aber trieb, wurde geheim gehalten und mochte des Bekanntmachens kaum werth sein. Es waren Stellvertreter des Volks dabei; von wem sie aber ihr Mandat erhielten, wußte Niemand.

Truppen unter einem Bischofe sind immer eine bizarre Erscheinung. Bei den münsterschen konnten die Offiziere alt werden, ehe sie bis zur Hauptmannschaft gelangten. Außer einem Feldzuge nach Lüttich, wo sie dem dortigen Bischofe helfen mußten, den Freiheitssinn der Bürger zu ersticken, waren die münsterschen Truppen seit langer Zeit zu keiner Haupt- und Staatsaction gebraucht worden. Sie waren sehr friedfertig gesinnt, und manche Offiziere hatten den Militairgeist gegen die Andacht umgetauscht.

Zu der dritten Classe von Familien gehörte auch die unsrige. Vier oder fünf Ämtchen, die mein Vater in

seiner Person vereinigte, setzten ihn doch kaum in Stand, seine Haushaltung mit Ehren zu führen. Er war ein redlicher, stiller, etwas schüchterner Mann, den seine Obern wenig kannten und auch nicht zu befördern suchten. An Fähigkeit und Bildung war er manchen Andern überlegen. Früherhin war er in Liquidationsgeschäften nach Strasburg gesandt worden und daher mit französischer Sitte und Sprache sehr vertraut. Das Englische lernte er noch in seinem Alter. Er las fleißig und sammelte seine Denkkraft auf einsamen Spaziergängen. Jedwede Ungerechtigkeit, jedwede Unterdrückung empörte sein Gefühl, und es gohr in seinem Innern, wenn von einem Misbrauche der Gewalt gesprochen wurde. Diese edle Gesinnung dient aber in wenigen Staaten zur Empfehlung für Ämter; Kriechen und Schmeicheln pflegt den Machthabern an untern Beamten besser zu gefallen.

Sein Hauptamt war das eines Kanzlisten. Es ward mir früh zu verstehen gegeben, mit der Zeit und mit großer Anstrengung und Fürsprache könnte es mir gelingen, auch einmal Kanzlist zu werden. Es mußte also zuerst studirt werden. Dazu bot das münstersche Gymnasium unentgeltliche Gelegenheit dar. Der Exminister v. Fürstenberg, der, als gescheiterter Nebenbuhler von Maximilian Franz, ohne Einfluß auf die Staatsgeschäfte, mit nichts mehr zu thun hatte als mit der Curatel des Gymnasiums, und den man mit einem ledernen Käppchen und abgetragenen Überrocke täglich ausreiten sah, hatte dies Gymnasium, ein ehemaliges Jesuitencollegium, auf einen ziemlich achtbaren Fuß gesetzt.

Es lehrten dort noch mehre alte Jesuiten, als Überwasser, Gertz, Balzer, lauter vernünftige Leute, ohne Fanatismus für ihren aufgehobenen Orden. Zum Director hatten wir zuerst den ehemaligen Jesuiten Zumkley, Verfasser mehrer mathematischen und andern Lehrbücher. Es hieß, seine Obern hätten ihm einmal seine etwas zu starke Neigung zum Weine vorgeworfen. „Ach," soll er geantwortet haben, „das mathematische Studium ist so trocken, daß man es nothwendig benetzen muß." Nach seinem Tode ward Kistemaker, ein in der Philologie und Theologie gleich gut bewanderter Mann, Director, und hat dem Gymnasium ungefähr 30 Jahre lang vorgestanden.

Mit meinen Studien ging es anfangs gut. Latein und Griechisch sagten mir zu, letzteres jedoch weniger als ersteres; ebenso Geschichte und Erdbeschreibung; die vaterländische Geschichte sprach mich besonders an. Münster selbst war ein historischer Ort. Die Streitigkeiten der Bischöfe mit den Bürgern und mit ihren Nachbarn, das Hausen der holländischen und deutschen Wiedertäufer, der westfälische Friedensschluß, die Belagerung im siebenjährigen Kriege hatten Spuren und Denkmäler in der Stadt zurückgelassen, über welche ich mich mit meinem Vater oft unterhielt. In der Mathematik mußte ich zurückbleiben, weil ich wegen meines kurzen Gesichts den Demonstrationen des Professors auf dem Brete nicht folgen konnte. Mich verdroß der langweilige Vortrag der Psychologie, und da man in den höhern Classen sich selbst allzusehr überlassen war, so verfiel ich auf das Lesen belletristischer Werke, besonders der Romane, deren

ich und meine Kameraden eine Menge gierig verschlangen. Rinaldo Rinaldini schien uns ein Meisterstück zu sein, und Vulpius, dessen Verfasser, galt in unsern Augen für eins der ersten Genies Deutschlands.

Ein Reisender erzählte mir einst: als er durch Halle gekommen, habe er August Lafontaine einen Besuch abgestattet und, um ihm etwas Verbindliches zu sagen, von dem Entzücken gesprochen, womit er in seiner Jugend dessen Romane gelesen habe. „Ach," antwortete ihm Lafontaine scherzend, aber doch etwas empfindlich, „so sagen sie Alle, nur in ihrer Jugend haben sie mich gelesen; in der Folge lassen sie meine Schriften liegen." — Dies kann ich auch auf mich anwenden.

Besonders zogen uns die damals in Menge erscheinenden schlechten Ritterromane an. Wir lebten und schwebten in der Ritterwelt und wollten auch sogar Rittergeschichten schreiben. Zu dem Endzwecke durchstöberten wir die alten Chroniken auf der Dombibliothek, und fanden auch manchen interessanten Stoff; da es uns aber an Phantasie gebrach, so wußten wir nicht, was wir damit anfangen sollten, und mußten ihn liegen lassen.

Ich fühlte das Bedürfniß einer Anweisung, correct und elegant zu schreiben; davon war in unserm Gymnasialunterrichte wenig die Rede. Zum Glück las Schlüter, der Übersetzer des Sallust, das erste Collegium in Münster über den Styl. Ich hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu und bekam hier die erste Anleitung über die Kunst, schön zu schreiben, und über die Muster des deutschen Styls.

Nachdem ich die sieben Classen des Gymnasiums

durchgemacht und neben der Naturlehre auch Chemie gehört hatte, ging ich zur juristischen Facultät über; leider war diese in Münster schlecht besetzt. Die Professur des Naturrechts, einer Wissenschaft, nach welcher sich damals keine einzige Regierung in Deutschland fügte, wurde von einem sehr mittelmäßigen Lehrer versehen, welcher hernach, ich weiß nicht, welcher Verletzung des Naturrechts halber, mit der Polizei in Zwist gerieth. Einen unausstehlicheren Vortrag als denjenigen des Professors der Institutionen und Pandekten kann man sich nicht denken; seine Zuhörer hatten ihre Lust daran, ihn nachzuäffen. Der beste, aber auch der trägste Lehrer war Sprickmann, in der Reichsgeschichte, die er mit vieler Freimüthigkeit vortrug; leider hielt er seine Vorlesungen nur, wenn's ihm beliebte.

Ich suchte eben dem juristischen Studium einigen Geschmack abzugewinnen, als ein unerwarteter Vorfall mich davon abrief und auf einmal mein Schicksal zu bestimmen schien. Schon seit einigen Jahren hatte Münster, das sonst so wenig Neues zu sehen bekam, lauter fremde Gäste beherbergt: nämlich die französischen Emigrirten, welche bezahlten, und die deutschen Truppen, die man verpflegen und sogar bezahlen mußte, wegen der Obhut, welche sie, wie es hieß, dem Lande gegen die französische Republik zu Theil werden ließen. Dieser Republik sagte man alles mögliche Üble nach, und die Regierung fand ihren Vortheil dabei, daß man die Franzosen wie Kinderfresser und Mordbrenner fürchtete.

Marie Antoinette, Königin von Frankreich, war die Schwester des münsterschen Fürstbischofs gewesen; auf

ihren Antrieb hatte der französische Minister Vergennes vormals Maximilians Wahl durchgesetzt. Alles Unglück, welches der königlichen Familie in Frankreich zugestoßen war, wurde wegen der Verwandtschaft in Münster lebhaft empfunden. Was diese Familie verschuldet hatte, durfte nicht laut gesagt werden. Die flüchtigen Anhänger der Bourbons wurden als verfolgte Schlachtopfer bedauert und empfangen.

Indessen andere kleine deutsche Staaten die Freiheit hatten, den armen Geflüchteten eine Freistätte zu versagen, wurden diese in Münster aufs beste aufgenommen, setzten hier Geld in Umlauf, und zeigten feinere Sitten, als man in Westfalen kannte. Münster beherbergte eine Menge merkwürdiger Männer, welche früher sich berühmt gemacht hatten oder erst in der Folge es geworden sind. De Pradt, späterhin Erzbischof von Mecheln, Almosenier Napoleons und zuletzt einer der geistreichsten Politiker unserer Zeit, hatten wir die Gelegenheit, eine Leichenrede auf einen in Münster verstorbenen Cardinal halten zu hören. Der Marschall von Broglie, dessen Ruhm man aus dem siebenjährigen Kriege kannte, endigte hier seine Tage.

Einen nicht unberühmten Schiffscapitain, Duchilleau, habe ich oft in unserem Hause gesehen. Seine Landsleute erzählten Züge von außerordentlicher Entschlossenheit und Tapferkeit von ihm, aus der Zeit, da er unter dem Bailli de Suffren und dem Marquis d'Estaing in den tropischen Meeren gegen die Engländer Krieg führte. So hatte er einmal, da er mit seinem Schiffe auf der Küste der Insel Guadeloupe vor Anker

lag, mehr als ein Dutzend Damen zu einem Mittagsmahl auf sein Schiff eingeladen. Eine Stunde vor dem Essen aber zeigte sich eine englische Fregatte, welche Duchilleau's Schiff für ein Kauffahrteischiff hielt und es daher kühn anzugreifen beschloß. Duchilleau ließ alsbald die Damen auf den folgenden Tag zum Essen bitten, da er heute ein Gefecht zu liefern habe. Er erwartete den Angriff nicht, sondern ging muthig mit seinem Schiffe auf die Fregatte los, schlug sie und machte den Capitain zum Gefangenen. Nun kehrte er wieder zur Küste zurück, und als am andern Mittage die Damen erschienen, sagte er zu ihnen: „Es hat mir leid gethan, meine Damen, daß ich Ihnen gestern nicht habe Wort halten können. Ich entschädige Sie aber heute dadurch, daß ich Ihnen einen angenehmen Gesellschafter gebe," indem er auf den englischen Capitain zeigte. Dieser verneigte sich, und antwortete lachend: „Ich bedauere nur, daß ich Ihnen die Ehre nicht erwiedern kann."

Ein anderes Mal kreuzte er mit seinem Schiffe im indischen Ocean, entdeckte in der Ferne ein kleines englisches Kauffahrteischiff und befahl einem Unterlieutenant, er solle die Schaluppe aussetzen und auf jenes Schiff losfahren. Der Unterlieutenant gehorcht, kommt aber bald zurück. „Nun," rief ihm Duchilleau von weitem zu, „wo ist die englische Beute?" — „Nicht möglich," erwiederte der Unterlieutenant, „sie haben vierzehn Kanonen; sie würden meine Schaluppe in Grund gebohrt haben." „Herr Unterlieutenant," sagte Duchilleau, „ich sehe wohl, daß Sie noch ein Anfänger sind; ich muß Ihnen mit dem Beispiele vorangehen; folgen Sie mir." Nun

sprang Duchilleau mit dem Unterlieutenant und seinen Leuten in die Schaluppe, steuerte auf das englische Schiff zu, griff es muthig an und war so glücklich, es zu entern, kletterte hinein und sprang mit gezogenem Pistol auf den Capitain los. Dieser mußte sich ergeben, worauf sich Duchilleau gegen den Unterlieutenant wandte, mit den Worten: „Nun haben Sie erfahren, wie man ein Schiff wegnimmt.“

Über zwanzig Jahre nachher sah ich zu Paris auf einem der Boulevardstheater ein Schauspiel, „Die Einnahme der Insel Granada“, wenn ich nicht irre, in welchem auch Duchilleau vorkam, und zufälligerweise sah ich den Mann selbst wieder, den ich schon für längst gestorben hielt; er war 85 Jahr alt, und indeß jener Unterlieutenant zum Viceadmiral avancirt war, lebte Duchilleau in Armuth. Er erkannte mich nicht wieder, natürlich, weil ich damals noch ein Knabe gewesen war. Als ich mit ihm von seinen Besuchen in unserm älterlichen Hause sprach, war er sogleich gefaßt und sagte: „Nun, da wir doch alte Bekannte sind, so seien Sie so gut und leihen mir 300 Franken!“ Ich muß gestehen, daß ich mich nicht verbunden glaubte, die Schuld der Bourbons gegen ihn abzutragen.

In dem kleinen Städtchen Hamm, einige Meilen von Münster, lebte eine Zeitlang der Herzog von Artois, nachmaliger König Karl X. und dann wieder Emigrant in England. Dieser Prinz wußte sein Schicksal nicht mit demselben Gleichmuthe zu ertragen wie manche andere Flüchtlinge; das Unglück hatte ihn nicht gebessert; er wollte in einem münsterschen Städtchen wieder ein so

lockeres Leben führen wie am Hofe zu Versailles. Noch jetzt erzählt man dort arge Anekdoten von ihm. Sein Schicksal erregte wenig Mitleiden bei den Einwohnern.

Die andere Art Gäste, die man im Münsterschen bekam, waren, wie gesagt, die deutschen Truppen. Wer Geschmack an Soldaten fand, konnte deren hier von allen Farben und Gattungen sehen, die Einen noch ausgehungerter und elender als die Andern. Soldat zu sein war damals das traurigste Loos auf Erden. Östreicher, Hessen, Hanoveraner und andere zogen hindurch; die Preußen aber blieben und ließen sich verpflegen. Sie beschützten zuletzt die Neutralitätslinie, worauf sie schon als auf ein künftiges Eigenthum ihr Augenmerk gerichtet hatten, und thaten, als ob sie zu Hause wären.

Wie erstaunten die alten Pfahlbürger, als sie Zeugen von so Manchem sein mußten, was ihnen sonst ein Greuel im Auge gewesen sein würde, wozu sie aber jetzt nichts sagen durften! Z. B. wenn sie sahen, wie zehn- oder zwölfjährige Knäbchen, sogenannte Fahnenjunker, und zum Theil uneheliche Kinder der Prinzen und des Adels, mit großen Tressenhüten und langen nachschleppenden Säbeln, vor graubärtigen Soldaten hermarschirten und sie commandirten; oder wenn General Blücher einer Maitresse zu Ehren, die noch dazu ihren Mann bei sich hatte, öffentliche Feste veranstaltete. Bei solchem Skandal schlugen sie die Hände über den Köpfen zusammen und riefen wie der römische Redner, aber auf plattdeutsch: „O tempora! o mores!“

Maximilian Franz, der sein armes Land während der letzten bedrängten Zeit im Stiche gelassen hatte, be-

saß sein Köln nicht mehr und sollte nun auch sehen, wie man ihm Münster nehmen wollte. Der gute Mann aß sich zu Tode, und in Münster that man, als ob man sich über seinen Verlust betrübte; dennoch hielt es schwer, einen Leichenprediger für sein Seelenamt aufzufinden. Ein Mönch hatte endlich den Muth, die vorgeblichen Regententugenden dieses Landesherrn, von dem wenige seiner Unterthanen mehr als den Namen gekannt hatten, zusammenzustellen und zu preisen.

Sobald die Trauerceremonie geendigt war, fragte es sich, was zu thun sei. Preußen bat das Domkapitel ganz höflich, sich nicht die Mühe zu geben, einen neuen Fürsten zu wählen, indem das Land doch schon so gut als verschenkt sei. Das Domkapitel that aber, als ob es die Andeutung nicht verstände, und in der Meinung, das beste Mittel, Preußen von Münster abzuhalten, wäre, wiederum einen östreichischen Erzherzog zu wählen, that es einen nach seiner Meinung gewaltig pfiffigen Staatsstreich durch die Wahl Victor Antons. Dieser dankte sehr verbindlich aus Wien und ließ die Münsterer auf seine Gesundheit trinken. Aber einige Zeit nachher rückten die Preußen heran und benahmen den armen Münsterern, welche sich auf den östreichischen Schutz viel zu gute thaten, ihre Täuschung. Östreich hatte einen guten Antheil bei den Ländertheilungen bekommen und ließ Preußen mit dem seinigen machen, was es wollte.

Alle diese Staatsbegebenheiten hatten den geheimen Rath, in dessen Händen noch immer das Regierungsruder war, in außerordentliche Bewegung gesetzt und die Kanzlei mit Arbeit überfüllt. Es wurden zwei Gehül-

fen in derselben verlangt, und mein Vater sah es für ein Glück an, daß er mich auf diese unterste Staffel der Kanzleiwürden setzen konnte. Da jedoch damals Alles auf provisorischem Fuße stand, so war auch meine Hülfe nur provisorisch.

Als ich einen Monat in der Kanzlei geschrieben hatte, dünkte mich das Geschäft schon sehr langweilig, und ich bedauerte, daß meine Bestimmung auf Erden sein sollte, mich in dem finstern Kanzleigebäude mit dem Insreineschreiben der Kritzeleien der geheimen Räthe zu beschäftigen. Allein es war doch ein Stand und brachte einigen Erwerb.

Die Münsterer erfuhren eines Tages aus der Zeitung, daß man sie an Preußen verschenkt habe, daß aber ein Theil ihres Landes, in kleine Stückchen zerschnitten, auch kleinen Fürsten zur Entschädigung dienen sollte. Einige Tage darauf bestätigte das Einrücken der preußischen Truppen mit Kanonen und brennenden Lunten die Wahrheit der Zeitungsnachrichten. Ribbentrop, der preußische Kriegscommissar, versammelte den geheimen Rath und hernach das Kanzleipersonal, und verkündigte uns, wir wären nun Preußen und müßten für den König Friedrich Wilhelm arbeiten. Zwar hatte der geheime Rath in der Eil eine Art von Protestation entworfen, die wir unten in der Kanzlei einige Male abschreiben mußten, und worin es in verblümten und fast demüthigen Ausdrücken hieß, Münster habe ernstlich geglaubt, Niemand könne es verschenken; da aber das Recht des Stärkern als das beste gelte, so unterwerfe man sich der Gewalt, indem man nichts Besseres thun könne.

Die preußischen Commissarien antworteten, es wäre gut, und steckten die Protestation in die Tasche.

Gleich darauf begann das Organisationswesen. Behörden und Dikasterien wurden umgeformt, Klöster aufgehoben, Truppen in andere einverleibt, eine neue Gesetzgebung eingeführt; ein Schwarm fremder Beamten, welche mit den Truppen eingezogen waren, wurde angestellt. Die armen Münsterer waren wie betäubt bei der plötzlichen Umwandlung, die vor ihren Augen vorging; und da auch ich diese Reformen mitempfinden sollte, so wurde mein Schreiberämtchen als überflüssig abgeschafft.

Da stand ich nun mit vielen andern jungen Leuten, ohne zu wissen, wo hinaus. Ich befand mich gerade in einem Alter, in dem eine unnennbare Sehnsucht das jugendliche Gemüth ergreift und anfüllt; ich wollte hinaus in die weite Welt; es kam mir vor, als ob mein Glück sich nicht mehr hier befinden könne, sondern in einem weit entfernten Lande aufgesucht werden müsse. Der Anblick des so eigenmächtig vertheilten und in Beschlag genommenen Vaterlandes und die Klagen so vieler Freunde, die alle mit Bangigkeit der Zukunft entgegensahen, thaten meinem Herzen wehe; ich mußte täglich ins Freie hinaus, um meinen bedrängten Gefühlen Luft zu schaffen und über dem Anblicke der ruhigen und schönen Natur die Ungerechtigkeiten der europäischen Politik einige Augenblicke zu vergessen.

An einem der reizenden Maitage kam ich eben vom Felde zu Hause, als de la F** die im Anfange dieses Kapitels angegebene Frage an mich richtete: „Wollen Sie mit uns nach Paris reisen?“

De la F** war einer der letzten Emigrirten, welche bei uns eingekehrt waren. Seit mehren Jahren hatten Emigrirte in unserm Hause gewohnt; Französisch wurde in unserer Familie häufig gesprochen, und die reizenden Schilderungen, welche die Verbannten von ihrem Vaterlande in ihren Gesprächen entwarfen, hatten mir eine lebhafte Begierde eingeflößt, Frankreich zu kennen. De la F** war ein munterer und geistreicher Gascogner aus einer reichen Familie, der sehr jung in den Dienst des Königs getreten war und das Garnisonleben etwas zu stark mitgemacht hatte, sodaß er frühzeitig gealtert war. Als die Revolution ausbrach, flüchtete er sich mit andern Adeligen über den Rhein und trat in das Emigrantencorps unter den Befehlen des Prinzen von Condé; so tapfer dieses auch focht, so wurde es noch tapferer von den Republikanern angegriffen, geschlagen und zerstreut. De la F**, von seinen Unglücksgefährten getrennt, irrte entblößt und entkräftet in der Gegend umher, mußte sich des Tages in den Gebüschen verstecken und trat nur des Abends hervor, um bei den Bauern Nahrung und Obdach zu erhalten. Ein alter mitleidiger Landmann hatte ihn eines Abends sehr freundlich in seine Hütte aufgenommen und ihm eine Schlafstätte zugesagt, als plötzlich stark an die Thür gepocht wurde.

„Gott sei uns gnädig!“ rief der Bauer, durchs Fenster schauend; „französische Husaren!“ Schnell wies er dem Flüchtlinge den Heuboden an, mit dem Bedeuten, sich dort zu verstecken. Die Husaren wurden nun eingelassen, foderten zu essen und kündigten an, sie müßten Haussuchung anstellen und den in der Ge-

gend zerstreuten Emigranten nachspüren. Unterdessen kamen noch mehr Soldaten an; die Hütte wurde durchsucht; den Heuboden besah man glücklicherweise nur flüchtig und fuhr dann fort, in der untern Kammer zu zechen. Erst als sich die Soldaten zur Ruhe gelegt hatten, schlich sich der Hauswirth ganz leise auf den Heuboden, brachte dem Emigrirten einige kärgliche Lebensmittel und bat ihn durch Zeichen, sich in seiner peinlichen Lage noch zu gedulden. De la F** erwartete mit steigender Angst den Anbruch des Tages und den Abzug der Husaren; allein als nach langem Harren das Tageslicht erschienen war, wurde wieder mit Ungestüm an die Hausthür geklopft; ein neuer Trupp Soldaten foderte Herberge und Nahrung. Nun war keine Hoffnung zur Ruhe und Sicherheit mehr da; die Gegend schien mit republikanischen Truppen überschwemmt zu sein. Den ganzen Tag lärmten und polterten die Soldaten in dem Hause und in der Gegend umher. Erst nach Mitternacht konnte der Hauswirth seinem armen Gaste einige Nahrung bringen. Dieser aber gestand, daß seine Lage allzu peinlich sei, als daß er sie länger ertragen könne; er ziehe derselben die größten Gefahren vor. Der Hauswirth mochte dies wol selbst einsehen; er führte den Flüchtling leise an eine Hinterthür, wodurch man aufs Feld trat, gab ihm noch einige Lebensmittel auf den Weg und nahm Abschied von ihm. De la F** drückte ihm stumm die Hand; wie oft habe ich ihn bedauern hören, daß er weder den Namen noch den Aufenthalt seines edeln Wohlthäters kannte und ihm in der Folge seine Dankbarkeit nicht bezeigen konnte!

Er entfernte sich unter dem Schutze der Finsterniß aus der gefahrvollen Gegend und entkam glücklich ins Innere Deutschlands. Er begab sich nach München, mußte diese Stadt aber bald wieder verlassen, weil die Franzosen herannahten. Nun irrte er in manchen Staaten umher und kam endlich nach E**. Hier zwang ihn die Noth, eine Fechtschule zu eröffnen. Eine Prinzessin, welche in jener Stadt einen kleinen Hof hielt und den Emigrirten gewogen war, nahm ihn in ihre Gesellschaft auf und gab ihm die Tafel. Nun vergaß er seine Leiden, seine heitere Laune gewann wieder die Oberhand und gefiel der deutschen Fürstin ungemein. Da er noch jung war, so überredete sie ihn, er solle sich unter den Fräulein ihres Hofes Eines zur Heirath wählen. Diese Fräulein waren alle reizende Mädchen. Eines jedoch zog den Franzosen durch ihre Fröhlichkeit und ihr gemüthliches Wesen ganz besonders an; er hatte bemerkt, daß sie sich des Abends, wenn Gesellschaft bei der Prinzessin war, unvermerkt zu entfernen pflegte und erst spät wiedererschien, indeß die Andern sich mit allerlei Spielen belustigten. Dieses beständige Entfernen war ihm aufgefallen. Eines Abends suchte er der Ursache desselben auf die Spur zu kommen. Er sah das Mädchen mit einem Korbe, den sie aus der Küche geholt hatte, aus dem Hause gehen. Leise folgte er ihr bis in eine kleine Gasse. Hier hielt sie vor einem elenden Häuschen stille und klopfte an. Sie ward eingelassen, und de la F** sah durch eine von Rauch gelb gewordene Fensterscheibe, wie sich eine hungrige und entblößte Familie um sie her versammelte und Nahrung aus ihren Händen empfing.

Er war gerührt und dachte, ein so mitleidiges Herz müsse auch für ihn, den Unglücklichen, ein Trost werden. Er offenbarte der Prinzessin, was er beobachtet hatte, sowie auch den Wunsch, dieses Fräulein zur Ehe zu bekommen. Das junge Mädchen, das seine Ältern verloren und außer der Prinzessin und einer Verwandtin keine Stütze hatte, nahm den Antrag an und wurde bald die Frau des de la F**.

Sie zogen nach Münster, wo ihre Verwandtin sich aufhielt, und hier fügte es der Zufall, daß sie im obern Geschoß unsers Hauses zu wohnen kamen. Da unterdessen Friede und Ruhe in Frankreich wiederhergestellt war, so eilte de la F** nach seinem Vaterlande, um wo möglich noch einige Trümmer seiner Familiengüter zu retten. Diese waren zwar als Nationalgüter während der Schreckenszeit verkauft worden; aber von der Nachlassenschaft einer reichen Tante durfte er hoffen, noch einen beträchtlichen Theil zu bekommen. Jedoch konnte dies noch einige Zeit dauern; er übergab also das Betreiben seiner Angelegenheit einem Agenten und kehrte zu seiner Frau zurück, um dann mit ihr die Erbschaft aus Frankreich zu holen und wo möglich sich in einer schönen Gegend Deutschlands, das seine Frau nicht gern verlassen mochte, auf einem eigenen Gute niederzulassen.

So standen die Sachen, als mir de la F** den Antrag that, sie Beide nach Frankreich zu begleiten und hernach bei ihnen auf dem Gute zu bleiben, das sie anzukaufen gedachten. Ich sollte unter dem Namen eines Secretairs bei ihnen sein, sonst aber ganz auf dem Fuße eines Freundes behandelt werden.

Da sich keine andere Aussicht für mich zeigte, so ward auch von meinen Ältern dies Anerbieten mit Freuden angenommen; was mich betrifft, so erfüllte es alle meine Wünsche. In 14 Tagen waren wir alle Drei reisefertig, und am 23. Mai fuhren wir auf dem münsterschen Canal ab, da die Reise über Holland gehen sollte; meine Mutter weinte, mein Vater war ernst; vielleicht ahnte er, daß wir uns zum letzten Male sähen. Meine Stimmung war, ich gestehe es, heiter; die weite Welt schien sich für mich zu öffnen; ich sah endlich einmal wieder eine fröhliche Zukunft. Mit dem Postschiffe fährt man einige Stunden weit auf dem Canale, beinahe der einzigen nützlichen Anlage, welche Münster den letzten Fürsten verdankt. Am Ende dieses Canals begann die Fahrt über Haiden, wo damals kaum ein Weg gebahnt war, und manchmal fuhr man durch stehendes Wasser; am andern Tage trafen wir in Enschede, einem schon in holländischem, das heißt freundlichem und gefälligem Geschmacke erbauten Städtchen, ein, und von da ging es weiter in Holland hinein nach Zwoll. An das Fuhrwerk, das wir an diesem Tage besteigen mußten, habe ich beständig gedacht; denn niemals auf meinen Reisen habe ich ein ärgeres gesehen. Ein langer Wagen, ähnlich den Leiterwagen der Bauern im Westfälischen, hatte im Innern Bänke, die in Ketten hingen und beständig gegeneinanderschlugen. Wehe Denen, welche auf diesen Bänken saßen und mit den danebenhängenden leeren in Collision geriethen! Auf dem Steinpflaster war dieses Fuhrwerk eine wahre Pein. Der Fuhrmann saß in brauner Jacke und mit rundem,

etwas aufgekremptem Hute so unbeweglich auf seinem hölzernen Sitze, als ob ihn das Leiden der Passagiere nicht im Mindesten anginge.

Die Ankunft in Zwoll machte endlich dieser Qual ein Ende. Eine so saubere Stadt zu sehen, wo sogar die Leichenäcker das Gepräge einer außerordentlichen Sauberkeit trugen, war etwas Reizendes für einen Westfälinger, dem etwas Ähnliches in seinem Vaterlande damals nirgends aufstieß. Kramläden, Straßen, Kirchen, Gefängnisse, Alles war so sauber, daß die Leute nichts zu thun zu haben schienen, als ihre Stadt rein zu halten.

Am folgenden Tage schifften wir uns auf der Yssel ein und fuhren die Mündung dieses Flusses hinunter in die Zuydersee. Vor lauter Erstaunen und Entzücken konnte ich kaum zu mir selbst kommen. Gegen Abend jedoch, als das Meer in Bewegung gerieth, war uns Reisenden nicht so erfreulich mehr zu Muthe, und wir zahlten den gewöhnlichen Tribut der zum ersten Male auf dem Meere Reisenden.

Am folgenden Morgen, sobald der Tag anbrach, wurden wir durch das Geräusch auf dem Schiffe und in der Ferne aufgeweckt, und nun bot sich unsern Blicken der Hafen von Amsterdam dar. Unabsehbare Reihen von Masten dehnten sich quer vor uns aus; allerlei Flaggen wehten von den Wipfeln; einige Schiffe bereiteten sich zur Abreise, andere zum Ausladen. Eine Menge von Bootsleuten ruderte zwischen den Reihen von Schiffen auf und ab und bot Lebensmittel feil. In einem neblichten Hintergrunde zeigten sich die Thürme und Häuser von Amsterdam.

Dies war eins von den großen Schauspielen, dessen Eindrücke unauslöschlich sind; ich sehe es im Geiste noch so lebhaft, als ob es erst gestern vor meinen Augen vorbeigegangen wäre.

Wir landeten und kehrten in einem schönen Gasthof ein; der Wirth unterhielt sich mit uns im Fremdenzimmer, und während des Gesprächs bot er sein Speichelgefäß ganz gleichgültig dar, wie man sonst die Tabacksdose präsentirt. Wie erstaunte ich über das Gewühl auf den Straßen, über die schöngezierten und reichversehenen Kaufläden, die vielen Böte und Schiffe in den Canälen, die angenehmen Spaziergänge auf den Grachten, die herrlichen Gebäude, und über das geschäftige Treiben der Bewohner, besonders zur Börsezeit! Wir hielten uns einige Tage in Amsterdam auf und besahen das Merkwürdigste, unter andern die Kweek-Schule, Benennung der Erziehungsanstalt angehender Seeleute, wo man uns die Kugel zeigte, welche dem ruhmvollen Leben des Admirals Ruyter ein Ende gemacht hatte.

Dann schifften wir uns auf einer Treckschuite nach Harlem ein. Die Canäle sind zum Theil mit reizenden Landhäusern und Lustgärten begrenzt; das herrliche Grün und die Blumen, die eben in ihrem vollen Frühlingsschmucke prangten, gaben dieser Fahrt einen besondern Reiz. Nirgends habe ich solch einen Eindruck wiederempfunden, wie denjenigen, den der Anblick dieser üppigen und wohlunterhaltenen Vegetation auf mein Gemüth machte. Harlem hatte einen andern Charakter als Amsterdam; hier war es stiller und die Sauberkeit weit auffallender. Zwar gefiel mir das schöne Gehölz

neben der Stadt, jedoch schienen mir die Lustgärten, die ich am Canal erblickt hatte, ein Paradies dagegen.

Beim Harlemer Gehölze besahen wir einige jener berühmten Blumengärten, deren Producte sonst zu ungeheurer Verschwendung Anlaß gaben. Die Zahl der leidenschaftlichen Blumenliebhaber muß wol noch beträchtlich genug sein, um so manchen Zwiebelhändlern Nahrung zu geben. Der Holländer ist an das Treibhauswesen gewöhnt und hält viel auf seine Kunstgärten.

Mir fällt dabei eine Anekdote ein, welche der holländische Graf von B**k uns erzählte. Dieser Graf wollte einigen vornehmen Personen im Haag ein großes Gastmahl geben und hatte seinem Haushofmeister anbefohlen, nichts zu sparen, um seltene Eßsachen zu bekommen. Es war ganz im Anfange des Frühjahres. Man trug Erdbeeren und grüne Erbsen auf. Alle Gäste waren erstaunt, jetzt schon solche Erstlinge der Gartenfrüchte hier zu erblicken. Der Rath R., der sich auf seine Gartenzucht viel zu gute that, konnte nicht genug erstaunen, daß ein Anderer eher Erbsen und Erdbeeren gezogen habe als er. „Sonderbar!" rief er. „Ich habe den Ruf, daß bei mir die Erstlinge eher erscheinen als in der ganzen Residenz, und dieses Jahr bin ich weit, weit zurück. Entdecken Sie uns doch, lieber Graf, wie Sie zu diesen köstlichen Sachen gelangt sind!"

Graf v. B**k ließ den Hausmeister rufen und fragte ihn. Der Haushofmeister näherte sich seinem Herrn und sagte ihm einige Worte ins Ohr, worauf der Graf in ein lautes Gelächter ausbrach. „Nun," rief Rath R., „wo sind diese Früchte und dieses Gemüse gekauft wor-

den?" — „Bei Ihrem Gärtner, Herr Rath! wie mir mein Haushofmeister versichert." — Nun lachte die ganze Gesellschaft. „Der Spitzbube!" rief der feuerroth gewordene Rath; „morgen mit Tagesanbruch soll mir der Kerl wegwandern!"

Ein alter und eifriger Gartenfreund, aber herzensguter Mann, Herr B**, belustigte sich ein wenig über den Zorn des Rathes. Beim Nachtisch erschienen köstliche Ananas auf der Tafel. Ein allgemeines Lob erscholl bei dem Anblicke der prangenden Frucht, besonders zog sie die Bewunderung des Herrn B** an. „Solch schöne Frucht habe ich doch niemals in meinem Treibhause hervorbringen können," sagte er, „wiewol ich keine Kosten spare und einen der geschicktesten Gärtner reichlich besolde. Sie müssen mir sagen, wie man solche prächtige Ananas erhält."

Nun mußte der Haushofmeister wieder erscheinen. „Wo hat man die schönen Ananas aufgetrieben?" fragte der Herr vom Hause, und der Haushofmeister bückte sich wieder zu den Ohren des Grafen von B**k hin und sagte ihm leise einige Worte. Neues Gelächter des Grafen: „Der Haushofmeister sagt, der Gärtner des Herrn B** habe sie ihm verkauft." — „Wie? was? mein eigener Gärtner, der so ehrlich aussieht? Der Schelm!" Die Reihe des Lachens war nun an den Rath gekommen. Herr B** faßte sich aber bald. „Nun, es ist wahr," sagte er, „mein Gärtner hat eine Familie zu ernähren. Vielleicht hat er meine Ananas sehr theuer verkauft?" — „Funfzig Gulden." — „So? nun daran hat er

recht gethan; er hat damit seiner Familie geholfen; ich verzeihe ihm."

Das Erstaunen der hintergangenen Gartenfreunde gab der Gesellschaft noch manchen Anlaß zum Scherzen.

Züge voll Herzensgüte, wie der des alten und reichen V**, wurden in Holland auch von dem letzten Statthalter erzählt, obschon derselbe keinen Anstand genommen hatte, fremde Truppen gegen seine eigenen Landsleute herbeizurufen, und diese mit Bajonetten und Kanonen zur Unterwürfigkeit zu zwingen. Solche Widersprüche hat man an manchen Regenten bemerkt. Man erzählte unter Anderm von ihm, er habe sich einmal auf die Lauer gestellt, um zu sehen, ob es wahr wäre, daß, wie man ihm versichert hatte, seine Leute die Küche bestählen. Er sah bald einen beladenen Karren aus dem Schlosse kommen. Nun trat er hervor und ließ ihn sogleich öffnen; er war mit Lebensmitteln angefüllt. Als er die vielen Sachen auspacken sah, rief er: „Die Schelme! Auf sechs Wochen haben sie genug daran! Wenn sie sich nur nicht den Magen verderben!" Darauf ließ er den Karren mit der ganzen Ladung weiterfahren.

Von Harlem begaben wir uns mit einer andern Treckschuite nach Leyden. In dieser schönen Stadt blieben wir die Nacht, besahen Einiges am folgenden Morgen und fuhren dann weiter auf den Canälen nach Rotterdam. Auf solchen Treckschuiten läßt sich weit besser mit einander reden als in den Landkutschen; trifft man daher Leute darin an, welche die Gesellschaft angenehm zu unterhalten wissen, so ist dies ein wahrer Genuß für die Reisenden, und man fährt schnell von einer Stadt

zur andern, ohne daß man den Abstand gewahr wird. Einen solchen lustigen Erzähler hatten wir auf der Treckschuite nach Rotterdam. Der Reisende schien ein scharfsinniger Beobachter zu sein und war dabei ein witziger Erzähler; er hatte Manches aus seiner letzten Tour in Nordholland zu erzählen und belustigte die Zuhörer ungemein. Von diesen Anekdoten erinnere ich mich nur einer, welche sich mir, ich weiß nicht warum, fest eingeprägt hat.

Als ich, so erzählte er, in dem Städtchen *** (er nannte es, der Name ist mir aber entfallen) in Nordholland ankam, unterhielt man sich in allen Häusern von einer Hochzeit, die eben gefeiert werden sollte, und wozu die meisten Einwohner eingeladen waren. Der Bürgermeister verheirathete nämlich seine Tochter mit dem Sohne eines Bauern, und diese Heirath, welche auf eine sonderbare Weise zu Stande gekommen, war es, was so viel Anlaß zum Gerede gab. In allen Häusern sah ich die Leute die Köpfe zusammenstecken, erzählen, zuhören und dann laut auflachen. Ich glaubte anfangs, das ganze Städtchen sei närrisch geworden; denn alle Leute trieben gerade dasselbe Wesen. Vermuthlich hatte sich seit einigen Jahrhunderten nichts so Wichtiges und Außerordentliches in der Gegend zugetragen als jene Heirath, womit es sich folgendermaßen verhielt.

In der Umgegend wohnte ein sehr reicher Bauer, wie es deren in Nordholland manche gibt. Er hatte einen einzigen Sohn, und da dieser schon erwachsen war, er aber alt zu werden anfing, so wünschte er sehnlich, diesem die Wirthschaft zu übergeben und ihn daher ver-

heirathet zu sehen. Aber zu seinem großen Leidwesen bezeigte der Sohn eine entschiedene Abneigung gegen das Heirathen. Vergebens machte ihm der Vater manche vernünftige Vorstellung darüber und ließ ihm von Andern zureden. Der Sohn weigerte sich beständig, dem Wunsche seines Vaters zu willfahren, und versicherte, die Mädchen flößten ihm nicht die geringste Zuneigung ein. Wie der Wirth in Göthe's Hermann und Dorothea, konnte der Bauer oft klagen:

> . . . Ungern sah ich den Jüngling, der immer so thätig
> Mir in dem Hause sich regte, nach Außen langsam und schüchtern.
> Wenig findet er Lust, sich unter Leuten zu zeigen;
> Ja er meidet sogar der jungen Mädchen Gesellschaft
> Und den fröhlichen Tanz, den alle Jugend begehret.

Eines Tages, als der Bauer mit seinem Sohne das Korn zum Markte in das Städtchen gefahren und wohl verkauft hatte, kehrten Beide bei einem Freunde der Familie ein. Hier lenkte während des Mittagessens der Alte wieder das Gespräch auf die Ehe: der Wirth vom Hause unterstützte den Vater in seinen Vorstellungen, und Beide redeten dem Jünglinge lange und dringend zu. Dieser, des ewigen Gespräches überdrüssig, stand auf und legte sich in ein Fenster, von welchem aus man die Aussicht auf die Gasse hatte.

Unterdessen theilte der Vater dem Freunde seinen Kummer mit. Indem die beiden Alten so miteinander reden, dreht sich der Jüngling, der ihnen den Rücken zuwendete, plötzlich um, ruft seinem Vater im Vorbeieilen zu: „Vater, Vater! vielleicht werde ich heirathen!“

stürzt aus dem Zimmer, läuft die Treppe hinunter und verschwindet auf der Gasse. Die beiden Alten sehen sich einander verdutzt an und wissen nicht, was dem armen Jungen auf einmal in den Sinn gekommen ist.

Eine gute Viertelstunde darauf erscheint der Jüngling wieder; er ist ganz außer Athem und kann kaum die Worte herausbringen: „Vater, Vater! wenn ich nicht heirathe, so bin ich der unglücklichste Mensch von der Welt, so sterbe ich vor Schmerz!" Neues Erstaunen der beiden Alten; sie sehen erst den Jüngling und dann einander starr an. Nach und nach erholt sich der Sohn und kann nun erzählen, was sich mit ihm zugetragen hat. Als er nämlich in dem Fenster gelegen hatte, um dem Gespräche übers Heirathen auszuweichen, war ein Mädchen vorübergegangen, so reizend wie er noch keins gesehen. Auf einmal war ihm der Gedanke durch die Seele gefahren: ja, wenn du so Eine zur Frau bekommen könntest, möchtest du wohl dem Vater die Freude machen, zu heirathen. Um sie nicht aus dem Auge zu verlieren, war er plötzlich auf die Gasse hinunter- und dem Mädchen nachgeeilt. Er hatte ihr ins Gesicht geschaut und ihr zugenickt, und sie hatte ihn freundlich lächelnd angesehen; er aber war wie vom Blitze getroffen, das heißt äußerst verliebt geworden und hatte sogleich die Vorübergehenden gefragt, wie das schöne Mädchen heiße. Es ist unsers Bürgermeisters Tochter, hatten die Leute geantwortet. „Vater, lieber Vater!" beschloß der Sohn sein Geständniß, „Ihr müßt sogleich um das Mädchen für mich freien, sonst sterbe ich vor Gram in Zeit von acht Tagen."

„Je nun, wenn die Sachen so stehen," erwiederte ganz fröhlich der Vater, „so wollen wir sogleich Hand ans Werk legen."

In der That griff er nach Hut und Stock und begab sich geraden Weges zum Bürgermeister. Er war ein schlichter Mann und machte niemals viel Wesens.

„Herr Bürgermeister!" sagte er beim Eintritt, „ich muß Euch sagen, daß mein Sohn sich in Eure Tochter verliebt hat."

Die obrigkeitliche Person sah den Bauer ziemlich verächtlich an und antwortete ganz gleichgültig: „Das kann wol sein; schon mancher Andere hat sich in sie verliebt."

— Aber mein Sohn behauptet, daß er zu Grunde gehen werde, wenn er sie nicht zur Frau erhält. Ich komme also, um bei Euch um sie anzuhalten.

„Alter!" versetzte der Bürgermeister, „Ihr seid nicht gescheut; nimmer wird Euer Sohn meine Tochter bekommen!"

Ich hoffe, gestrenger Herr, daß dies nicht Euer letztes Wort sein wird.

„Wie ich es Euch sage. Seht, die Tochter eines Bürgermeisters und ihre Aussteuer von 200,000 Gulden sind nicht für Leute von Euerm Stande."

Eine Aussteuer von 200,000 Gulden?

„So ist es. Also verliert keine Worte und keine Zeit mehr."

Nun, das thut mir um so mehr leid, als ich mir einbildete, die Heirath könne doch statthaben; denn ich gebe meinem Jungen 400,000 Gulden mit.

„Was sagt Ihr da, guter Alter?“

400,000 Gulden, sage ich, hat mein Sohn von mir zu erwarten.

„Ei, seid Ihr etwa der reiche Bauer hinter dem Gehölze?“

Zu Euern Diensten, Herr Bürgermeister.

„Nun, so setzt Euch, lieber Freund, wir müssen doch ein wenig mit einander schwatzen.“

Das thaten sie denn, und der Bürgermeister, der gewaltig das Geld liebte, wurde ganz freundlich gegen den schlichten Bauer. „Aber seit wann,“ fragte er, „kennt denn Euer Sohn meine Tochter?“

Seit einer halben Stunde, Herr!

„Und wo hat er sie kennen gelernt?“

Im Vorbeigehen auf der Straße.

„Nun, das ist doch eine ganz eigene Art, eine Braut zu wählen,“ sagte der Bürgermeister und lachte, daß ihm der dicke Bauch wackelte. „Es kommt jetzt darauf an, ob meine Tochter einwilligt.“

Man ruft das Mädchen. „Da ist wieder Einer, der um Dich freit,“ sagte der Vater, als sie eintrat. „Schon wieder Einer?“ versetzte das Mädchen mit gedehntem Tone. „O, ich wette,“ fuhr sie nach einigem Nachdenken fort, „es ist der junge Bauer, der mich vor einer halben Stunde auf der Gasse so neugierig anguckte und fast außer Athem war.“ — „Ganz richtig, Jungfer“, antwortete der Bauer. — „Er hat 400,000 Gulden im Vermögen,“ setzte die obrigkeitliche Person hinzu. Das Mädchen stutzte. „Nun, Vater,“ sagte sie nach einigem Nachdenken, „wenn's sein muß, so gebe

ich dem jungen Manne meine Hand; vielleicht wird er mich lieb haben.“

Die beiden Väter wurden nun einig über den Heirathscontract. Der junge Bauer hätte seinen Vater bei der Heimkehr fast vor lauter Freude erdrückt, so heftig umarmte er ihn. Einige Tage darauf wurde die Hochzeit angesagt. Und dies war es — so endigte der Erzähler — was das ganze Städtchen in die lustigste Laune versetzt hatte.

Die Zeit auf der Treckschuite war schnell verflogen. Die Glockenspiele auf den Thürmen kündigten die Nähe von Rotterdam an. Diese Glockenspiele haben für den Fremden etwas Festliches; für die Bewohner muß das beständige Geklimper ekelig werden.

Mit dem holländischen Charakter konnte ich mich nicht wohl befreunden; das Mürrische und Egoistische der alten Holländer hat etwas Zurückstoßendes; gegen Fremde ist man kalt und manchmal grob, und selbst der Kaufmann, so gern er auch seine Waare absetzen möchte, kann sich nur mit Mühe dazu zwingen, höflich zu scheinen. Ein alter Optiker, bei dem wir eine Schauspiellorgnette erhandelten, lief davon und ließ uns mitten in seiner Bude stehen, indem er zwischen den Zähnen murmelte, er habe keine Zeit zum Dingen. So etwas wird man bei den gefälligen Kaufleuten in Paris niemals erleben.

Der Anblick der alten Handelsstadt Rotterdam machte beinahe noch einen tiefern Eindruck auf mich als der von Amsterdam. Es war etwas Großes in dem Bau der Magazine auf den Grachten, das mir besonders auf-

fiel. Übrigens besahen wir die Stadt nicht sehr, da wir bald in Frankreich anzulangen wünschten.

Wir fuhren schon am andern Morgen nach Antwerpen ab, setzten über den Moordyk und kamen Abends in der alten Scheldestadt an. In Holland reiste man damals mit der größten Freiheit; Niemand bekümmerte sich um das Vorhaben der Reisenden, keine Polizei trat ihnen in den Weg und foderte ihren Paß. In Antwerpen aber ließ sich schon der Polizeizwang der Napoleon'schen Regierung spüren. Der Präfect verlangte, wir sollten ihm vorgeführt werden, und fragte uns aus; der preußische Consul mußte die Pässe visiren und ließ sich dafür bezahlen, obschon er nur seine Pflicht that, dann mußte noch die Municipalität ihrer Schreiberei dazusetzen. Napoleon hatte eben mit England wieder gebrochen; seine Truppen waren im Marsche nach Hanover; man erwartete ihn zu Antwerpen, wo er Vorkehrungen zur Ausrüstung einer Flotte gegen England treffen wollte. Die Reisenden waren ihm verdächtig und wahrscheinlich hatte er dem Präfecten strenge Aufsicht auf sie einschärfen lassen.

Am Pfingstmontage wohnten wir einer schönen Musikmesse in der gothischen Kathedralkirche bei und fuhren mit der Diligence über Mecheln nach Brüssel. Die schönen Umgebungen des Parks erregten unsere Bewunderung, und ich habe seitdem nichts Schöneres gesehen als dieses den Lustgarten umgebende Viereck von prächtigen Gebäuden. Ich zweifle, ob irgend eine Stadt etwas Ähnliches aufzuweisen hat. Dazu kommt, daß dieser Park in dem Obertheile der Stadt liegt und daher

eine schöne Aussicht auf die untere und ältere Stadt gewährt, deren gothische Gebäude aus der dichten Häusermasse hervorragen. Obschon ich bereits manche große Stadt gesehen hatte, so erregte doch das Gewühl auf den Hauptstraßen, die reichen Kaufgewölbe und glänzenden Buden, sowie auch das lebendige Treiben, das in den holländischen Städten nicht so ist, ein neues Wohlgefallen in mir. Aber als wir am andern Tage das alte gothische Rathhaus in der untern Stadt besuchen wollten, stand die Guillotine vor demselben aufgerichtet, und ein Bedienter mit einem wahren Spitzbubengesichte wurde vorgeführt, um auf dem Blutgerüste für die an seinem Herrn begangene Mordthat zu büßen.

Fast alle Städte Belgiens haben große gothische Rathhäuser, ein Beweis, daß ihr Städtewesen im Mittelalter sehr blühend war. Ein solches Rathhaus ist ein Denkmal alter Municipalfreiheiten und ehemaliger Autonomie. Auch meine Vaterstadt besitzt ein solches Monument ihrer alten Selbstregierung.

Von Brüssel ging es nun schnell auf Paris zu. Wir langten an einem Sonntag Abends an, ehe es noch dunkel war. Die Vorstadt Saint-Martin gab mir noch keinen hohen Begriff von Paris, ebenso wenig als die vielen elenden Häuser der Picardie von dem Wohlstande Frankreichs. Aber die Boulevards, welche wir durchschnitten, um in die St.-Martinsstraße zu gelangen, verriethen die große Stadt.

Ein sehr mittelmäßiger Gasthof in jener Straße diente uns zum Nachtquartier. Von der holländischen und brabantischen Reinlichkeit war hier keine Spur. Vor dem

Gasthause war das Gewühl und das Rollen der Kutschen betäubend; eine Bude stieß an die andere, und nach dem ersten Anblicke sollte man urtheilen, es gebe in Paris ebenso viel Verkäufer als Käufer. Aber freilich, wenn ich die sechs Stockwerke hohen Häuser anschaute, mußte ich wie der Perser in Montesquieu's „Lettres persannes“ denken, daß hier mehre Städte aufeinandergebaut sind.

Zweites Kapitel.

1803.

Ein homme d'affaires in Paris. — Die schöne Pastetenbäckerin. — Abenteuer eines deutschen Tonkünstlers. — Geschichte der Heirath eines Schweizers. — Ein Mörder als Bräutigam. — Verführer und Betrüger in Paris. — Die Billardspieler. — Betrügerei mit einer Geige. — Vornehme Diebe. — Unfälle eines Lithauers, eines Schweizers.

Am andern Morgen ging de la F** mit mir aus, um eine Wohnung für uns auszusuchen; wir mietheten eine in der geräuschvollen Montmartrestraße, die eben nicht zu den schönsten gehört. Die Wohnung war ebenfalls schlecht; allein sie genügte uns und befand sich im Mittelpunkte der Stadt. Sobald wir uns hier eingerichtet hatten, führte mich de la F** über den Victoireplatz zum Palais Royal, und nun ward ich mit Paris wieder ausgesöhnt. Ein so ungeheures, prächtiges und mit reichen Buden aller Art ausgestattetes Gebäude hatte ich doch weder in Amsterdam noch in Brüssel angetroffen, so etwas kann nur die Hauptstadt eines großen Reichs darbieten.

Von da begaben wir uns zu seinem Geschäftsagenten, dem er mich vorstellte und empfahl. Da solch ein

Stand in meiner Vaterstadt nicht vorhanden war, so hatte ich auch keinen Begriff davon und lernte erst hier das Eigenthümliche desselben kennen. Der Mann empfing uns freundlich in einem schönen, mit meisterhaften Kupferstichen gezierten Saale und benahm sich mit einer Höflichkeit, einem Anstande, der mich bald für ihn einnahm. Das Geschäft solcher Agenten besteht in dem Besorgen der Angelegenheiten Anderer, besonders Solcher, welche streitige Foderungen an die Regierung oder an Privatpersonen zu machen haben. Je einsichtsvoller und thätiger sie sind, desto größern Ruf und Anhang ziehen sie sich zu; Manche erwerben Vermögen und verkaufen, wenn sie sich aus den Geschäften ziehen wollen, ihre Stube oder ihr Cabinet, wie man in Paris sagt, nebst den anhängigen Kunden sehr theuer. Unredliche Agenten bereichern sich auf Kosten ihrer Clienten und halten ein glänzendes Haus. Dieser erborgte Schimmer endigt jedoch zuweilen mit einem gänzlichen, von Niemand beklagten Falle.

Der Geschäftsagent des de la F** war zum Glück redlicher und uneigennütziger; er hatte eine bedeutende Clientel, er war ein mit dem Gange der Staatsverwaltung vertrauter und in der französischen Gesetzgebung bewanderter Mann, der uns aus den numerirten Briefconcepten in seinem Buche bewies, daß er seit Anfang des Jahres bis zum Junimonate schon einige hundert Mal correspondirt habe.

Auch seine Frau empfing uns mit der den Pariserinnen eignen Anmuth, und so hatte ich sogleich am Tage nach unserer Ankunft ein Haus, in welchem ich

bekannt war und auf gute Aufnahme rechnen konnte. Jedoch war ich noch allzu furchtsam, als daß ich es gewagt hätte, das Wohlwollen dieser Familie in Anspruch zu nehmen. Erst nach oftmals wiederholten Besuchen faßte ich Zutrauen zu ihnen, und sie haben sich stets als wohlwollende Freunde bewiesen, wie ich Gelegenheit haben werde zu erwähnen.

Eine zweite Bekanntschaft zog mich zuvörderst mehr an, obschon ich in der ersten Zeit genug Zerstreuung hatte und wenig daran dachte, mir Freunde in der großen Stadt zu suchen. Es gab so viel zu schauen und umherzuirren, daß ich jeden Abend so ermüdet war, als ob ich die sauersten Tagesgeschäfte verrichtet hätte. De la F** hatte einen Bruder, welcher es nicht unter seiner Würde geachtet hatte, eine Bude in Paris aufzuschlagen. Neben dieser stand eine andere, die der Familie eines Pastetenbäckers gehörte. Als Nachbarn waren beide Familien mit einander vertraut und besuchten sich oft. In der Pastetenbude saß gewöhnlich die Tochter vom Hause, gewiß das schönste Mädchen der ganzen Straße, weshalb die Pastetchen auch gut abgingen, da mancher junge Herr nur etwas kaufte, um mit der reizenden Bäckerin sich unterhalten zu können. Wenn sie mit ihrem turbanähnlichen, rothen Kopfputze, ihrem langen Ohrgeschmeide und ihren großen schwarzen Augen hinter dem Zahltisch saß, nach der Sitte der pariser Kaufdamen, so hatte sie etwas Stattliches und Imponirendes, nicht so, wenn sie ging, weil sie einen etwas wankenden Schritt hatte. Ihre Kunden empfing sie mit einer ungezwungenen Gefälligkeit; jedoch gefiel mir

gleich anfangs ihre freie und etwas dreiste Anrede nicht; wenigstens schüchterte mich dies ein; sie war aber so reizend, daß Jedermann sich gern mit ihr unterhielt.

Ein junger Deutscher hatte angefangen, mit allem Ernste germanischer Freier ihr den Hof zu machen, und obschon sie sich etwas über ihn lustig zu machen schien, so that der junge Mann doch sein Bestes, um ihr zu gefallen. Dieser Freier war ein Musikus aus den Rheingegenden; es waren ihrer zwei oder drei Brüder, die alle, wie es schien, nach Paris gekommen waren, um dort ihr Glück zu suchen. Der Eine hatte sich mit Unterrichtgeben in Musik und Componiren abgegeben; er hat sich in beiden einigen Ruf verschafft und ist noch jetzt einer der geschicktesten Clavierspieler in Paris. Der Andere war ein etwas sentimentaler Jüngling, welcher noch immer wähnte, mit deutschen Sitten zu thun zu haben, und daher übel ankam. Da ich in der Folge keine Gelegenheit mehr haben werde, von ihm zu reden, so will ich hier sogleich seine Geschichte vollenden.

Ich hatte nämlich die schöne Pastetenbäckerin und den verliebten Landsmann eine Zeitlang aus dem Gesichte und, ich gestehe es, auch zum Theil aus dem Sinne verloren, als ich eines Tages, ungefähr zwei Jahre nach der Zeit, wovon ich eben sprach, Letzterm auf der Straße begegnete. Er sah blaß und verstört aus. Ich fragte, was ihm Widriges begegnet sei. Ihm war es sehr gelegen, einem Bekannten und noch dazu einem Landsmanne sein volles Herz ausschütten zu können, und er lud mich daher dringend ein, ihn in das nächste Kaffeehaus zu begleiten; hier setzten wir uns in

einen Winkel, und er erzählte mir nun in einem sehr belebten Tone, was ihm begegnet war. Mit seinem Freien war es nämlich so weit gekommen, daß die Heirath völlig besprochen und schon der Tag zur Hochzeit bestimmt worden war. Am vorletzten Abende saß der junge Deutsche auf seinem Zimmer und war ganz in Träumen über sein baldiges Glück und über seinen künftigen Himmel auf Erden verloren, als leise an die Thür gepocht wurde. Er machte auf und sah einen großen hagern Mann in abgetragener Uniform und mit einem hölzernen Beine hereintreten. Der Unbekannte ging auf ihn zu und sagte: „Du willst Dich in zwei Tagen mit der jungen Pastetenbäckerin vermählen. Steh von diesem Vorsatze ab; sonst wehe Dir!"

Eine so unerwartete, mit drohendem Tone ausgestoßene Anrede brachte den verliebten Freier aufs äußerste auf. „Deine Drohung," rief er, „soll mein Glück nicht verhindern; allein wer bist Du, und was berechtigt Dich, meine Liebe zu stören?"

Deine und meine Ruhe hängt davon ab. Mehr sag' ich Dir nicht, als bis Du mir zuvor geschworen hast, von Deiner beschlossenen Heirath abzustehen.

„Unsinniger! eher würde ich mein Leben opfern."

Nun, so schlagen wir uns morgen früh im boulogner Gehölze! erwiederte der Unbekannte und entfernte sich.

„Ja, ich werde mich einstellen, um Deine Unverschämtheit zu züchtigen!" rief der junge Deutsche ganz erboßt hinter ihm her und dachte dann über den sonderbaren Auftritt nach, ohne etwas davon begreifen zu kön-

nen. Der Abend verstrich unter der größten Unruhe; denn aus Furcht, sich nicht genug verstellen zu können und sich verrathen zu müssen, mochte er lieber gar nicht zu seiner Geliebten gehen. Am frühen Morgen machte er sich mit einem Degen auf den Weg und eilte in der sonderbarsten Stimmung mit einem Bekannten dem boulogner Gehölze zu.

Schon erwartete ihn dort der Unbekannte; er stand, in einen kleinen Mantel gehüllt, auf einer düstern, abgelegenen Stelle des Waldes. — „Jüngling,“ hub er an, „hast Du meine Foderung überlegt? Schwörst Du, Deiner Geliebten zu entsagen?“

Deine Frage ist unnütz; mit der Spitze dieses Degens will ich Dir die Heftigkeit meiner Liebe beweisen.

„Du bist verliebt und aufbrausend; auch ich war einst so; Jahre und Erfahrung haben mich abgekühlt. Du willst von Deiner Geliebten nicht abstehen? Nun, so will ich Dir zeigen, daß ich noch im Stande bin, Dich um ihren Besitz zu bringen.“

Mit diesen Worten zog er seinen Degen hervor; der junge Deutsche säumte nicht, sich schlagfertig zu halten. Sie begannen einen Kampf, der glücklicherweise Keinen von Beiden verwundete.

Plötzlich ließ der Unbekannte seinen Degen sinken. „Noch eine Frage,“ sprach er, „erlaube mir, ehe wir den Kampf fortsetzen. Glaubst Du, Jüngling, allein in dem Herzen Deiner Geliebten zu herrschen?“

„Und welcher Nebenbuhler wäre mir zuvorgekommen?“ fragte betroffen sein Gegner.

„Ich!" erwiederte der Stelzfuß und rückte einen Schritt vorwärts.

„Du?" rief der Deutsche mit bitterm Spott und sah auf das hölzerne Bein herab.

„Ja, ich!" versetzte jener; „halte Deinen verächtlichen Blick zurück und vernimm erst, was ich Dir zu entdecken habe; alsdann wird sich Dein Spott wahrscheinlich in Mitleid verwandeln. Laß uns diese Mordwerkzeuge bei Seite werfen und uns ruhig aufklären. Dein Muth hat mir Hochachtung gegen Dich eingeflößt. Ich möchte Dich aus einer Gefahr retten, die Du nich ahnst."

Der junge Deutsche verstummte bei diesen räthselhaften Äußerungen. Er setzte sich neben dem Unbekannten unter dem dunkeln Gesträuch, und dieser erzählte, was folgt.

„Vor ungefähr zehn Jahren kam ich als Offizier mit meinem Regimente, in welches ich vor Kurzem getreten war, nach Paris. Jung und lebensfroh, stürzte ich mich in den Taumel der Freude, ohne mich um die Zukunft zu bekümmern. Wüstlinge waren meine Gesellschafter und Verführung mein Streben. Dem Hause gegenüber, worin ich wohnte, erblickte ich einst ein Mädchen, dessen Reize einen heftigen Eindruck auf mich machten; ich hatte keine Ruhe, bis ich sie meinen vorigen Eroberungen zugesellt hatte. Mit allen Schlichen der Verführung bekannt, ich gestehe es zu meiner Schande, hatte ich bald Mittel gefunden, mit ihr bekannt zu werden und ihre Zuneigung zu erwerben. Das unerfahrne Mädchen traute meinen Worten, bezeigte mir die herz-

lichste Gegenliebe und vertraute sich mir ganz und gar an. Die Folge unsers heimlichen Umganges war, daß sie mir eines Tages unter vielen Thränen gestand, sie werde Mutter werden. Wir waren Beide gleich erschrocken und unschlüssig. Ich hatte nichts als meinen geringen Offiziersold; welche Aussicht für die Zukunft! Ich versprach ihr, über unsere Lage ernstlich nachzudenken. Wie ward mir aber zu Muthe, als ich bei meiner Rückkunft nach Hause den Befehl vorfand, noch an demselben Tage mit meinem Regimente zur großen Armee abzumarschiren, die eben in Deutschland den Krieg beginnen sollte."

„Ganz betäubt von diesem unerwarteten Schlage, mußte ich in Eile Paris verlassen und mich schleunig zum Heere begeben, ohne daß ich Mittel fand, meine Geliebte von dem Vorgange in Kenntniß zu setzen. Als ich im Lager ankam, traf man schon Anstalten zum Vorrücken gegen den Feind; ich wohnte mehren Schlachten bei und wurde bei der letzten schwer verwundet; man brachte mich ins Lazareth, ich mußte hier eine schmerzhafte Operation ausstehen, die mich auf immer verstümmelte. Es verging eine lange Zeit, ehe ich wieder etwas zu Kräften kam. Kaum war ich im Stande, das Lazareth zu verlassen, als ich halb genesen nach Paris eilte. Siech und matt kam ich an, die Unruhe trieb mich sogleich zu der Wohnung meiner Geliebten. Als ich in den Laden ihrer Ältern trat, erblickte mich zuerst eine Magd und floh mit einem Schrei davon, als ob sie ein Gespenst erblickt habe. Die ganze Familie wurde rege. Vater, Mutter und Bruder eilten herbei, um die Ursache des Schreckens der Magd zu erfahren."

„Zuletzt lief auch meine Geliebte herbei, heftete starr ihre Augen auf mich, schauderte zusammen und sank ohnmächtig nieder."

„Entsetzt und verwirrt stand ich da, einem Spiegel gegenüber; zum ersten Male seit meiner Krankheit erblickte ich mein Bild und mußte selbst über meine abgezehrte Gestalt erschrecken. Aus einem blühenden und wohlgebildeten Jünglinge war ich ein bedauernswürdiger ausgezehrter Krüppel geworden. Die Ohnmacht des Mädchens machte Alle aufmerksam. Sobald der Vater mich wiedererkannt hatte, rief er, indem er auf seine dahingesunkene Tochter zeigte, in einem fürchterlichen Tone aus: „Sieh, Elender! dies ist Dein Werk. Betrachte es und triumphire! Ihre Unschuld und Ehre ist dahin. Nimm ihr nun auch das Leben, und Dein Werk ist vollbracht! Doch geh! Vorwürfe brauche ich Dir nicht zu machen; schon hinlänglich scheinst Du bestraft. Hast Du noch einiges Mitleid mit einer Familie, die Du unglücklich gemacht hast, o so verlaß uns schleunig und meide unser Haus auf ewig! Wir wollen suchen, Dich zu vergessen."

„So sprach er mit erschütterter Stimme und ließ für seine Tochter Sorge tragen. Verzweiflung und Gewissensangst hatten mich so betäubt, daß ich kein Wort hervorbringen konnte. Ich floh wie ein aufgescheuchtes Reh und irrte mehre Tage in Paris umher, ohne zum Bewußtsein zu gelangen. Ich verfiel in eine langwierige Krankheit, während welcher die Fieberhitze mir beständig den heftigen Auftritt in dem Laden des Pastetenbäckers mit lebhaften Farben ausmalte. Auf die

Raserei folgte eine dunkle Melancholie, die einige Monate lang anhielt. Als ich im Frühjahre mich wieder etwas erheiterte, ward mir ein Packetchen übergeben, das während meiner Krankheit von einem Unbekannten überbracht worden war, welches der Arzt aber mir früher zu überreichen verboten hatte. Ich erbrach es und las folgende Zeilen meiner Geliebten:

„„Es wäre grausam, einen Unglücklichen, der schon die Qual mit sich im Herzen trägt, mit Vorwürfen zu überhäufen. Meine Schwachheit für ihn hat mir auf immer meine Ruhe genommen; der Urheber meines Unglücks kann mein Loos nicht mit mir theilen; so entscheiden meine Ältern. Mein Kind, das auch das Deinige ist, soll nie seinen Vater kennen. Fliehe, oder lerne, wie ich, vergessen und dulden!““

„Diesem kurzgefaßten Billete waren alle diejenigen Geschenke beigefügt, welche ich in der Wonnezeit meiner Geliebten gebracht hatte. Ohne auf den Inhalt des Briefes zu achten, machte ich mehre Versuche, um mit meiner Geliebten zu sprechen, oder das Kind zu sehen, das mir sein Dasein verdankte. Alles war umsonst. Die Wachsamkeit der Ältern vereitelte mein Streben, und was noch schmerzlicher für mein armes Herz war, auf das Mädchen hatte meine verkrüppelte Gestalt einen so widerwärtigen Eindruck gemacht, daß sie fest erklärt hatte, sie könne und wolle mich nie wiedersehen. Was aus dem Kinde geworden ist, weiß ich bis auf den heutigen Tag noch nicht.“

„Seitdem lebe ich elend und gemüthskrank und besuche, blos um etwas von der Familie zu vernehmen,

ein in der Nähe des Ladens gelegenes Kaffeehaus. Vor zwei Tagen erfuhr ich dort zu meinem Schrecken, daß meine ehemalige Geliebte mich wirklich vergessen habe und bereit stehe, sich zu vermählen. Ich vernahm, daß Du der Bräutigam seist, und suchte Dich sogleich auf. Du kennst jetzt das Betragen Deiner Braut. Hast Du noch Lust, Dich mit ihr zu verehelichen?"

„Sie können," so fuhr der Deutsche in seiner Erzählung fort, „die Antwort errathen, die ich dem verstümmelten Offiziere gab. Ich schrieb noch denselben Tag ein Billet an die treulose Braut, um ihr mit wenigen Worten den Vorgang zu melden und ihr vorzustellen, daß unter solchen Umständen von keiner Ehe mehr die Rede sein könnte. Die ganze Familie hat geschwiegen. Was hätte sie auch in ihrer Beschämung sagen können?"

Ich suchte meinen Landsmann, nachdem er mir sein Abenteuer erzählt hatte, so gut zu trösten, als ich vermochte. Ich stellte ihm vor, daß es für einen Fremden etwas bedenklich in Paris sei, sich mit einer Person, die man nicht genau kenne, in eine eheliche Verbindung einzulassen; daß es ein Glück für ihn sei, noch bei Zeiten gewarnt worden zu sein, und daß ihm dieses Abenteuer wenigstens dazu dienen würde, ihn vor einem ähnlichen Betruge zu bewahren.

„Ach!" erwiederte mir der junge Tonkünstler mit einem Seufzer und mit traurigem Gesichte, „Sie wissen noch nicht Alles. Das Abenteuer, was ich Ihnen soeben erzählt habe, hatte mir leider noch nicht die nöthige Lebensklugheit beigebracht, und so habe ich eine

zweite traurige Erfahrung gemacht. Ich hatte nämlich allmälig die Falsche vergessen, die mir ihre Unehre hatte aufbürden wollen, und der ich durch eine glückliche Entdeckung entgangen war, wie ich Ihnen soeben erzählt habe. Seitdem hatte ich die Bekanntschaft einer äußerst liebenswürdigen jungen Witwe gemacht, die, wie sie versicherte, neulich aus der Provinz nach Paris gekommen war, um hier eine beträchtliche Erbschaft zu heben. Sie wohnte in einem hôtel garni; ich besuchte sie mehrmals; ich überzeugte mich, daß ich äußerst glücklich mit einer so reizenden Witwe sein würde. Auch ich schien ihr nicht zu misfallen. Sie bot Alles auf, um mich ganz an sich zu fesseln. Wir verabredeten unsere Heirath, und ich ließ eine Wohnung einrichten, die wir beziehen wollten, und sandte ihr stattliche Geschenke zu. Anfangs weigerte sie sich, dieselben anzunehmen, oder that wenigstens so; zuletzt ließ sie sich jedoch bereden, sie zu behalten, indem sie bemerkte, ich würde ja Herr und Meister über ihre Person, also auch über ihr Geschmeide werden."

„Der Hochzeittag kam endlich heran. An diesem Tage konnte ich mich erst etwas spät zu ihr begeben, um sie zur Mairie und zur Kirche abzuholen, weil ich mich aufs beste ausschmücken und meine Freunde erwarten mußte, welche Zeugen der Trauung und meines Glückes werden sollten. Gegen Mittag begaben wir uns in zwei Miethkutschen zu dem hôtel garni. Denken Sie sich meine Bestürzung, als uns der Pförtner meldet, meine Geliebte sei in der vorigen Nacht verschwunden, weil sie benachrichtigt worden, daß ihre Gläubiger

ihren Aufenthalt entdeckt und ihre Verhaftung ausgewirkt hätten. Die Wohnung, die wir bestellt hatten, war rein von ihr ausgeplündert und von ihrer Habe nicht das Geringste zurückgeblieben."

Als der junge Tonkünstler ganz treuherzig dies zweite Abenteuer auserzählt hatte, kam mir die Lust an, über seine Leichtgläubigkeit laut aufzulachen; allein er machte ein so trauriges Gesicht, daß ich ihn doch nicht noch mehr betrüben mochte. Ich konnte ihm jetzt den Rath nicht mehr geben, sein Glück zum dritten Male zu versuchen. Petrarca tröstete einen seiner Freunde über dessen Hahnreischaft durch eine Menge von Beispielen betrogener Ehemänner aus der alten und neuen Geschichte. Schwerlich erreicht diese Gelehrsamkeit ihren Zweck. Meinen Freund suchte ich mit der Vorstellung zu trösten, es wäre doch in seinem zweiten Unglück ein wahres Glück gewesen, daß er die entsetzlichen Entdeckungen von der Aufführung seiner Geliebten wiederum nicht nach, sondern vor der Heirath gemacht habe. Ich rieth ihm, sich fürs Erste alle Heirathsgedanken aus dem Sinne zu schlagen, was er auch zu thun versprach. Wir nahmen Abschied von einander, und einige Zeit nachher vernahm ich, daß er gestorben sei. Ob der Kummer über das zweimalige Fehlschlagen seiner Liebe ihn ums Leben gebracht habe, weiß ich zwar nicht, es scheint mir aber sehr wahrscheinlich; denn der ehrliche Mensch hatte auf die beiden falschen Damen sein ganzes Zutrauen gesetzt, und die Nachricht von ihrem Betragen war ihm wie ein Schwert durch die Seele gegangen.

Noch schlimmer als diesem deutschen Tonkünstler er-

ging es um jene Zeit einem ehrlichen Schweizer in Paris. Er war jung und ohne Erfahrung von seinen Bergen oder seinen Triften nach Frankreich gekommen, weil er hier Verwandte oder Freunde hatte, die ihm die Stelle eines concierge oder Thürstehers am Louvre verschafften. Solcher Thürsteher gibt es an den vier großen Eingängen dieses Königschlosses, und da sie nun eine geräumige Wohnung haben, so hat man ihnen verstattet, Speisen und Getränke zu verkaufen, also eine eigentliche Restauration zu halten. Als nun der junge K** in sein Thürsteheramt eingesetzt war, sah er, daß ihm eine Frau fehle, um die Haushaltung in der Restauration zu führen, und entdeckte seinen Wunsch einigen lustigen Landsleuten; da diese noch viele Alpeneinfalt an ihm bemerkten, beschlossen sie, ihn zu necken, und sagten ihm daher, sie wüßten ein schönes und munteres Mädchen, das bei einer alten Verwandten wohne, und um dessen Hand er geradeswegs anhalten könne, indem sie viele Ceremonien nicht liebe.

Der Schweizer nahm ihren Fingerzeig ganz ehrlich auf, dankte ihnen, ließ sich die Adresse des Mädchens geben, das nichts weiter als ein gewöhnliches Freudenmädchen war, und begab sich sogleich am folgenden Tage zu ihr, um, wenn sie ihm gefiele, ihr einen förmlichen Antrag zu machen. Da er ihr Zimmer aber verschlossen fand, schrieb er mit Kreide an die Thür: K** ist dagewesen wegen Heirathsangelegenheit. Als das Mädchen nach Hause kam und die Worte las, spaßte sie mit ihrer alten Kupplerin (denn weiter war die vorgebliche Tante nichts) über den schnurrigen Einfall eines

ihrer Kunden, wie sie meinte. Allein der Schweizer kam am nächsten Tage wieder, sagte, seine Freunde hätten ihn an die Jungfer gewiesen; er sei ein ehrlicher Mann, wünsche sich in den Ehestand zu begeben, und da sie ihm gefalle, so wünsche er, daß auch er ihr gefallen möge; sie würden dann ein tugendhaftes und glückliches Paar werden.

Anfangs glaubte das Mädchen, man wolle sie zum Besten haben, und war geneigt, laut aufzulachen; da sie aber endlich merkte, daß es der Mann ganz ehrlich meinte, und daß er von ihrem saubern Lebenswandel nichts zu wissen schien, nahm sie auch einen ernsthaften Ton an und antwortete, sie habe keinen Grund, seinen Antrag auszuschlagen, indem ihr Herz keineswegs verschenkt sei. „Nun, so schlagen Sie ein, Mamsell," rief der Schweizer und reichte ihr die Hand, „wir sind getraute Leute!" Er hatte ihr von seinem Stande und seinen Aussichten vorgeredet, und dies bewog das Mädchen nur desto mehr, die Sache zu beschleunigen, damit er vor der Heirath nichts von ihrer Aufführung entdecken möge.

Schon einige Tage darauf wurden sie verheirathet. Sie wußte ihren Mann an sich zu fesseln, und erst als sie ihrer Macht über ihn völlig sicher war, entdeckte sie ihm in einem Augenblicke von inbrünstiger Herzensergießung, daß sie ihm nicht Dasjenige mitgebracht habe, was er vielleicht an ihr zu finden gehofft hatte. „O, das thut nichts!" rief der entzückte Schweizer, ungefähr wie Rousseau in einer ähnlichen Situation; „Du liebst mich, das ist mir genug." Und es war in der That ein

Glück, daß der Mann so gutmüthig über die Vergangenheit wegsprang, denn er hätte arge Dinge erfahren können.

Übrigens führte sie sich seit ihrer Heirath sehr gut auf, und nach dem Tode ihres Mannes erzog sie seine Nichten, so gut als es eine Hausmutter, die beständig tugendhaft gewesen wäre, hätte thun können. Vor ungefähr zwanzig Jahren kamen mehre Mitglieder des Nationalinstituts monatlich einmal zu einem gemeinschaftlichen Mahle in jener Restauration zusammen. Bei einer dieser Zusammenkünfte mußte sie ihnen ihre Geschichte erzählen; sie that es mit vieler Aufrichtigkeit, und ich erzähle sie einem der Gäste nach, der sie mir hernach berichtete.

Tragischen Inhalts ist die Heirathsgeschichte, die ich nun erzählen will und deren Hauptperson ich einmal auf einem Balle bei einer begüterten Familie sah. Es war eine junge, ziemlich schöne Dame, deren Züge aber tiefe Melancholie verriethen und die von Zeit zu Zeit wie durch einen unwillkürlichen Schauder auffuhr. Man machte sie mir bemerklich und that mir dabei ihr trauriges Abenteuer kund.

Sie war die einzige Tochter ihrer Ältern, welche stets damit umgegangen waren, das Glück derselben fest zu begründen. Der Vater hatte sich mehre Jahre in Italien aufgehalten und dort feste Freundschaft mit einem Ehepaare geknüpft, das nur einen einzigen Sohn hatte. Man hatte oft im Scherze gesagt, man müsse eine Heirath zwischen den beiden Kindern stiften, und sie waren Beide in der Hoffnung aufgewachsen, späterhin

einander anzugehören. Dieses Glück erlebten aber die Ältern nicht; die des italienischen Jünglings starben zuerst; der junge Mensch blieb jedoch in beständigem Briefwechsel mit der französischen Familie, und er kündigte zuletzt an, daß er nach Paris kommen werde, sobald seine Familiengeschäfte in Ordnung gebracht sein würden.

Unterdessen starben auch die Ältern des Mädchens, und sie blieb allein. Als der Jüngling dies vernahm, schrieb er, er wolle in kurzer Zeit nach Frankreich kommen, und falls er so glücklich sein sollte, ihr zu gefallen, so wolle er das Versprechen seiner Ältern lösen. Das Mädchen erwartete nun den Geliebten, den sie bisher noch nicht gesehen hatte; allein es hieß auf einmal, der junge Mensch sei auf der Reise ermordet worden; dies wurde sogar aus Italien an sie geschrieben. Sie ward aber freudig überrascht, als eines Tages ein junger Mann bei ihr eintrat, sich als ihren Geliebten ankündigte und sie beruhigte, indem er zwar auf der Reise von Räubern angefallen und als todt auf dem Platze gelassen, aber durch geschickte Hülfe wiederhergestellt worden sei. Er sprach nun von ihrer langen Correspondenz, langte ihre Briefe wie auch die ihrer Ältern aus dem Busen hervor, erkundigte sich nach ihren Vermögensumständen und war froh, als er vernahm, daß ihre Ältern ihr eine beträchtliche Summe hinterlassen hatten. Auch er besaß, wir er versicherte, ein bedeutendes Vermögen und ließ sich mit ihr in die nähern Umstände desselben ein. Er drang dabei auf eine baldige Entscheidung.

Das Mädchen fand den Geliebten nicht so, wie sie sich ihn vorgestellt hatte, und gewisse Züge in seinem

Gesicht waren ihr widerlich; allein sie dachte an den Willen ihrer Ältern, an die langgepflogene Freundschaft beider Familien, an ihre einsame Lage, und gab ihre Einwilligung. Sie verheiratheten sich und waren anfangs glücklich; nur konnte die junge Frau nicht begreifen, warum ihr Mann zuweilen finster aussehe und große Unruhe verrathe. Sie hatte großes Zutrauen zu ihm und ließ ihn über ihr Vermögen schalten.

Zwei Monate nach der Heirath wünschte er eine Reise nach Italien zu machen, um seine Familiengeschäfte dort zu beendigen. Er versprach, in drei Wochen wieder zurückzukommen. Sie ward betrübt über diesen Entschluß, fand jedoch nichts Arges darin und ließ ihren Mann abreisen. Erst als er fortwar, erfuhr sie zu ihrem Schrecken, daß er ihr ganzes Vermögen mitgenommen habe. Es vergingen mehre Monate, ohne daß sie das Geringste von ihm hörte. Sie schrieb nach Italien; man antwortete ihr, man begreife nicht, was sie von der Reise des jungen * * schreibe, da man ihr schon längst seine nur allzu wahre Ermordung gemeldet habe.

Jetzt erst öffneten sich die Augen der abscheulich betrogenen Frau. Sie konnte nichts Anderes denken, als daß der Mörder unter den Effecten des Ermordeten die Correspondenz desselben gefunden, daraus den Vorsatz seiner bevorstehenden Heirath vernommen und mit der Kühnheit eines abgefeimten Böfewichts beschlossen habe, sich diese Kundschaft zunutze zu machen. Also nicht ihrem Geliebten, sondern dem Mörder desselben hatte sie Hand und Herz geschenkt und ihr Vermögen aufgeopfert. Der Verruchte hatte sich aus dem Staube gemacht, um

nicht zuletzt verrathen und aufs Schaffot gebracht zu werden.

Man sieht nun, weshalb die junge Frau, welche man durch allerlei Vergnügungen zu zerstreuen suchte, in Gesellschaft oft unwillkürlich schauderte.

Nichts ist leichter für einen unerfahrnen Fremdling in einer großen Stadt wie Paris, als in eine der vielen Schlingen zu fallen, die man ihm überall stellt, und nichts ist gefährlicher für ihn als Mangel an Behutsamkeit.

Einige Tage nach unserer Ankunft sah ich der Wachparade der Consulargarde auf dem Carousselplatze vor den Tuilerien zu. Ein etwas bejahrter, dicker und freundlicher Mann gesellte sich zu mir, unterhielt sich mit mir sehr freundlich und fragte mich, ob ich die große Oper schon gesehen hätte. Ich sagte Nein, worauf er mir sehr höflich anbot, mich mit hineinzuführen, da er freien Eintritt habe. Ich war entzückt, endlich einmal die so berühmte pariser Oper sehen zu können. Er fand sich richtig zur bestimmten Stunde und am bestimmten Orte ein und führte mich hin. Ich war ganz Auge und Ohr und wußte nicht, wie ich dem Unbekannten genug danken sollte, als die Oper zu Ende war. Nun aber führte er allerlei liederliche Gespräche, die mir deutlich zu erkennen gaben, mit welchem Kerl ich zu thun hatte. Ich glaubte mich daher des Dankes überhoben und ließ ihn stehen.

Aber gleichwie der junge Tonkünstler hatte ich eine zweite Erfahrung nöthig, ehe mich Vorsicht aufmerksam machte. Einige Zeit nachher ging ich im Tuilerien-

garten spazieren und staunte den schönen Palast an. Ein Gauner, der mir bald abgesehen haben mochte, daß ich ein Fremder sei, näherte sich mir, sprach in schlechtem Französisch von dem schönen Schlosse und ließ vermerken, auch er sei ein Fremder und erst vor wenigen Tagen in Paris angekommen. Ein Freund habe ihm heute, sagte er, eine Einlaßkarte versprochen, um das Innere des Palastes zu sehen, das außerordentlich prächtig sein solle. Er wolle sie eben in einem Kaffeehause abholen; wenn ich die Gelegenheit mitbenutzen wolle, so stehe er zu Diensten. Natürlich nahm ich das so höflich vorgetragene Anerbieten eines Fremden herzlich gern an und war froh, so leicht eines der merkwürdigsten Gebäude Frankreichs besehen zu können. Wir begaben uns auf den Weg nach der Vorstadt St.-Germain; unterwegs erzählte mir mein Begleiter unter Anderm, in dem Kaffeehause, wo wir die Karte abholen wollten, habe er am vorigen Tage einen Mann gesehen, der sich einbilde, er spiele gut Billard, und starke Wetten eingehe, aber immer verliere, weil er gar nicht zu spielen verstehe. Ganz flüchtig fragte mich mein Begleiter, ob ich auch Billard spiele. Ich antwortete, ich sei ein schlechter Spieler, vermuthlich ein noch schlechterer als der Mann, von dem er spreche.

Wir stehen endlich vor einem ganz unansehnlichen Hause in einer mir unbekannten Gasse. Wir gehen hinein; der Mann findet dort wie von ungefähr einige Bekannte, spricht einige Worte mit ihnen, die ich nicht verstehe, kommt dann wieder zu mir und sagt, der Freund, der ihm die Einlaßkarte versprochen, sei noch

nicht angekommen. Zum Zeitvertreibe schlägt er mir eine Partie Billard vor. Ich nehme sie an, um gegen den höflichen Mann auch nicht unhöflich zu sein; er führt mich eine enge Treppe hinauf zu einem Billard im Hintertheile des Hauses; die andern Kerls folgen uns; sie hatten lauter Gaunergesichter; ich aber argwöhnte nichts Böses. Mein Begleiter flüsterte mir ins Ohr, der dicke Herr da, der hinter uns stehe, sei der von sich eingenommene Spieler, von dem er mit mir gesprochen. Wir spielen eine Partie, die mein Begleiter gewinnt. Nun will der dicke Mann mit aller Gewalt, ich soll mich mit ihm messen. Wir beginnen, er kann kaum seine Kugel fortschieben. Man lacht, der Mann erhitzt sich, schiebt den Fehler auf das Billard, zieht zwei Louisd'or hervor und wettet, daß er die Partie gewinnen werde. Die Andern, mein Begleiter vorzüglich, raunen mir ins Ohr, ich solle doch ein Goldstück, oder wenn ich keins bei mir hätte, ein Silberstück dagegen wetten, indem ich ja unfehlbar gewinnen würde. Ich weigerte mich, die Wette anzunehmen; sie drangen desto mehr in mich. Mein Gewissen sagte mir, daß es nicht redlich wäre, den Mann um sein Geld zu bringen. Auch lag in der Zudringlichkeit der Zuschauer Etwas, das mir misfiel. Jedoch ahnete ich noch immer nichts Arges.

Als die Gauner endlich sahen, daß alles Zureden vergeblich sei, schienen sie sich mismuthig zum Fortgehen anzuschicken. Der dicke Kerl steckte seine zwei Louisd'or wieder in die Tasche, veränderte sein Spiel und zeigte sich nun so geschickt, daß ich gar nicht mehr zum Stoße

kommen konnte. In Zeit von zwei Minuten hatte ich die Partie verloren. Die Schelme deuteten mir beim Heruntergehen an, da ich verloren habe, so müsse ich beim Wirthe für das Billard bezahlen. Dies that ich; mein Begleiter äußerte, daß der Freund sein Versprechen wol vergessen habe, und empfahl sich. Erst als ich wieder auf der Gasse war und das Geschehene überdachte, bekam ich die Überzeugung, daß ich es mit einer Gaunerbande zu thun gehabt, die mich nur in das schlechte Kaffeehaus gelockt habe, um mir das Geld aus dem Beutel zu spielen. Mit etwas mehr Erfahrung oder Scharfsinn hätte ich dies schon weit früher merken sollen. Ich konnte von Glück sagen, daß ich mit dem geringen Verluste von 24 Sous davongekommen war.

Nicht Alle entgehen so wohlfeil. Lange Zeit nachher speiste ich in einem Hause, wo ein sehr kluger und einsichtsvoller Mann aus der Provinz eingeladen war. Dieser erzählte bei Tische seine Abenteuer in Paris. „Das schlimmste," fuhr er fort, „ist mir eben heute Morgen begegnet; aller Vorsicht ungeachtet habe ich ein Zwanzigfrankenstück eingebüßt; die Lection ist etwas theuer und mir besonders deswegen ärgerlich, weil ich mich wie ein Dummkopf benommen habe; aber wenigens soll sie meinem Sohne zu Statten kommen, dem ich sie mittheilen will, sobald ich nach Hause gekommen sein werde." Und nun erzählte der Mann, was ihm mit einer abgefeimten Spielerbande begegnet war, vielleicht derselben, die mich hatte anführen wollen. Sie hatten es mit ihm gerade so gemacht wie mit mir; er hatte der Versuchung nicht widerstehen können, ein Goldstück gegen

zwei zu wetten, vermuthlich weil ihn das Spiel lebhafter anzog als mich, und in einem Nu war das Goldstück verloren gewesen.

Seitdem habe ich diesen Gaunerstreich in einem „Handbuche über Paris für Reisende“ unter andern Schlichen, wodurch man die Neuangekommenen betrügt, angeführt gefunden. Hätten der Mann aus der Provinz und ich solch ein Buch zuvor gelesen, ehe wir nach Paris kamen, so würde ich meine 24 Sous und er sein Goldstück behalten haben; woraus ich den Schluß ziehe, daß es sehr rathsam ist, ehe ein Unerfahrner sich in eine große Stadt wagt, sich erst mit den darin üblichen Gaunereien bekanntzumachen. Ein solches Buch kostet gewöhnlich weniger als die Lection, die man bekommt, wenn man in eine der gelegten Schlingen fällt. Die verlorenen 24 Sous verdienen kaum eine Erwähnung; allein was für Spitzbübereien können solche verwegene Kerls auf einem abgelegenen Billard und in einem Kaffeehause, dessen Wirth vielleicht mit ihnen unter einer Decke steckt, ausüben! Ermorden könnten sie einen Fremden, ohne daß Jemand ihnen auf die Spur käme.

Man bemerke, daß der erzählte Gaunerstreich so geschickt angelegt ist, daß die Polizei den Betrügern nichts anhaben kann; denn einen Fremden auf ein Kaffeehaus zu führen, Billard zu spielen und dabei zu wetten, sind lauter Dinge, welche die Gesetze Niemanden verwehren. Es gibt noch feiner angelegte Schliche, die aber, weil sie schwerer auszuführen sind, auch selten in Ausübung gebracht werden. Einen davon sei es mir erlaubt hier zu

erzählen, als einen Beweis, wie tief dergleichen Betrügereien zuweilen ausgedacht sind.

Ein Fremder, dem man vermuthlich seine Eigenschaft wohl ansah, wie denn die geübten Pariser sehr geschickt die Fremden von den Einheimischen unterscheiden, trat in eine Kleiderbude, um sich eine ganz neue Kleidung anzuschaffen. Während ihm der Schneider eine anpaßt, tritt ein Mann herein, der eine Violine unter dem Arme trägt und eine Weste kaufen will. Er wird mit dem Schneider bald einig, und da er noch einige Gänge in dem Stadttheile zu machen hat, so bittet er den Schneider, ihm die Weste nebst seiner Violine bei Seite zu legen, in einer halben Stunde wolle er Beides abholen. Nun beschäftigt sich der Schneider wieder mit dem Fremden, wird aber von Neuem abgerufen, da ein sehr wohlgekleideter Herr in die Bude tritt und einen schönbesetzten Mantel zu haben wünscht. Der Schneider zeigt ihm, was er hat; dem Herrn ist aber nichts schön genug; indem er sich überall umsieht, fällt ihm die Violine in die Augen; er klimpert ganz nachlässig auf den Saiten, erstaunt und ruft: „Welch herrlicher Ton! die Violine muß ich probiren.“ Begierig ergreift er das Instrument, macht einige Striche und ruft entzückt: „Ein echter Amati! Die Violine müssen Sie mir verkaufen, Herr Schneider!“

Dieser gesteht, daß das Instrument nicht ihm, sondern einem Unbekannten gehöre, welcher es bald wieder abzuholen gedenke. „Nun, so suchen Sie mir das Instrument zu verschaffen,“ erwiederte der fremde Herr; „morgen früh sende ich meinen Bedienten mit einer

Rolle von 100 Louisd'or hierher, um es zu holen." Bei diesen Worten entfernte er sich mit einem ganz cavaliermäßigen Wesen.

Als er fort war, sagte der Schneider etwas verschlagen: „Hätte ich mein Geld nicht in dem verwünschten Kleiderhandel stecken, so wäre hier Gelegenheit, ein hübsches Sümmchen zu verdienen. So etwas kommt nicht alle Tage. Nun muß ich die Gelegenheit entschlüpfen lassen." Ei, dachte der Fremde, will der Schneider die Gelegenheit nicht benutzen, so wäre ich ja ein Narr, wenn ich es auch thäte. Er gestand dem Wirthe, daß er baares Geld zu Hause liegen habe und wol Willens sei, es hier anzulegen. Der Schneider pries ihn glücklich und bestärkte ihn in seinem Entschlusse. Nach Verlauf der halben Stunde erschien der erste Mann wieder, um seine Weste und seine Violine abzuholen.

„Das Instrument scheint nicht übel," hob der Schneider an; „der Herr da hätte wol Lust, es Ihnen abzukaufen. Um wieviel ist es Ihnen feil?" Der Mann antwortete, daß er den Werth der Violine kenne, da er dies Erbstück gerade heute zu einem Instrumentenmacher getragen habe, um es schätzen zu lassen, und dieser ihm versichert habe, es sei von einem der besten Violinmacher in Italien verfertigt worden. „Jedoch," fuhr er fort, „kann ich selbst nicht spielen und bin daher nicht abgeneigt, das Instrument zu veräußern, wenn mir ein Billiges dafür geboten wird." Nun traten die Beiden in Unterhandlung mit ihm; nach langem Hin- und Herreden schloß man endlich den Handel auf 30 Louisd'or ab. Der Fremde lief nach Hause und brachte fast athem-

los die 30 Louisd'or. Der Mann strich sie ein und empfahl sich. Auch der Fremde entfernte sich, mit dem Versprechen, am andern Morgen früh wieder da zu sein, um die 100 Louisdor des Violinliebhabers in Empfang zu nehmen. Am folgenden Tage fand er sich wirklich frühzeitig ein. Die Violine lag da, aber kein Bedienter erschien. Der Schneider meinte, der Herr müsse wol heute verhindert sein. Der Fremde ward etwas unruhig und kam am nächsten Tage abermals; jedoch kein Botschafter erschien mit der versprochenen Geldrolle. Erst jetzt schöpfte er Verdacht und ließ die Violine abschätzen. Es ergab sich, daß sie höchstens fünf Franken werth sei. Zu spät sah der Fremde nun ein, daß ihn zwei Gauner, zu denen sich vielleicht der Schneider als der dritte gesellte, um sein Geld betrogen hatten, ohne daß er Ursache hatte, die Polizei zu seiner Hülfe anzurufen.

Was einen Fremden bei solchen Schelmen in Paris irremacht, ist, daß sie ihre Rollen vortrefflich spielen, was ihnen um so leichter wird, da Jeder immer dieselbe spielt und ihm diese also geläufig geworden ist. So hat bei der Gaunerbande, von welcher ich oben sprach, der Eine beständig den Auftrag, sich für einen Fremden auszugeben und die Unerfahrnen herbeizulocken. Zwei Andere, die vermuthlich am wenigsten Anlage zum Betrügen besitzen, haben nichts Anderes zu thun, als daß sie den Spielenden aufhetzen und seine Habsucht reizen, sowie der Erste seine Neugier erweckt hat. Die Hauptperson ist der Billardspieler; auf ihm beruht die Entwickelung der Intrigue; vermuthlich ist er das Oberhaupt der Bande und die Andern bloße Söldlinge oder

Bediente, die ihm für guten Lohn helfen müssen, die Beutel der Fremden zu leeren.

Weltbekannt ist die Gewandtheit und Geistesgegenwart der pariser Gauner. Ich will hier nur ein Beispiel davon anführen, was sich bei einer Person von meiner Bekanntschaft zugetragen hat. Diese Person ist eine Dame, welche eine schöne Wohnung hat und mehre Zimmer derselben vermiethet. Eines Tages melden sich bei ihr zwei schöngekleidete Herren von sehr feinem Anstande und wünschen die zu vermiethenden Zimmer zu sehen. Sie empfängt sie in ihrem eigenen Zimmer, in welchem eben eine goldene Uhr mit einer goldenen Kette neben dem Spiegel über dem Kamine hängt. Da die Thür des Vorzimmers offengeblieben ist, so eilt sie hin, um sie zuzuschließen. In der Geschwindigkeit ergreift der Eine von den beiden Herren mit dem feinen Anstande die Uhr; er hat aber die Hand noch aufgehoben, als die Dame schon wieder hereintritt. Nun bedeckt er schnell die noch aufgehobene Hand mit der andern, thut wie Jemand, der in einer plötzlichen Gemüthsbewegung beide Hände zusammenschlägt, schaut ein ihm gegenüberhängendes Portrait Napoleons an und ruft bewegt aus: „O du großer Mann! mit welcher Verehrung erblicke ich stets dein Bild!“ Während der Zeit glitt die Uhr vermuthlich in den Rockärmel. Die Dame, eine enthusiastische Anhängerin Napoleons, war entzückt darüber, bei einem Fremden ihre eigenen Gesinnungen wieder anzutreffen; man sprach über den „großen Mann“, über seine Regierung, über die schlechte Regierung, die auf die seinige gefolgt sei; der Fremde versicherte, mit

einem seiner Obergenerale nahe verwandt zu sein und daher mehr Ursache als ein Anderer zu haben, seinen frühen Tod zu bedauern. Die Dame hörte ihm mit Freuden zu, zeigte die zu vermiethenden Zimmer und man traf die Übereinkunft, daß man am folgenden Tage den Miethcontract abschließen wolle. Erst als die Herren fortwaren und die Dame in ihr Zimmer getreten war, bemerkte sie das Verschwinden ihrer Uhr. Natürlich erschien der Verwandte eines der Hauptgenerale Napoleons nicht wieder.

Eine andere Dame meiner Bekanntschaft, von ziemlich entschlossenem Charakter, befand sich einmal in einer zahlreichen Abendgesellschaft und kam neben einem Herrn zu sitzen, der ein Ordensband trug und äußerst höflich war. Er unterhielt sich mit ihr auf eine sehr angenehme Weise, und als er hörte, daß die Dame in der Vorstadt St.=Germain wohnte, so erbat er sich die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen, da er in jener Vorstadt zuweilen Geschäfte abzumachen habe. Aus seinem Gespräche ging hervor, daß er ein wohlhabender, sehr gebildeter Mann sei.

Einige Tage darauf kam er wirklich zu einem Besuche bei ihr und war wieder sehr höflich und unterhaltend; beim Weggehen erinnerte er sich eben, daß er eine Zahlung von fünf Louisd'or in der Gegend zu machen habe, und bedauerte sehr, daß er seine Börse vergessen habe. Er fragte im Scherz, ob die Dame seiner guten Miene hinlänglich traue, um ihm die fünf Louisd'or auf 24 Stunden zu leihen. Er that diese Frage in einem so liebenswürdigen Tone, daß die Dame keinen Anstand

nahm, ihm das Geld zu übergeben. Er schied mit der Versicherung, er wolle nicht länger als 24 Stunden ihr Schuldner bleiben.

Es vergingen deren aber 48 und abermals 48, ohne daß sie von dem höflichen Herrn das Geringste vernahm. Mehre Wochen und Monate vergingen, und es ließ kein zahlender Herr sich blicken. Bis dahin war die Dame ziemlich ruhig gewesen, weil sie dachte, die Frau des Hauses, wo sie den Mann in Gesellschaft gesehen habe, werde ihn sogleich nennen. Sie erkundigte sich also bei dieser nach dem Ungenannten; allein die Frau vom Hause konnte sich gar nicht auf den bezeichneten Mann besinnen. Nun erst fing die Dame an zu glauben, daß sie geprellt worden sei.

Einige Zeit nachher, als sie im Tuileriengarten spazieren ging, bemerkte sie plötzlich den mit dem Ordensbande gezierten Herrn unter den Spaziergängern und eilte auf ihn zu. Der Mann stutzte; allein sobald sie ihn mahnte, antwortete er ganz höflich, er sei seiner Vergeßlichkeit wegen gewiß strafbar, er klage sich selbst an und werde am folgenden Tage sicher nicht verfehlen, seine Schuld abzutragen. Sie verlangte, er solle ihr im nächsten Kaffeehause einen Schuldschein ausstellen. Über diesen Vorschlag bezeigte er sich beleidigt und versicherte wieder, er werde keine 24 Stunden ihr Schuldner bleiben.

Er blieb es aber dennoch und erschien nicht. Beinahe ein Jahr nachher, als die Dame zufällig im caveau des Palais Royal mit Jemand Erfrischungen zu sich nahm, bemerkte sie an einem Tischchen in einem

Winkel ihren Schuldner, der sie jedoch nicht sehen konnte. Sie eilte nun sogleich zu einem Polizeicommissar, indeß ihr Begleiter den Schuldner nicht aus den Augen verlieren durfte. Er ging endlich fort; sobald er aber ins Freie getreten war, benachrichtigten ihn einige Polizeiagenten, eine Dame habe mit ihm in der nächsten Wachstube zu sprechen; er wollte wegeilen, indem er behauptete, mit keiner Dame das Geringste zu schaffen zu haben; allein man faßte ihn beim Kragen, und nun ging er ganz willig. Aber in der Wachstube entrüstete er sich anfangs über den Schimpf, den man ihm anthue, und als nun die Dame ihn an ihre Foderung erinnerte, zog er ganz gelassen einen dem Anscheine nach wohlgespickten Beutel heraus und legte fünf Goldstücke hin, worauf man ihm zu wissen that, er könne nun gehen, wohin er wolle. Bis auf die heutige Stunde weiß die Dame nicht, was für ein Mann sie besucht hat, Geld von ihr bekommen und von ihr verhaftet worden ist.

Einem Unerfahrnen, der mit seiner ganzen Herzenseinfalt aus einer Gegend kommt, wo wenig gesellschaftlicher Verkehr ist, plötzlich nach Paris geräth, wird übel zu Muthe unter so geübten Gaunern und gewandten Beutelschneidern. Ihm kommt es vor, als sei die ganze Stadt wider ihn verschworen, als befinde er sich mitten unter einer ungeheuern Menge von Verräthern und Feinden.

Ich habe einen lithauischen Edelmann gekannt, der wahrscheinlich nie in einer großen Stadt gelebt hatte und nach Paris gekommen war, um sich in der Welt umzusehen. Der arme Mann machte einige bittere Er-

fahrungen und wurde ganz misanthropisch darüber. Kurz nach seiner Ankunft begibt er sich zu Jemand, an welchen er ein Empfehlungsschreiben hatte, legt unten an der Treppe seinen Mantel ab und zwar in einem Hause, wo vielleicht zwanzig Familien wohnten; beim Heruntersteigen ist er ganz bestürzt, daß sein Mantel verschwunden ist und daß Niemand ihm Rede stehen will.

Einige Tage darauf vertraut er sich Jemandem an, dem er einige Theilnahme bezeigt und sein Führer in der großen Stadt zu werden verspricht. Der lithauische Edelmann nimmt ihn zu seinem Freund auf, muß aber bald sein Vertrauen bereuen; denn der vorgebliche Freund plündert seinen Koffer aus und verschwindet. In einem Schauspielhause machte der Fremde Bekanntschaft mit einem reizenden Mädchen, welches die Unschuld selbst zu sein schien, und auf welches er Eindruck gemacht hatte; denn es sprach sehr artig mit ihm, ließ sich von ihm nach Hause führen, nahm kleine Geschenke von ihm an und — gab ihm als Gegengeschenk eine tüchtige Krankheit, woran er zwei Monate lang litt, und die ihm alle Liebe zu Mädchen, deren Bekanntschaft man im Schauspielhause macht, gänzlich verleidete.

Der lithauische Edelmann verließ in seinem Ingrimme Paris und wird seitdem nicht unterlassen haben, die Stadt als ein wahres Räubernest zu verwünschen. Mit etwas mehr Vorsicht uud Klugheit hätte er jedoch die Schlingen vermieden, die man allen Neuangekommenen legt, und er würde schätzenswerthe Bekanntschaften gemacht haben, die ihm die Bewohner dieser Welt im Kleinen unter einem vortheilhaftern Lichte

gezeigt hätten. Überall, wo viele Menschen, reiche und arme, beisammenwohnen, entsteht eine Classe, die sich ein Gewerbe daraus macht, die Leichtgläubigkeit oder Unerfahrenheit der Jugend und der Fremden zu ihrem Vortheile zu benutzen. Man mache sich im Voraus mit ihren gewöhnlichen Schlichen bekannt, man erkundige sich nach ihrem Treiben, sei auf seiner Hut und werfe sein Vertrauen nicht dem ersten Besten zu, so wird man in Paris und in jeder andern großen Stadt ebenso sicher leben können wie anderswo. Überhaupt aber vergesse man nimmer zu beherzigen, daß sich in einer großen Stadt nicht ganz so leben läßt wie in einer kleinen. Die Verschiedenheit des Ortes erfodert auch ein verschiedenes Betragen.

Ein Reisender aus der Schweiz erzählte mir einst, er habe einen etwas sonderbaren Oheim, der nur drei Tage in Paris habe aushalten können. Am Tage nach seiner Ankunft ruhte er sich nämlich aus, um frisch und wohlgemuth seine Excursionen in der großen Stadt antreten zu können. Sobald der zweite Tag angebrochen war, stand er fröhlich und singend auf, putzte sich sorgfältig heraus und verließ dann sein Hotel, mit dem Entschlusse, den ganzen Tag hindurch Auge und Ohr anzustrengen, um Vieles zu sehen und zu hören. Kaum hatte er zwanzig Schritte in der engen Gasse gethan, als ein Cabriolet hinter ihm herkam und ihn zwang, auf die Seite zu springen, um nicht überfahren zu werden. Leider hatte er in der Eile nicht bemerkt, daß hier ein Fischweib ihre Waare aufgestellt hatte. Er fiel rücklings in eine mit Wasser und Fischen angefüllte Butte, sodaß Fische und

Wasser weit umherspritzten. Das Fischweib, wüthend darüber, daß ihr Jemand ihre Waare verdarb, ergriff einen breitschwanzigen Rochen, und ehe sich der Mann aus der Butte wieder herausarbeiten konnte, fuhr sie ihm damit rechts und links ins Gesicht. Ein allgemeines Hohngelächter erscholl aus dem Munde des Pöbels, der sich um die Butte versammelt hatte. Der arme Schweizer hob sich endlich aus der Butte hervor, das Wasser triefte ihm aus den Kleidern; ganz beschämt und vor Zorn und Ärger fast berstend, eilte er zu seinem Hotel zurück, bestellte sogleich einen Platz auf der Diligence und fuhr am andern Tage wieder aus dem „vermaledeiten" Paris, wie er sagte, nach der Schweiz zurück.

Drittes Kapitel.

1803 — 1806.

Krankheit. — Begebenheit eines elsasser Kaufmanns. — Lustbarkeiten in Paris; Fanchon; Theater. — Pleyel der Musikalienhändler. — Prestance und sein Hundeinstitut. — Der Kunstliebhaber. — Bureau de placement. — Der prellende Invalidenoffizier. — Anekdote des Laveaupierre, des reichen Lecomte. — Hermann der Clavierspieler. — Die polymathische Schule; Friedrich Schlegel; Butet der Erzieher. — Die Preisvertheilung. — Napoleons Kaiserthum. — Polizeiliches Nachsuchen. — G—l's Erziehungsinstitut.

Man behauptet, es sei in dem Trinkwasser zu Paris Etwas, das den Neuankommenden übel zusagt. Vermuthlich trägt nicht allein das Wasser, sondern auch die Luft, wenigstens in den starkbewohnten, schmuzigen und mit Häusern besetzten Stadttheilen, das Ihrige dazu bei, um auf die Gesundheit der Fremden anfangs nachtheilig zu wirken. So viel ist gewiß, daß Viele unter ihnen bald nach ihrer Ankunft Anfälle von Krankheiten bekommen, denen man sonst keine Ursache beimessen kann als den Einfluß des Wassers und der Luft. Was mich betrifft, so war ich kaum einen Monat in Paris

gewesen, als plötzlich heftige Kopfschmerzen das Herannahen einer Krankheit ankündigten, und in der That überfiel mich ein hitziges Fieber, raubte mir bald alle Kräfte und brachte mich dem Tode nahe. Über vierzehn Tage lag ich in einem sehr gefährlichen Zustande. Meine Jugend und ein verständiger Arzt besiegten endlich das Übel, und nach Verlauf von fünf bis sechs Wochen konnte ich wieder ausgehen.

Man spottet oft über das Tisanenwesen der französischen Ärzte. Im Grunde ist es die weise Vorschrift einer Diät während der Zeit, wo die Natur sich im Paroxysmus befindet und daher wenig Anderes als kühlende Getränke bedarf. Die französischen Ärzte wundern sich ihrerseits über die complicirten Recepte der deutschen Ärzte, die oft ein **mixtum compositum** von einem Duzend Ingredienzien verschreiben, wovon jedes seine besondere Bestimmung haben soll, ohne daß man bedenkt, daß sie durch die Mischung ihre Wirkung verlieren und dem Apotheker oft mehr nützen als dem Kranken. Übrigens geht es oft den Ärzten eines Landes nicht viel besser als denen eines andern, das sich größerer Geschicklichkeit in der Heilkunde rühmt, und zuweilen tappen sie Alle ein wenig im Finstern umher. Ein elsasser Kaufmann in Paris erzählte mir einst, in seiner Jugend habe er in einem Handlungshause zu Petersburg auf dem Comptoir gearbeitet. Da er jung und vermögend war, so führte er ein ziemlich ausschweifendes Leben. Dies ward er endlich überdrüssig, alle Vergnügungen wurden ihm zuwider, er mußte weinen und fühlte sich hypochondrisch und krank. Er wandte sich an einen russischen Arzt;

dieser verschrieb ihm allerlei Arzneien, aber ohne Erfolg. Der junge Kaufmann wandte sich nun an einen englischen Arzt, der vielen Ruf hatte. „Ich sehe gleich, was Sie befallen hat," rief derselbe; „Sie haben den Spleen wie so manche meiner Landsleute. Sie haben wohlgethan, daß Sie sich an mich gewandt haben; Niemand kennt diese Krankheit besser als ich." Der junge Kaufmann wurde nun auf eine ganz andere Art behandelt; sie half aber ebenso wenig als die russische Behandlung. Der Kranke wollte jedoch nicht alle Hoffnung aufgeben und wandte sich zuletzt an einen deutschen Arzt, dem er zugleich erzählte, was ihm mit den beiden vorigen Ärzten begegnet war. „Sie müssen sich darüber gar nicht wundern," versetzte der deutsche Doctor; „jene Herren kennen die deutsche Natur nicht; glauben Sie mir, Sie bedürfen nichts weiter als Stärkung; Sie leiden an einer gänzlichen Asthenie. Lassen Sie sich am Essen und Trinken nichts abgehen; Rum und rohen Schinken, weiter verordne ich Ihnen nichts." Der gelehrige Elsasser fügte sich nach der Vorschrift des dritten Äskulaps; er aß und trank gut, wie Brown es befiehlt, und dennoch blieb er hypochondrisch.

Da er nun sah, daß er bei den drei verschiedenen Systemen nichts gewonnen hatte, so setzte er sich eines Morgens auf die Post und fuhr nach Deutschland; sowie er dem Vaterlande näher kam, verschwand sein Übel, und er kam ganz gesund nach Hause.

Bei einer so schweren Krankheit in der Fremde, wie die meinige war, fühlt ein Jüngling recht tief die Abwesenheit der mütterlichen Pflege, des väterlichen Tro-

stes, der Geschwisterliebe. Er denkt an die Zeit der Kindheit, da die geringste Unpäßlichkeit sogleich die ganze Familie in Unruhe setzte; ihm wird wehmüthig bei dem Anblicke der ihn umgebenden Fremden, die ihn ohne Theilnahme behandeln und deren Pflege er mit schwerem Gelde erkaufen muß.

Je nachdem meine Kräfte wieder zunahmen, setzte ich meine Entdeckungsreisen in Paris fort; es verging fast kein Tag, an welchem ich nicht etwas Neues zu beobachten Gelegenheit gehabt hätte. Besonders anziehend waren für mich die Boulevards in den schönen Sommerabenden, während welcher die Spaziergänger durch allerlei Marktschreier, Waarenverkäufer, Tonkünstler rc. angesprochen wurden. Schon der bloße Anblick so vieler Menschen, welche zu beiden Seiten des breiten Fahrweges die Abendluft einathmeten, die schönbeleuchteten Buden, die mancherlei hier ausgestellten Waaren und Industrieproducte, das fröhliche Bewegen des Volkes, alles dieses war ein unbekanntes neues Schauspiel für einen Jüngling aus Westfalen. Besonders aber zog mich der **Boulevard du Temple** an, wo ein Volksschauspiel ans andere stieß, und wo Spaßmacher jeden Abend emsig beschäftigt waren, die Volksmenge herbeizulocken. In kleinen Städten arbeitet sich das Volk mühsam ab, und wenn es sich belustigt, so hat es meistens nur grobe Belustigungen. In Paris aber hat es seine Schauspiele und feinen Ergötzlichkeiten so gut als die reichen Classen; man ladet es höflich ein und buhlt um seinen Beifall, sowie die großen Schauspiele nach dem Beifalle i h r e r Zuschauer trachten. Das Volk

fühlt, daß es auch etwas im Staate ist; sein Gefühl erhebt es und gibt ihm eine gewisse Würde.

Sowie auf den Boulevards, so war auch in dem ehemaligen Garten des Klosters der Kapuzinerinnen, wo jetzt die große Straße **de la paix** ist, ein wahrer Tummelplatz fürs schaulustige Volk. Hier stand eine hölzerne Bude an der andern, und in jeder war etwas Merkwürdiges zu schauen. Ein Liederschauspiel war da, und ich glaube, auch noch ein anderes kleines Theater. Das vorige Kloster stand noch da; was würden die Nonnen der alten Zeit dazu gesagt haben, wenn sie hätten wieder auferstehen und jeden Abend den Theaterlärm in ihrem Garten mit ansehen können?

Überhaupt hatten die Lustbarkeiten in Paris damals noch einen sonderbaren revolutionnairen Anstrich. In allen Gegenden der Stadt gab es Schauspiele, und mehre derselben wurden in vormaligen Kirchen aufgeführt. Es hielt nicht schwer, in den Schauspielsälen noch die Pfeiler und Schwibbögen, welche sonst das Gewölbe unterstützten, zu erkennen.

Als wir in Paris ankamen, war **Fanchon la vielleuse** das Lieblingsstück des Publicums. Auf den Gassen und in den Häusern wurden die Lieder aus diesem Vaudeville beständig gesungen und das Stück wurde fast jeden Abend gegeben. Natürlich konnte Niemand umhin, ein Stück zu sehen, wovon überall die Rede war. Dies Vaudeville entzückte mich besonders wegen der Mischung des Sentimentalen und Heitern. Ungefähr zwölf Jahre nachher bekam ich es zufällig wiederzusehen. Der Enthusiasmus des Volkes war weg; auch auf mich

4 *

that es beiweitem nicht die ästhetische Wirkung wie das erste Mal; allein als ich mich erinnerte, daß ich wie Fanchon blos „mit der Hoffnung" nach Paris gekommen, um hier mein Glück zu versuchen, und mir alle die Bilder und Eindrücke der ersten Zeit wieder lebhaft vor die Seele traten, da ward ich bis zu Thränen gerührt, und ein pathetisches Trauerspiel hätte keinen solchen Effect auf mich hervorgebracht als dieses Vaudeville, von welchem in der Folge die Kunstrichter sehr ungünstig urtheilten.

Die Darstellung französischer Trauerspiele wollte mir nicht gefallen, und ich habe mich nie an dieses affectirte Spielen gewöhnen können, obschon damals außer Talma noch manche gute Schauspieler am Théâtre français waren. Desto mehr gefiel mir das Lustspiel daselbst, und ich suchte mir Freunde unter Leuten, welche mir Eintritt zu den Darstellungen verschafften, ohne daß es meinem Geldbeutel allzu beschwerlich fiel. Man spielte damals noch manches Stück aus der Revolutionszeit, was ich in der Folge nicht mehr zu sehen bekam.

Nicht minder gefiel mir die komische Oper, bei welcher die vortrefflichen Sänger Ellevion und Martin die Lieblinge des Publicums waren. Boyeldieu, Berton und Mehul setzten damals ihre besten Stücke für dieses Theater; Gretry's Opern wurden oft gegeben. Ich hatte aus Münster eine besondere Zuneigung zur Tonkunst mitgebracht und mich viel darin geübt, hatte es aber nicht dahinbringen können, auch nur ein Stück ganz fehlerfrei auf dem Claviere vorzutragen. Als ich Deutschland verlassen hatte, war Pleyel der bekannteste Meister, und

seine Sonaten kamen nicht aus den Händen der Lehrenden. Pleyel war auch einer der Männer, die ich den sehnlichsten Wunsch hegte, kennen zu lernen. Ich glaube Bonaparte interessirte mich weniger als der Verfasser so vieler Sonaten, die uns manche angenehme Stunde verschafft hatten. Ich sann auf Mittel, diesen heißen Wunsch zu befriedigen. Endlich fand ich eines. Als ich nämlich einst durch die Straße **des petits champs** in der Gegend des Palais Royal ging, sah ich über einer schönen Bude die Worte: **Pleyel, marchand de musique.** Pleyel ein Kaufmann! dies fiel mir etwas auf. Ich hatte geglaubt, ein Künstler wie er sei allen irdischen Speculationen fremd. Nach eingezogener Erkundigung erfuhr ich, daß Pleyel Musikalien- und Instrumentenhändler sei und beträchtliche Geschäfte mache. Dies setzte den göttlichen Meister in meinen Augen gewaltig herab; indessen mußte ich ihn doch von Angesicht kennen lernen. Ich ging also zu ihm, um ein Clavier von ihm zu miethen; schon der Gedanke, auf einem Claviere Pleyel's zu spielen, mußte Einen ja zur Tonkunst begeistern. Er trat hervor, ein ziemlich großer Mann, der sich von einem gewöhnlichen Kaufmanne nicht sehr unterschied. Er fragte, was ich wollte. Ich begann damit, daß ich mir als Deutscher Glück wünschte, einen Mann, dessen Symphonien und Sonaten einen so ausgebreiteten und verdienten Ruf hätten, endlich persönlich kennen zu lernen. Er verbeugte sich kalt, wie Jemand, der an solche Complimente gewöhnt ist, und schien zu sagen: nun weiter! Ich äußerte den Wunsch, ein Clavier bei ihm zu miethen. Indem ich diese Worte

vorbrachte, stockte ich, weil ich fürchtete, einen so berühmten Tonsetzer mit dergleichen Kleinigkeiten zu belästigen. Pleyel maß mich mit einem schnellen Blicke von oben bis unten, als ob er aus meinem Äußern errathen wollte, ob sein Clavier bei mir keine Gefahr liefe, und entschied dann, daß zuvor ein Schein meines Hauswirthes nöthig sei, um für das zu miethende Clavier zu stehen. Damit empfahl er sich.

Weg war mein Enthusiasmus für Pleyel; ich glaubte den grunzenden Optiker zu Amsterdam wieder vor mir zu sehen. Nun ist es eine allgemeine Vorsichtsmaßregel bei den Instrumentenhändlern in Paris, daß sie, wenn Fremde, die sie gar nicht kennen, Instrumente bei ihnen miethen wollen, eine schriftliche Bürgschaft des Hauswirthes verlangen, weil sonst der Miethsmann, wenn er ein Schurke wäre, ja mit den Instrumenten entwischen könnte. Allein Pleyel foderte dies in einem so unhöflichen Tone und benahm sich so sehr als bloßer Kaufmann, daß ich keine Lust hatte, mit dem Manne ferner zu thun zu haben, sondern lieber zu einem andern Instrumentenhändler ging. Auch merkte ich, daß man Pleyel in Paris beiweitem nicht so hoch schätzte, als es in meiner Jugend die Deutschen thaten. Man lobte seine faßliche und gefällige Musik, besonders für Anfänger; aber in keinem Concerte ward etwas von ihm aufgeführt. Seine hundert Oeuvres, die man in Deutschland so emsig nachgestochen hat, fand ich auf keinem Pulte eines geschickten Tonkünstlers vor.

Außer der Musik beschäftigte mich die Tagesliteratur in Paris ungemein. De la F** las mit mir die

Zeitungen, die Flugschriften — deren Zahl freilich in dem Maße abnahm, als Bonaparte's despotische Macht anwuchs — und die neuen Theaterstücke; und diese frivole Beschäftigung hatte wenigstens den Vortheil, daß sie mich mit dem französischen Geschmacke vertraut machte. Da ich keinen bestimmten Zweck hatte, so konnte ich, auch wenn es die vielen Zerstreuungen zugelassen hätten, keine ernsthaften Studien treiben. Glücklicherweise dauerte dieses Umherflattern des Geistes nicht lange, wie man bald sehen wird.

Dann und wann machten wir zusammen kleine Ausflüge und besahen merkwürdige Anstalten oder sonderbare Unternehmen, wie es deren in einer großen Stadt beständig gibt. Von einem dieser Ausflüge finde ich unter meinen Papieren folgenden Aufsatz, den ich hier unverändert mittheile, wie ich ihn damals niedergeschrieben habe.

Das Hundeinstitut. Man hatte uns von dem Hundeinstitute des Herrn Prestance gesagt; wir waren neugierig, es zu sehen. Wir ließen uns also die Wohnung dieses Kynagogen zeigen und gingen hinein. Es war ein niedliches Häuschen, recht bequem für Hunde, auf den äußern Boulevards, in der Gegend des Invalidenhotels. Auf die Frage, ob Herr Prestance sichtbar sei, gab uns ein Bedienter zur Antwort, er sei auf dem Marsfelde mit den großen Exercitien beschäftigt, werde aber bald mit seiner Truppe nach Hause kommen. Dies geschah auch wirklich eine Viertelstunde nachher.

Wir hörten einen großen Lärm vor der Thür. Diese flog weit auf, und wir sahen Prestance an der Spitze

eines Hundebataillons hereinrücken. Er ist ein Invalidenunteroffizier und scheint ganz dazu geschaffen zu sein, Hunde zu befehligen; denn er ist kurz und untersetzt, sodaß die Hunde leicht an ihm heraufschauen können; dabei hat er eine imponirende Stimme und eine so bewegliche Physiognomie, daß die eine Seite seines Gesichts Beifall, die andere Misvergnügen ausdrücken kann. Ohne auf uns Acht zu geben, ging er mit ernsthaftem Schritte bis mitten in den Raum, wo wir uns aufhielten. Dort blieb er stehen und gab ein Zeichen mit der Hand; sogleich versammelten sich alle Hunde um ihn her. Dann rief er: Achtung! Alle Schnauzen hoben sich empor und behielten diese Stellung zum wenigsten drei Minuten lang bei, bis der Anführer durch ein anderes Zeichen Rechtsum=kehrt=euch! gebot und das Bataillon auseinandergehen ließ.

Dies Zeichen wurde, wo nicht besser, doch ebenso gut verstanden als das erste. Die Hunde liefen unter vielem Geheul, Gebell und Gewinsel untereinander und sahen von Zeit zu Zeit ihren Erzieher bedeutungsvoll an, als wollten sie fragen: ob es noch nicht Zeit zum Essen sei. Prestance verstand ihre Blicke, sah nach der Uhr und befahl, das Essen herbeizubringen.

Dann wandte er sich zu uns und sagte mit einem Tone, worin noch Etwas von dem Hundecommando herrschte: „Sie sehen hier, meine Herren, die schönste Hundetruppe, die auf Gottes Erdboden ist; so viele Anlagen, so viele Talente sieht man nirgends als hier. Freilich kostet es mir manchen Schweistropfen; aber dafür gelingt mein Unterricht auch aufs beste.“ „Diesen

großen Hund," fuhr er fort, indem er auf ihn zeigte, „habe ich erst seit drei Monaten; er hatte den hartnäckigsten Sinn; aber nun ist er so gelehrig, daß ich ihm nur Winke zu geben brauche. Er wird seinem Herrn, einem Generale, der auf ihn mehr hält als auf Alles, was er hat, gewiß Freude machen. Jenes Windspiel da wäre schon längst mit seinen schönen Anlagen einer der geschicktesten Köpfe meines Hauses; allein Mangel an Gedächtniß, zu große Liebe zur Zerstreuung, Hang zum Faulenzen vereitelten anfangs mein Bemühen. Doch habe ich endlich alle Schwierigkeiten überwunden; nun wird es bald, wohl unterrichtet und wohl erzogen, die Schule verlassen. Jener Grauhaar schien als Possenmacher zur Welt gekommen zu sein; da er aber zum ernsten Amte eines Schloßwächters bestimmt ist, so habe ich es mir sehr angelegen sein lassen, seinem Verstande eine bessere Richtung zu geben. Sie können sehen, wie anständig nun sein Betragen ist."

Und so ging Prestance seine ganze Erziehungsanstalt durch. Wir fragten ihn, was es denn mit den großen Exercitien für eine Bedeutung habe. „In meiner Anstalt," erwiederte Prestance, „herrscht die größte Ordnung; vier Tage in der Woche bekommen meine Zöglinge Privatunterricht; die übrigen drei Tage aber begeben sie sich alle zusammen mit mir auf das Marsfeld und zeigen dort öffentlich, was sie gelernt haben. Kommt ein neuer unerfahrner Zögling, so muß er zuerst die Andern begleiten, und bleibt während der Exercitien unter einem Baume sitzen, um den Andern zuzusehen. Bemerke ich nun, daß ihm die Lust ankommt,

auch so gelehrt zu werden als sie, so fange ich meinen Unterricht mit ihm an. Allgemeine Regel in meiner Erziehungsanstalt aber ist, daß nie das Geringste gefressen wird als nach den Exercitien. Mit diesem Grundsatze richte ich mehr aus als mit Prügeln. Sie werden über die Geschicklichkeit meiner Zöglinge erstaunen, wenn Sie einmal den großen Exercitien beiwohnen.“

Unterdessen traten Herren herein, welche sich nach den geistigen Fortschritten zweier Hunde erkundigten, die einer Dame aus ihrer Familie oder ihrer Bekanntschaft angehörten. Prestance belehrte sie hierüber aufs umständlichste; dann wurde das Gespräch allgemein und fiel auf den Charakter und die großen Fähigkeiten des Hundegeschlechts. Prestance war in seinem Elemente.

Einer dieser Herren versicherte, neulich auf einer Reise von einem Hunde gehört zu haben, der nicht seines Gleichen habe. Prestance beschwor ihn, die Geschichte desselben ihm nicht vorzuenthalten. Dann erzählte der Herr Folgendes: „Als ich vor einiger Zeit durch Laval reiste, war in der Stadt das Gespräch vom Tode eines außerordentlichen Hundes, der einem Bewohner dieser Stadt zugehörte. Man hatte allerlei merkwürdige Züge von ihm zu erzählen. Einer führte an, wie dieser Hund dreimal seinem Herrn das Leben gerettet habe; ein Anderer, wie er der Liebesbote desselben gewesen sei, als jener um ein Mädchen in Laval freite, und wie sich der Hund stets vor dem Zimmer des Mädchens gelagert und nicht eher gewichen, als bis sie ihm eine Antwort für seinen Herrn übergeben habe; ein Dritter erzählte, wie er alle mathematischen Instrumente

des Feldmessers, dem er angehörte, so genau gekannt habe, daß er ihm jedes Mal das nöthige habe holen können. Der sonderbarste Zug aber, den man von diesem Hunde erzählte, ist folgender: man pflegte durch ihn täglich das Fleisch vom Markte abholen zu lassen und ihm deshalb einen Korb mit einem Geldstück ins Maul zu geben. Der Fleischer wußte, wie viel Fleisch man bedürfe, legte dasselbe hinein, nahm dafür das Geld und schickte den Hund wieder zurück. Eines Tages lief das Thier eben mit seinem Korbe zum Markte, als es auf dem Wege von einigen beißigen Hunden geneckt und angegriffen wurde. Da es sich seines Korbes halber nicht vertheidigen konnte, so setzte es denselben in einen abgelegenen Winkel nieder, kehrte schnell auf den Kampfplatz zurück, fiel über seine Gegner her und jagte sie nach einigem Gefechte in die Flucht. Ein Freund seines Herrn hatte Alles beobachtet, und um sich einen Spaß zu machen, nahm er das Geldstück aus dem Korbe. Als der Hund seinen Korb mit den Zähnen ergreifen wollte und das Geldstück nicht mehr sah, schien er sehr bestürzt, lief ängstlich umher, und da er eben vor einer Bude vorbeikam, wo Geld gezählt wurde, sprang er hinzu, schnappte nach einem Geldstücke, ließ es in seinen Korb fallen und lief damit fort."

Prestance gestand, daß ein solcher Geniestreich ihm unter seinen Zöglingen noch nicht vorgekommen sei. Er klagte, daß die pariser Damen ihre Hündchen zu sehr verzärtelten, besonders die bejahrten Witwen. „Ich ward einmal zu einer solchen Witwe gerufen," sagte er, „die einem Hündchen etwas lehren lassen wollte, welches so

fett geworden war, daß es kaum noch gehen konnte. Es war beständig eingeschlossen; nur zur Mittagsstunde führte sie dasselbe täglich auf einem Rasenteppich hinter dem Hause spazieren, indem sie über das Hündchen einen Sonnenschirm hielt. Dieser Anblick verdroß mich dergestalt, daß ich ihr geradezu erklärte, mit solch einem Luder sei nichts mehr anzufangen. Sie hätten die Wuth der alten Dame sehen sollen! Sie jagte mich fort und verbot mir, jemals wieder ihre Schwelle zu betreten; ein Verbot, welches ich zu verletzen keine Lust hatte.

Ein anderes Mal besuchten wir einen Kunstliebhaber in unserm Stadttheile, welcher wegen seiner Gemäldesammlung und noch mehr durch die ausschweifende Bewunderung berüchtigt war, die er seinen Gemälden, meistens Copien, darbrachte und Andere zwang, ihnen darzubringen. Er hatte nämlich sechs Arten, die Gemälde zu betrachten, und so oft ein Fremder kam, um sie zu besehn, so ging er mit ihm die sechs Arten regelmäßig durch. Zuerst ließ er die Gemälde mit freiem Auge beschauen, dann mußte man sie durch ein geschliffenes Glas betrachten, ferner durch die halbgeöffnete Hand, durch eine lange Papierrolle, dann auf einer Leiter, und zuletzt, indem man den Gemälden den Rücken zudrehen und den Kopf zwischen die Beine stecken mußte. Diejenigen, welche die sechs Proben kannten, suchten sich nach der ersten oder zweiten unter einem Vorwande zu entfernen. In die Falle der sechsten fielen nur die Neulinge. Auch sparten Diejenigen, welche die sechs Pro-

ben kannten und einige derselben aushalten wollten, ihre Bewunderung, sodaß sie nach jeder Probe Worte fanden, um dieselbe auszudrücken; wogegen die Fremden, welche nichts von den sechs Stufen wußten, sogleich nach der ersten herausplatzten und ihre Bewunderung erschöpften, sodaß sie nach der dritten oder vierten Stufe keine Worte mehr fanden, um frischweg zu loben.

Selten setzte man sich mehrmals in den Fall, diese harten Proben auszustehen; allein der grausame Besitzer des Cabinets ging überall herum und suchte Kunstneugierige aufzufischen, und wen er einmal kannte, hatte in der Folge, so oft er ihm begegnete, viele Mühe, den sechs harten Kunstproben zu entgehen.

Wir waren seit ungefähr drei Monaten in Paris, als de la F** einsah, daß er zu viel gehofft hatte, und daß das Vermögen, welches er zu heben gedachte, sehr gering ausfallen werde. Nun verschwanden auf einmal unsere Luftschlösser. Das schöne Idyllenleben, das wir auf dem romantischen, noch anzukaufenden Gute zu führen geträumt hatten, war fort, denn es fehlte an Geld, um ein Gut anzuschaffen.

Man brauchte es mir nicht zu sagen, daß ich mich nun auf meine eigenen Kräfte und auf meine Talente verlassen müsse, um in der Welt fortzukommen. Wieder nach Westfalen zurückzukehren und unter der fremden Regierung ein Ämtchen zu begehren, war mir ein unausstehlicher Gedanke. Eher wollte ich Alles versuchen, um in Paris auf irgend eine Weise mein Unterkommen zu finden.

Ich theilte meinen Entschluß Herrn de la F** mit;

er billigte ihn und versprach, mir so viel als möglich zu helfen. Es fragte sich, was ich treiben wolle. Mir war Alles recht, wenn ich nur in Paris bleiben konnte; entweder eine Beschäftigung auf einem Kaufmannscomptoir, oder eine Privatsecretairstelle, oder, was freilich schwieriger war, eine geringe Anstellung bei einer öffentlichen Verwaltung.

De la F** sprach mit seinem Geschäftsagenten davon; dieser gefällige Mann, der mit vielen Leuten in Berührung stand, konnte mir in der That sehr nützlich werden. De la F** zählte ihm die verschiedenen Collegia auf, die ich in Münster gehört hatte. Der Geschäftsagent bildete sich ein, ich sei nicht allein Lateiner und Hellenist, sondern auch Mathematiker, Chemiker, Jurist u. s. w., und er ermangelte niemals, so oft er mich bei Jemanden empfehlen wollte, mich als einen Wundermann zu schildern, der alle diese Wissenschaften gründlich kenne und vorzutragen wisse. Dieser Irrthum kam mir in der Folge einigermaßen zu Statten, wie man späterhin erfahren wird. Vor der Hand fand sich nichts vor.

Ich hatte oft an den Straßenecken große gedruckte Anschlagzettel von sogenannten **bureaux de placement** gelesen, wo lauter schöne Stellen angeboten wurden, und unter einer andern Rubrik eine Legion von Subjecten allerlei Stellen suchte. Nun begriff ich zwar nicht, warum diese vielen Subjecte der zweiten Rubrik sich nicht an die Leute aus der ersten wendeten, indem alsdann den Einen wie den Andern geholfen sein würde. Dennoch bekam ich einen großen Respect vor diesen **bureaux**

de placement und meinte, hier müßte ich unfehlbar mein Heil finden. Als ich mit de la F** davon sprach, lächelte er und äußerte, es seien meistens nichts als Betrügereien. Dies wollte mir nicht in den Kopf, und ich bestand auf dem Entschlusse, bei einem solchen bureau de placement mein Heil zu suchen.

Er ging endlich mit mir zu dem unserer Wohnung am nächsten gelegenen. Wir müssen vier Stockwerke hinaufsteigen. Endlich gelangen wir in ein enges und dunkles Zimmer; ein schlechtgekleideter Mann sitzt hinter einem Tische, worauf ein großes Buch liegt. Ich trage ihm mein Anliegen vor. Allerdings, antwortet er, seien manche Stellen zu vergeben; eine unablässige Bedingung aber sine qua non sei, zuerst die Einschreibegebühren mit zwei Franken zu erlegen. Vergebens betheuerte ich, daß ich nicht angeschrieben, sondern angestellt zu werden verlangte, und daß ich gar nicht darauf hielte, in seinem großen Buche zu stehen. Er behauptete, zuerst müßte ich eingeschrieben werden. Was war zu thun? ich mußte die zwei Franken erlegen, wenn ich von dem Manne die geringste Antwort erhalten wollte. Als er das Geld eingestrichen und meinen Namen und meine Adresse eingeschrieben hatte, sagte er, ich sollte ruhig nach Hause gehen, er werde mich zur gehörigen Zeit benachrichtigen. Beim Heruntergehen lachte de la F** mich aus, und in der That hatte ich genug gesehen, um mich zu überzeugen, daß der Kerl eher eine Stelle anzunehmen als zu vergeben habe. Ich mußte aber doch die mannichfaltige Art, wie man das Publicum in Paris prellt, bewundern, ungeachtet die Erfah=

rung mir wieder baares Geld gekostet hatte. Voltaire sagt, in Paris sei Jedermann Ambos oder Hammer, und er, nachdem er lange Zeit Ambos gewesen, habe zuletzt gedacht, er müsse auch einmal Hammer werden. Für mich war die Zeit des Ambosseins noch nicht vorüber, und die Pfiffigen hämmerten noch einige Zeit auf mir herum.

Ich ruhte mich einmal auf einer Bank im Garten des Palais Royal aus. Ein hinkender invalider Offizier setzte sich neben mich und begann eine Unterredung. Der Mann schien zwar nicht sehr gebildet, zeigte sich aber höflich und wohlwollend. Er erkundigte sich mit Theilnahme nach meinem Vaterlande, meinem Stande, meinen Aussichten. Als er hörte, daß ich eine Anstellung in Paris wünschte, antwortete er, vielleicht könne er mir nützlich sein, ich sollte mich am folgenden Abende zu derselben Stunde auf dieser Bank wiedereinfinden. Natürlich versäumte ich dieses nicht. Auch er hinkte wieder herbei und verkündigte mir, er habe über meinen Wunsch nachgedacht; er besitze einen Freund in dem Cabinete des ersten Consuls zu St.-Cloud; durch diesen hoffe er mir eine kleine Stelle in jenem Cabinete zu verschaffen, ich solle ihm nur eine Probe meiner Handschrift mittheilen. Dies war eine herrliche Aussicht für mich; gern hätte ich ihm die Handschrift auf der Stelle gegeben. Er schlug vor, sie ihm in einem Kaffeehause des Palais Royal auszufertigen. Ich mußte ihm natürlich einige Erfrischungen anbieten. Nachdem er auf meine Gesundheit getrunken, gestand er mir, daß er gern schon am folgenden Tage die Reise nach St.-

Cloud antreten möchte; da dies aber mit Kosten verbunden wäre, was für einen auf Pension gesetzten Offizier zu bedenken sei, so müßte er warten, bis der Herr aus dem Cabinete des ersten Consuls nach Paris käme, was aller vierzehn Tage geschehe. Ich bat ihn inständig, sich bei dieser Betrachtung nicht aufzuhalten, indem ich gern die Reisekosten bestreiten wollte. Dabei drückte ich ihm ein Geldstück in die Hand. Wir schieden, nachwir einander versprochen hatten, acht Tage darauf uns auf derselben Bank wieder einzufinden. Zu der bestimmten Stunde war ich da, der Mann aber erschien nicht; einige Zeit hernach sah ich ihn im Palais Royal wieder umherhinken und eilte auf ihn zu. Er hatte sich nicht einmal auf eine Entschuldigung besonnen und wußte kaum noch, wovon die Rede war. Ich sah nun, daß ich abermals geprellt war. Ganz unnütz war mir diese Lection nicht; denn in der Hoffnung, bald zum Ausfertigen der Staatsangelegenheiten des ersten Consuls berufen zu werden, hatte ich mich sogleich zu Hause aufs Schönschreiben gelegt, vom frühen Morgen bis zum späten Abende geschrieben und dadurch meine eben nicht meisterhafte Hand etwas verbessert.

Der Winter kam heran. De la F** bereitete sich zu seiner Abreise vor, und noch immer zeigte sich keine Aussicht für mich. Mismuthig irrte ich in Paris umher. Wenn ich in dem luxemburger Garten spazieren ging und die großen Gebäude ringsumher betrachtete, seufzte ich, daß sich keines dieser vielen großen Häuser, wo so viel Üppigkeit und Wohlleben herrschte, für mich öffnete; oder wenn ich mich unter das große Menschen=

gewühl im Innern der Stadt mischte, hätte ich darüber trostlos werden mögen, daß von allen diesen Menschen sich keiner meiner annahm, und daß, da so Viele zu leben hatten, ich allein keine Aussicht finden sollte.

Fast haderte ich mit dem Schicksale, wenn ich Beispiele von außerordentlichem Emporkommen der Menschen in Paris anführen hörte. So erzählte man einst die Geschichte eines Herrn Lavaupière. Dieser schlaue und speculirende Mann besaß vor der Revolution einen Laden für Eßwaaren. Er hielt besonders allerlei Öle. Einmal bemerkte er, daß das durch die Fugen gewisser Fässer quellende Öl reiner sei als das im Fasse selbst befindliche. Er stellte Versuche damit an und fand, daß es sich selten verdicke. Nun ließ er recht viel Öl durchquellen und kündigte diese Substanz als ein durch geheimes Verfahren gereinigtes oder rectificirtes Öl an. Er verkaufte den Uhrmachern das Fläschchen zu sechs Franken und wurde reich dabei. Hernach baute er im Palais Royal die sogenannten hölzernen Galerien und legte lauter kleine Boutiken darin an. Er wurde nun ein Millionair. Das Ende seines Lebens war jedoch nicht so beneidenswerth als die Mitte. Während der Revolution mußte er nämlich befürchten, seines Reichthums halber verfolgt zu werden und Gut und Leben einzubüßen. Um nun wenigstens Ersteres seiner Familie zuzusichern, beging er einen Selbstmord.

Ein anderer Millionair, der sein unermeßliches Vermögen seiner Betriebsamkeit verdankte, war der Besitzer des Gutes zu Sceaux, eine Meile von Paris, und anderer Güter, die zusammen auf zehn Millionen ange-

schlagen wurden. Er hieß Lecomte und war aus dem mittäglichen Frankreich gebürtig. Er mochte 26 bis 30 Jahre alt sein, als er mit 30 Livres in der Tasche und ohne die geringste Unterstützung oder sichere Aussicht nach Bordeaux kam, mit dem festen Entschlusse, hier nicht allein seinen Lebensunterhalt zu suchen, sondern auch noch eine Schuld seines Vaters zu tilgen, die sich auf 6000 Livres belaufen mochte.

Solch ein kühner Entschluß konnte nur in dem Geiste eines Jünglings reifen, welcher die Kraft in sich fühlte, denselben auszuführen. Er bezog ein Kämmerchen bei einer armen Frau, für sechs Livre monatlich. Sie sollte ihm täglich für zehn Sous zu essen und für fünf Sous zu frühstücken geben. Damit gingen im ersten Monate also schon 28 Livres weg; da er nur 30 Livres besaß, so blieben ihm zwei Livres für Wäsche und andere kleine Ausgaben übrig. Lecomte sah, daß er sich im ersten Monate fleißig umschauen müßte, um im zweiten nicht vor Hunger zu sterben. Er spazierte auf den Gassen umher und blieb vor einem Buchladen stehen, wo allerlei ältere und neuere Werke ausgestellt waren. Er geht hinein, erkundigt sich nach dem Preise einiger derselben, obschon er wahrlich nicht im Stande war, sie zu kaufen, und beginnt mit dem Buchhändler ein Gespräch über Literatur. Der Buchhändler bemerkt bald, daß der junge Mensch viel Einsicht und Nachdenken verräth, erkundigt sich nach seinen Aussichten, und da er vernimmt, daß derselbe eine Beschäftigung suche, so verspricht er, ihm behülflich zu sein, und ladet ihn zum Essen ein. Lecomte ermangelt nicht, sich zur Essenszeit einzufinden.

Er trifft dies Mal bei dem Buchhändler einen Herrn an, welchen der Kaufmann Präsident nennt und mit dem jungen Menschen ins Gespräch bringt. Auch der Präsident entdeckt die Fähigkeiten des Ankömmlings und schlägt ihm vor, seinem Sohn Unterricht in der Mathematik zu geben.

Nun war Lecomte geborgen. Die Stunden wurden ihm gut bezahlt und verschafften ihm andere in ansehnlichen Häusern. Er gewann damit ein Beträchtliches, und da er fortfuhr, ebenso sparsam zu leben als zuvor, so konnte er Geld bei Seite legen; allein um ein Capital von 6000 Livres erwerben zu können, war lange Zeit vonnöthen; er sah ein, daß er ein schnelleres Mittel suchen müsse, Geld zu gewinnen. Glücklicherweise hatte er mit einem andern jungen Menschen Bekanntschaft gemacht, der ebenso sparsam lebte als er und außerdem ein speculirender Kopf war. Nach einigem Hin- und Hersinnen beschlossen sie, Pflaumen auf den im Hafen ankommenden Böten zu kaufen und sie im Kleinen wieder abzusetzen. Sie hatten dabei den Vortheil, daß sie sich sehr wohlfeil ein gesundes, obgleich frugales Abendmahl verschaffen konnten.

Damit die Lüsternheit jedoch nicht zu weit gehe, wurden die Pflaumen gezählt und die Anzahl, die jeder von ihnen zu seinem Abendessen nehmen könne, bestimmt. Als die erste Niederlage abgesetzt war, wurde eine zweite, beträchtlichere angekauft, und so ging's weiter. Auch andere Speculationen wurden in der Folge unternommen und liefen glücklich ab.

Lecomte kam bald in den Stand, die von seinem

Vater hinterlassene Schuld abtragen zu können. Nun häufte er für sich selbst Geld auf und lebte dabei stets so sparsam, ja so kärglich als zuvor. Die Revolution brach ein; dies war die Zeit guter Speculationen; Nationalgüter wurden für ein Viertel ihres Werthes losgeschlagen. Lecomte erwarb das schöne Gut zu Sceaux, in welchem ehemals die Herzogin von Maine die geistreichste Gesellschaft von Paris versammelt hatte. Freilich war das Schloß abgebrochen, allein es blieben noch ansehnliche Nebengebäude und ein großer Park.

Auch von einem Deutschen in Paris, dem Tonkünstler Hermann, erzählte man mir, wie er durch Schlauheit reich geworden. Hermann war einer der geschicktesten Clavierspieler in Paris und setzte auch Mehres in Musik; besondern Beifall hatte eine Sonate von ihm, die er „La coquette“ benannt hatte, und die unter diesem Namen bei den jungen Damen sehr beliebt war. Sein Talent zur Musik würde ihn jedoch nicht sehr bereichert haben, obschon man mit solch einem Talent in Paris oft weiter kommt als mit einem wissenschaftlichen; er hatte aber einen speculirenden Geist oder wenigstens den Trieb, Etwas zu unternehmen, was ihn bereichern konnte.

Als er einmal in einer müßigen Stunde vor dem Justizpalaste vorbeiging, trat er aus Neugierde hinein und hörte, daß in dem Saale der Notarien ein Haus versteigert werden sollte. Er bemerkte, daß einige Leute, die unter einander sehr einig zu sein schienen, sich zuflüsterten, dieses Haus sei viel werth, sie wollten aber nichts aufbieten, um es später noch viel wohlfeiler bekommen zu können. Diesen Wink benutzt er, bietet auf

und das Haus wird ihm ungefähr für 60,000 Franken zugeschlagen. Er gibt seine Adresse und geht fort. Zu Hause dachte er über seine That nach und meinte, er habe doch etwas zu übereilt gehandelt; denn wo sollte er das Geld hernehmen, um das Haus zu bezahlen? und was wollte er mit demselben anfangen?

Am andern Morgen, als er im Bette noch über diese Angelegenheit nachdachte, ließ sich ein Unbekannter anmelden. Hermann erkannte in ihm Einen der Leute, die unter einander im Saale geflüstert hatten. Der Mann sagte ihm mit vieler Verstellung, Jemand habe wol Lust, das Haus zu kaufen, und man biete Hermann 100 Louisdor Gewinn. Dieser sah, daß er mit einer Gesellschaft geldgieriger Speculanten zu thun habe, und äußerte, er wolle vom Hause nur dann wieder abstehen, wenn man ihm 6000 Franken Gewinn gebe. Man ging den Kauf ein. Hermann bekam nun Lust, Häuser zu kaufen, und ward zuletzt Besitzer eines ganzen Vierecks von Häusern auf dem **Place des Italiens**; dieses Viereck heißt das **Paté italien.**

De la F** hatte nur noch vierzehn Tage in Paris zu bleiben und ging täglich zu seinem Agenten, um mit ihm das Nöthige zu besprechen. Eines Tages kam er ganz fröhlich zurück und sagte mir, ich sollte mich flugs zu seinem Geschäftsführer begeben, da derselbe etwas für mich gefunden habe. Daß ich nicht hinging, sondern hinlief, wird man mir leicht glauben. Der gefällige Mann empfing mich äußerst freundlich und ver=

sicherte mir, er habe nichts versäumt, um mir zu helfen; erst am vorigen Tage habe ihm einer seiner Freunde, dessen Sohn in einer Erziehungsanstalt sei, gesagt, er glaube, in dieser Anstalt sei eine Lehrerstelle offen. Der Agent rieth mir, mich sogleich darum zu bewerben, und gab mir einen Brief an seinen Freund mit, worin wieder das Register aller Wissenschaften stand, die ich aus dem Grunde verstehen sollte.

Der Freund, ein reicher und angesehener Mann, war krank und konnte mich nicht empfangen; er ließ mir sagen, ich möchte mit dem Briefe des Agenten mich geradeswegs zu der Erziehungsanstalt begeben. Ich that es. Sie lag am Ende der Stadt in einer einsamen, aber langen und schönen Straße, nach der Anhöhe Montmartre zu, und hieß die polymathische Schule.

Der Vorsteher, Namens Butet, las den Brief, war über das Register der vielen Wissenschaften, die mir beigemessen wurden, erstaunt und nahm auf die Empfehlung Rücksicht. Glücklicherweise bedurfte er nur die Hälfte der angekündigten Gelehrsamkeit. Wir kamen also überein, daß ich täglich vier Stunden Unterricht im Lateinischen, Griechischen, in der Erdbeschreibung und Elementarmathematik geben und zwei Stunden Aufsicht führen sollte. Dafür sollte ich freie Wohnung, freien Unterhalt und 50 Franken monatlichen Gehalt bekommen. Ein guter Koch wird ebenso gut honorirt; allein es ist nun einmal überall Sitte, daß das Erziehungswesen schlecht belohnt wird, und für manche Personen ist ein Koch wichtiger als ein Erzieher.

Ganz demüthig und mit klopfendem Herzen war ich

die Straße hinaufgegangen; frohlockend und als der glücklichste Mensch auf Erden kam ich heim. Nur Eine Betrachtung störte meine Wonne. Alles, was ich vortragen sollte, hatte ich zwar gelernt, aber auch zum Theil wieder verlernt, indem ich den Fall nicht vorausgesehen hatte, daß ich davon Gebrauch würde machen müssen. Jedoch hatte ich den besten Willen, das Gedächtniß wieder aufzufrischen und noch Manches dabei zu lernen, was ich nie gewußt hatte. Ich besaß Muth und Kraft, und fühlte, daß ich nun meine Studien so zu sagen von vorn wieder zu beginnen hätte, da ich doch einmal in die gelehrte Laufbahn treten sollte.

Ich nahm von de la F** und seiner Frau Abschied, die mir Glück und Segen wünschten und kurz darauf abreisten. De la F** sah ich nie wieder; er starb einige Jahre nachher in Deutschland; seine Witwe traf ich 27 Jahre nachher einmal wieder bei einer Reise in mein Vaterland an. Mit ihrer Abreise schien der letzte Ring der Kette, die mich an dasselbe fesselte, zu zerbrechen, und ich stand nun ganz allein, und zum ersten Male unabhängig, in einem fremden Lande, in welchem ich mein weiteres Fortkommen aus eigenen Mitteln zu befördern hatte.

Freiheit war immer mein sehnlichster Wunsch gewesen; ich sah ihn nun erfüllt. Gegen Neujahr 1804 begann ich meine Arbeit als Lehrer der polymathischen Schule und fühlte dabei ein Wohlbehagen, das ich noch nie empfunden hatte und vielleicht auch späterhin nicht in demselben Grade wieder empfunden habe. Die Erziehungsanstalt befand sich in einem schönen und beque-

men Gebäude mit einem äußerst großen Garten. Man gab mir ein Zimmer neben einem der Schlafgemächer der Zöglinge; hatte ich meine sechs Stunden vollendet, so blieb mir das Übrige des Tages zu meinen Studien, und ich konnte bequem lernen, was ich zu lehren hatte, und noch Vieles dazu. Ich nahm deshalb auch alle meine Collegienstudien wieder vor und begann gleichsam die akademischen Vorlesungen von neuem. Der Vorsteher trug sehr angenehm vor; er hatte sich besonders mit allgemeiner Sprachlehre abgegeben und war ein Freund des Abbé Sicard. Zwei Arbeiten von ihm sind gedruckt worden, eine Lexikographie und eine Lexikologie; diese beiden Materien trug er den größern Schülern wöchentlich dreimal vor, aber ohne großen Nutzen. Mehr Eingang fanden seine Vorträge über Naturlehre, wozu auch nicht zum Institute gehörige Personen zugelassen wurden. Friedrich Schlegel wohnte damals in Paris und zwar in der Nähe der Erziehungsanstalt. Seines weitverbreiteten Rufes in der Literatur ungeachtet fehlte es ihm doch an einem sichern Einkommen. Er hielt für einige reiche Deutsche Vorlesungen über vaterländische Literatur und Kunst, und ihm kam die Lust an, da er sich gerade mit dem Indischen stark beschäftigte, eine orientalische Schule mit der polymathischen zu verbinden. In dem Garten stand ein Pavillon; der Vorsteher wollte ihm diesen abtreten; Schlegel hätte unter den Bäumen und Gebüschen des Gartens seine Schüler mit der morgenländischen Literatur vertraut machen und hier, wie im Garten der Akademie, Weltweisheit lehren können. Er ließ eine Ankündigung seines Vorhabens in seine

Zeitschrift „Europa" einrücken; es meldeten sich aber nur zwei Jünglinge aus Deutschland, und da so Wenige die Kosten der Anstalt nicht bestreiten konnten, so kam sie auch nicht zu Stande. Ich bedauerte dies um so mehr, da sie für meine eigene Bildung nützlich gewesen wäre. Ich besuchte Schlegel einige Mal; er lieh mir seine Schriften, und bald darauf kehrte er mit seiner sanften Frau, die bekanntlich Mendelsohn's Tochter war, und mit ihrem Sohne, der zu meinen Schülern gehörte, nach Deutschland zurück.

Butet, der Vorsteher der polymathischen Schule, zeichnete sich dadurch vor so vielen andern Vorstehern von Privatanstalten in Paris aus, daß er über die Erziehung viel nachgedacht und wirklich ein gewisses System zur Reife gebracht hatte. Er wollte nämlich auf eine Anzahl von 40 bis 50 Jünglingen die Ideen Rousseau's über die Privaterziehung anwenden, ohne zu bedenken, daß, was in einer Privaterziehung folgerecht durchgeführt werden kann, bei der Erziehung eines Haufens von Kindern gar nicht angeht; überhaupt nahm er Mehres aus dem Rousseau'schen Systeme ganz verkehrt. Zwei Beispiele werden beweisen, was ich hier sage. Rousseau wünscht, daß sein Zögling frühzeitig einen Begriff vom Eigenthumsrechte bekomme, und gibt ihm daher das Eigenthum oder vielmehr die freie Verfügung über ein Stückchen Land, damit das Kind das Eigenthum Anderer achten lerne. Will der Zögling fremde Gärten verwüsten, so macht man ihm bemerklich, daß er nicht mehr Recht auf die Gärten Anderer habe als die Andern auf sein eigenes Gärtchen, das er fleißig bebaut hat

und im besten Stande erhält. Gewiß ist dies ein sehr vernünftiges Verfahren. Nun sehe man, wie Butet diese Ideen in seiner Erziehungsanstalt anwendete. Jeder Zögling hatte in den Lehrstuben vor seinem Sitze ein Pult, das verschlossen werden konnte. Dieses Pult sollte nun die Stelle des Rousseau'schen Gärtchens vertreten; nur der Zögling und Niemand anders, selbst der Lehrer nicht, sollte das Recht haben, in dieses Pult zu schauen. Die Folge davon war, daß die Schüler schlechte Bücher hielten, die sie in ihrem Pulte sicher verbergen konnten, weil selbst die Lehrer nicht das Recht hatten, das Pult zu untersuchen. Die Schüler wußten aus den gedruckten Statuten der Anstalt, daß dies einer der Grundsätze des Vorstehers sei, und machten sich denselben trefflich zu nutze.

Ein anderer Grundsatz, der auch in den Statuten gedruckt und aus der Rousseau'schen Privaterziehung entlehnt war, bestimmte, daß die Lüge ein Fallissement des Geistes sei und mit der Entziehung des Zutrauens bestraft werden müsse. Keine andere Strafe stand auf die Lüge, und die Schüler, die sich aus den Folgen des geistigen Fallissements eben nicht viel machten, logen ungestraft, wenn es ihnen anstand. Butet hatte nicht bedacht, daß bei einer Privaterziehung, und besonders bei einer solchen, wie sie Rousseau voraussetzt, wo nämlich der Zögling einzig mit dem Lehrer oder höchstens mit Personen umgeht, die vom Lehrer abhängen und mit ihm völlig einverstanden sind, die Entziehung des Zutrauens und der Verlust des moralischen Credits für das Kind eine wahre Strafe werden und ihm die Nothwendigkeit

begreiflich machen muß, stets die Wahrheit zu sagen. Was kümmert sich aber unter 50 Knaben Einer darum, ob ein Lehrer erklärt, der Lügner habe sein Zutrauen verloren? Hindert ihn dies, sich mit seinen Kameraden herumzubalgen und, wenn er an den Feiertagen ins älterliche Haus zurückkommt, herzlich empfangen zu werden?

Dazu kam noch, daß die Lehrer nicht alle gut gewählt waren und einige, anstatt in die Ideen des Vorstehers einzugehen, sich nicht einmal die Mühe gaben, sie in ihrem Zusammenhange zu studiren, sondern es viel bequemer fanden, sich untereinander darüber lustig zu machen.

Außer den in der Anstalt wohnenden Lehrern kamen auch einige ausgezeichnete Männer aus der Stadt hin, um in gewissen Fächern Unterricht zu geben, unter Andern der jetzige Baron Reynaud, welcher damals erst vor Kurzem aus der polytechnischen Schule getreten war und bei uns die Mathematik vortrug, wie sie in jenem berühmten Institute, woran die ersten Mathematiker Europas als Professoren standen, vorgetragen wurde. Man hatte uns in Deutschland das Rechnen ganz mechanisch beigebracht, und hier in Reynaud's Stunden hörte ich mit vielem Vergnügen, wie sogar die complicirtesten Rechnungsaufgaben durch ein äußerst logisches und scharfsinniges Verfahren aufgelöst werden konnten. Baron Reynaud hat dies in seinen Schulbüchern, die einen außerordentlichen Beifall gefunden haben, auf eine sehr faßliche Art auseinandergesetzt.

Am Ende des Schuljahres sollte eine feierliche Preis-

vertheilung statthaben. Butet hatte den berühmten Professor der Naturlehre, Biot, gebeten, den Vorsitz bei dieser Feierlichkeit zu halten. Mitten unter den Bäumen im Garten hatte man ein großes Zelt und in demselben eine schönverzierte Bühne errichtet. Die Familien der Zöglinge und angesehene Männer waren eingeladen worden; die Versammlung war glänzend und zahlreich. Biot, damals noch ein junger Mann, aber schon Mitglied des Nationalinstituts, erschien in seinem akademischen Costum, hielt eine schöne Anrede an die Jugend, welcher er besonders Franklin's Geschichte zum Muster aufstellte, und krönte hernach die zu belohnenden Schüler. Seine Rede fand großen Beifall. Welche Wirkung sie auf die Schüler gethan haben mag, weiß ich nicht; aber auf mich äußerte sie eine außerordentliche. Diesen jungen Gelehrten schon im akademischen Costum zu sehen, ihn mit so vieler Würde eine äußerst elegante Rede vortragen zu hören, und Zeuge der allgemeinen Achtung zu sein, die ihm zu Theil wurde, ging mir tief zu Herzen. Ich fühlte mich gedemüthigt bei der Vergleichung meines Wissens mit dem seinigen, meiner niedrigen Stellung mit den Ehren und Ämtern, welche diesem jungen Gelehrten schon zuerkannt worden waren. In der unruhigen Gemüthsbewegung, worein mich dieser Auftritt versetzte, nahm ich mir fest vor, nicht eher zu rasten, als bis auch ich solch ein ehrenvolles Costum wie das seinige zu tragen verdient hätte. Mein Eifer verdoppelte sich, und ich studirte mit erneuten Kräften.

Unterdessen hatten sich öffentliche und Privatbegeben=

heiten zugetragen, welche unerwartet eine Veränderung meiner Lage nach sich zogen.

Bonaparte hatte an der Würde eines ersten Consuls noch nicht genug. Er benutzte schlau die Entdeckung einer Verschwörung gegen ihn, um den Franzosen die Idee beizubringen, es fehle ihm an Macht und Ansehen, um den Feinden des Staats entgegenwirken zu können, und man müsse ihn zum Kaiser machen. Obschon mehre Verschwörer, wahre oder angebliche, bereits unter den Händen der Polizei waren, so fehlte ihnen doch der Hauptanführer Georges Cadoudal noch, der sich in einem Privathause versteckt hatte. Da unsere Anstalt nahe bei den Stadtmauern und neben einer der Barrieren lag, so war eine Menge von Polizeispionen auf den Beinen, um die Aus- und Eingehenden zu beobachten und um zu verhindern, daß Georges Cadoudal sich nicht herausschleiche. Dies Nachspüren ging so weit, daß sogar die herausfahrenden Leichenwagen untersucht wurden. Eines Sonntags hatte ich die Aufsicht über die im Garten spielenden Zöglinge, eine Pflicht, womit die Lehrer unter einander abwechselten und die mir die einzig harte meines Amtes schien. Wenn ich von der Terrasse des Gartens die Bürgerfamilien an den Sonntagsnachmittagen aus der Stadt wandern sah, um sich nach der wöchentlichen Arbeit durch Spaziergang, Tanz und ein fröhliches Mahl zu erholen, und mich dann durch meine Pflicht in der Anstalt gefesselt fühlte, so wurde mir ganz traurig zu Muthe. So stand ich denn auch eines Sonntags zu jener Zeit im Garten, beneidete das Glück der aus der Stadt strömenden Familien

und ließ die Knaben um mich her spielen, als einer derselben, ein zehnjähriges Kind, das erst kürzlich in die Anstalt gebracht worden war, es sich einfallen ließ, über die Mauer hinten im Garten zu klettern, um wieder nach Hause zu laufen. Die Polizeispione hatten dies Erklettern bemerkt, und sobald der Knabe im Freien war, hatten sie sich über ihn hergemacht und wollten wissen, was es mit seiner Flucht für eine Bewandniß habe. Das erschrockene Kind wußte vor Angst kaum ein Wort hervorzubringen. Es mußte die Wohnung seiner Ältern entdecken, wurde hingeführt, und dort wurden wieder Nachfragen angestellt; dann wurde ein Bericht an die Polizei abgestattet und der Vorsteher unserer Anstalt vorgefodert, um Rechenschaft über die Flucht des Kindes zu geben, worunter, wie man meinte, wol etwas Politisches stecken könne. Und das Alles, weil ich das Glück der vorübergehenden Bürgerfamilien beneidet hatte!

Bald darauf ließ sich Bonaparte zum Kaiser ernennen und nahm den Namen Napoleon an. Die Bürger wurden aufgefodert, ihre Zustimmung durch ihre Unterschrift in einem großen Buche auf dem Stadthause zu äußern, um der Erhebung Napoleons zur Kaiserwürde das Ansehen einer freien Volkswahl zu geben. Die Vorsteher der Lehranstalten bekamen von der Polizei die Weisung, sich mit ihren Unterlehrern zum Stadthause zu begeben und die Kaiserwahl mit ihren Unterschriften zu bekräftigen. So wurden denn auch wir zum Stadthause geführt, und obschon ich nicht einmal französischer Bürger war, so galt meine Unter-

schrift doch ebenso viel als die des angesehensten Bewohners. Hernach mußten auch die Bedienten und Knechte des Hauses hingeschickt werden, vermuthlich um desto mehr Unterschriften zu bekommen. Man sieht hieraus, was es mit der vorgeblichen Zustimmung der Bürger für eine Bewandniß hatte.

Ein Einziger von den Unterlehrern weigerte sich mitzugehen und zu unterzeichnen. Er war ein Mann von festen Grundsätzen und bestimmtem Charakter. Schon damals unterjochte Napoleon die Gemüther dergestalt, daß dem Vorsteher bange wurde, es möchte ihm wegen des Antibonapartismus seines Unterlehrers etwas Übles zustoßen, weshalb er sich auch desselben bald zu entledigen suchte.

Bald sahen wir den Papst in Paris ankommen und unter großen Feierlichkeiten den neuen Kaiser krönen. Der Papst theilte wie zu Rom rechts und links seinen Segen aus, ohne danach zu fragen, ob in Paris die Leute auch lüstern nach dem päpstlichen Segen seien. Sein Kreuzträger, der gravitätisch mit einem großen runden Hute auf einem Maulesel ritt, gab den Parisern viel zu spaßen.

Als der neuerwählte Kaiser nun einmal die ganze Macht in Händen hatte, warf er auch sein Augenmerk auf die öffentliche Erziehung. In der letzten Zeit waren Centralschulen die Hauptunterrichtsanstalten in Frankreich gewesen. Sie hatten aber wenig gewirkt, weil sie, obschon für Knaben berechnet, wie die Vorlesungen für Studenten auf Universitäten eingerichtet waren. Es ward wenig darin gethan, und die meisten

Knaben wurden daher in den Privatanstalten, die man écoles secondaires nannte, erzogen. Eine solche école secondaire war auch die polymathische Schule. Zwar organisirte Napoleon seine Universität noch nicht, aber er bereitete sie durch die Umwandlung der Centralschulen in Lyceen vor. Allen Vorstehern der Secondairschulen wurde aufgetragen, fürs folgende Schuljahr ihre Zöglinge in die Lyceen zu schicken und sich blos mit der Vorbereitung zu denselben zu beschäftigen. Butet, der Vorsteher der polymathischen Schule, nahm dies sehr ernsthaft und meinte, nun brauche er nur noch einen oder zwei Repetitoren und könne seine Unterlehrer verabschieden. Er behielt also die beiden ältesten und kündigte den andern, folglich auch mir, den Dienst auf. Doch hatte er schon mit einem Nachbar, der auch eine Secondairschule hielt, verabredet, daß ich, wenn ich wollte, in seine Anstalt treten könnte.

Ein besonderer Zufall hatte mir die Bekanntschaft dieses Nachbars verschafft. Der Garten seiner Anstalt war von der unserigen blos durch eine hohe Mauer getrennt. Die Knaben aus unserer Anstalt hatten Steine in des Nachbars Garten geworfen und die seinigen in den unserigen. Es fehlte nichts, um die beiden Anstalten, Vorsteher und Zöglinge gegen einander aufzuhetzen. Glücklicherweise waren die beiden Vorsteher klüger; Butet lud die ganze Nachbaranstalt zu einem Feste in seinem schönen Garten ein; es ging dabei sehr fröhlich zu, und Butet hatte sehr niedliche Verse gedichtet, worin er witzig bemerkte, ehemals hätten Steine zu Brot werden sollen, hier aber habe man sie in Kuchen umge-

wandelt. Es fand sich, daß der Vorsteher der Nachbaranstalt ein Deutscher und noch dazu ein Westfälinger war, Göbel aus Dortmund, der ehemals eine Erziehungsanstalt in Rußland geleitet hatte, dann Dolmetscher beim französischen Kriegsministerium gewesen war und endlich eine ansehnliche Erziehungsanstalt in Paris dirigirte. Er erschien mit seiner Frau, einer gebornen Engländerin, und zwei schönen und schlanken Töchtern, welche beide, wie Vestalinnen, weiße Kleider mit gelbseidenen Tuniken und nach antiker Art aufgebundene Haare trugen, wodurch sie ein etwas phantastisches Ansehen bekamen. Er war erfreut, in mir einen Landsmann zu finden, und lud mich ein, ihn zu besuchen. Bald erwiederte seine Anstalt die Höflichkeit der unserigen und die beiden Vorsteher blieben in einem freundschaftlichen Verhältnisse.

Er schlug mir vor, bei ihm einzutreten; so lange ich in der polymathischen Schule auf demselben Fuße bleiben konnte, fühlte ich keinen Beruf, meine Lage zu ändern, da ich mit derselben völlig zufrieden war. Als aber nun Napoleon die Lyceen einrichtete, und Butet glaubte, er brauche nur noch einige Repetitoren, so hatte ich mich nicht lange zu bedenken und begab mich zu dem Nachbar, obwol mit schwerem Herzen. Es ahnte mir, daß eines der glücklichsten Jahre meines Lebens zu Ende ging, und daß ich dieses Glück nicht wiederfinden würde.

Der Vorsteher der polymathischen Schule hatte eine sehr gebildete Frau, die einen feinen Weltton besaß und die Unterlehrer sehr wohl behandelte. Sie liebte die

Musik und veranstaltete manche angenehme Zusammenkünfte. Bei Göbel, dem Westfälinger, war dies nicht so. Er war ein guter, aber von seiner Engländerin ganz geleiteter Mann, die Töchter waren kalt und stolz; seines Alters halber hatte er sein Vertrauen einem Deutschen geschenkt, den man blos Monsieur Paul nannte. Er war ein vormaliger sächsischer Dragonerrittmeister, welcher, wie er zuweilen in dunkeln Worten verlauten ließ, wegen einer Ehrensache aus seinem Vaterlande hatte flüchten müssen. Ich vermuthe aber, daß die Ehre bei seiner Flucht nichts zu thun gehabt hatte. Dieser Monsieur Paul leitete großentheils die Anstalt, und die Unterlehrer waren von der Gemeinschaft mit der Familie des Vorstehers fast ganz ausgeschlossen. Man sorgte wenig für sie und behandelte sie mit vieler Gleichgültigkeit, weshalb sie sich auch wenig an die Anstalt anschlossen, sondern fortgingen, wenn sie etwas Besseres vorfanden. Für Manche war es unausstehlich, zu gleicher Zeit unter dem Befehle des Vorstehers, seiner Frau und des Monsieur Paul zu stehen. Die Anstalt wollte nicht vorwärtsgehen, und einige schlimme Umstände setzten sie ganz in Zerrüttung. Monsieur Paul verschwand eines Tages, nachdem er viel Geld im Spiele verloren hatte. Göbel verheirathete eine seiner Töchter an einen Lehrer aus der Schweiz, und dieser sollte die Anstalt leiten; allein er zerfiel mit seiner Schwiegermutter, und es kam zu einem förmlichen Bruche der Familie im Beisein der Zöglinge.

Nun zogen die Ältern ihre Kinder zurück, und im Frühjahre 1806 mußte Göbel die Anstalt aufgeben und

sich mit den wenigen Zöglingen, die ihm treu blieben, auf dem Lande niederlassen. Die anderthalb Jahre, die ich bei ihm zugebracht hatte, waren für mich nicht verloren gewesen; denn da im Hause beständig Englisch gesprochen und gelehrt wurde, so hatte ich diese Sprache von Grund aus gelernt. Auch im Lehrvortrage hatte ich manche neue Erfahrung erworben. Göbel war ein praktischer Mann und seine Art, zu unterweisen, nicht übel. Seines Alters ungeachtet gab er sich viele Mühe, um gute Zucht in seinem Hause zu halten. Er und Monsieur Paul hatten Tabellen erfunden und drucken lassen, worauf in verschiedenen Columnen die Tugenden und Untugenden der Schüler aufgezeichnet wurden. Jeder Lehrer bekam des Morgens eine solche Tabelle, verzeichnete darin das Gute und Böse, was den Tag über vorfiel, und des Abends übergab er sie dem Monsieur Paul, welchem die ausübende Macht übertragen war. Dieser summirte dann die bösen und guten Punkte, bestrafte und belohnte nach Maßgabe des Eingezeichneten. Zum Bestrafen war Verhaft auf einem Zimmer über der Küche angesetzt. Jenes Summiren war aber für Monsieur Paul, der noch manches Andere zu thun hatte, eine langweilige Arbeit, die zuweilen erst nach zwei Tagen vollendet werden konnte, und dann wußten die Schüler schon nicht mehr, weshalb sie gestraft wurden. Hatte man mehre Arrestanten, so belustigten sie sich in dem Karzer, daß das ganze Haus davon erschallte. Wollte man sie zur Arbeit anhalten, so fehlte es an allerlei. Kurz dieses Strafsystem konnte nicht Stich halten oder wenigstens nicht strenge durchgeführt werden.

Mehr noch verdarb der Einfluß des Napoleon'schen Despotismus. Er wollte seine Kriege beginnen und die Nation mit dem Militairgeiste beseelen. In den Lyceen wurden die Schüler vermittelst der Trommel zusammengerufen und lernten exerciren. Die Secondairschulen machten es den öffentlichen Schulanstalten nach; jede hielt sich einen Trommelschläger und einen abgedankten Unteroffizier, der den Knaben das Exerciren lehrte und ihnen nebenher allerlei anstößige Geschichten aus seinen Feldzügen erzählte, etwas fluchte und trank, Geld von den Schülern lieh u. s. w. Ob die Erziehung dabei gewann, kann der Leser errathen. Man wollte aber patriotische Gesinnungen an den Tag legen und sich der Regierung empfehlen. Das ist vielleicht das Schlimmste am Despotismus, daß die Unterthanen immer kriechender werden und zuletzt die Sklaverei nicht erwarten, sondern ihr entgegengehen.

Zur Geschichte Göbel's muß ich noch hinzusetzen, daß es dem Greise auf dem Lande noch schlimmer ging als in der Stadt. Seine zweite Tochter wollte sich für ihn aufopfern und wurde Schauspielerin, obschon sie wenig Anlage und vermuthlich wenig Neigung zu diesem Fache hatte; sie gefiel nicht und mußte nun mit der Nadel ihren Unterhalt zu erwerben suchen. Vater, Mutter und Tochter starben in wenig Jahren vor Gram dahin. Göbel hatte eine deutsche Sprachlehre für Franzosen herausgegeben; auch in der deutschen Literatur ist er nicht ganz unbekannt; er hatte nämlich einen Roman: „Corezza," in Berlin (1798 bei Lagarde) herausgegeben;

jedoch scheint derselbe wenig gelesen worden zu sein. Er stand mit mehren Staatsmännern in Verbindung; so sah ich zuweilen den vormaligen Gesandten v. Bourgoing, einen langen und ernsthaften Mann, Pictet von Genf und den Marschall Moncey. Alle diese Männer ließen ihre Söhne in seiner Anstalt erziehen.

Viertes Kapitel.

1806 — 1807.

Erzieher in der Picpusstraße zu Paris. — Le Ter**'s Institut. — Hilscher. — Vincenner Schloß und Wald. — Erster literarischer Versuch. — Erziehung der Söhne des Herrn von Vill**x. — Ein Exoratorianer. — Herausgabe der Jugendschrift: „Soirées d'hiver." — Unangenehme Folgen zu früher Autorschaft. — Dr. Götz. — Antivaccinische Schriften. — Die Preußen verlassen Münster. — Petit, der Physiker. — Der Bildhauer Lemot. — Percier und Fontaine, Baumeister Napoleons. — Polier wird ein reicher Graf. — Anekdote vom Maler Greuze.

Als Göbel auf dem Punkte stand, Paris zu verlassen, fragte mich einer meiner Collegen, was ich nun anzufangen gedächte. Ich gestand, daß ich es selbst nicht wüßte. „Nun," antwortete er, „so laßt uns zu Herrn J** gehen, der wird uns schon aus der Verlegenheit ziehen."

Eine sehr gute Einrichtung in Paris ist, daß für gewisse Professionen und Stände in dieser großen Hauptstadt ein von der Polizei approbirter Mann sich damit abgibt, Gehülfen zu verschaffen; so war auch für die Privatunterrichtsanstalten, deren es über hundert gibt,

ein Herr J** da, welcher den Vorstehern Unterlehrer und diesen eine Anstellung in den Erziehungsanstalten verschaffte, wofür er von beiden Seiten gewisse Procente nach Verhältniß des Gehalts bekam. Der Mann kannte wegen seines beständigen Verkehrs mit den Erziehungsanstalten so ziemlich die herumwandernden Unterlehrer und noch besser die Vorsteher der Anstalten, und er konnte, wenn er wollte, beiden Parteien sehr nützlich werden. Meistens ist es aber solch einem Manne nur darum zu thun, oft ein Procent zu erheben, und er kümmert sich daher wenig um das Zweckmäßige des Anstellens. Die Einrichtung selbst aber verdient alles Lob.

Wir gingen also zum Herrn J**; er blätterte in seinem Buche nach, was mich an den armen Tropf des **bureau de placement** erinnerte. Aber hier war die Sache anders. Mehre Vorsteher verlangten Subjecte. J** sandte meinen Collegen in den Westen der Stadt und mich in den äußersten Osten, das heißt ganz ans Ende der Vorstadt St.-Antoine, wo sich eine einsame Straße, die Picpusstraße genannt, befindet. Man hätte sie die Erziehungsstraße nennen können; denn es befanden sich in und neben derselben wol zehn Unterrichtsanstalten für Knaben und Mädchen. Sie scheint seit Jahrhunderten der Aufenthalt von Erziehern zu sein; denn schon im Jahre 1674 ward ein **maître de pension** dieser Straße, Namens Van den Ende, ein Holländer, welcher mit dem Chevalier de Rohan und andern Adeligen den Anschlag angezettelt hatte, Quillebeuf oder eine andere französische Seefestung den Holländern gegen eine beträchtliche Geldsumme in die Hände zu lie-

fern, zum Tode verurtheilt. Man liest in la Place's „Pièces intéressantes“, daß der Henker den Adeligen die Köpfe eigenhändig abhieb und, als die Reihe an den bürgerlichen Van den Ende gekommen war, verächtlich seinen Knechten zurief: „Pendez moi cela, vous autres!“ und fortging.

An eine der Picpusanstalten war ich also gewiesen. Der Vorsteher, ein Herr le Ter**, ward bald mit mir einig; er versprach mir einen bessern Gehalt, als ich bisher gehabt hatte, dafür mußte ich aber auch etwas mehr Zeit auf den Unterricht verwenden.

Dieser le Ter** war ein wahrer Schulmeister, der dem alten Systeme des Prügelns getreu blieb, worin ihm auch seine Unterlehrer bestens folgten. Latein lehrte er recht gut; seine größern Schüler sandte er alle nach dem Lyceum in der St.-Antoinestraße, und die Lehrer im Hause mußten blos die Lectionen derselben vorbereiten. Es herrschte ein lebhafter Eifer zwischen den größern; einige dichteten gute lateinische Verse. Der Vorsteher ließ einmal eine kleine Auswahl dieser lateinischen Gedichte drucken. Dies war in der That das beste Programm, was er von der Anstalt hätte austheilen können.

Beinahe hundert Knaben waren in diesem Institute beisammen; da le Ter** sie aber zu geringen Preisen annahm, so fanden sich darunter manche Kinder von schlechter Erziehung. Kurz nach meiner Ankunft wurden mir Geld und Bücher gestohlen. Le Ter** meinte, man dürfe kein Aufsehen machen, und da der Gelddieb bald entdeckt wurde, so begnügte er sich, den Knaben zu zwingen, das Geld wieder herauszugeben;

die Bücher aber blieben weg. Übrigens glich die Anstalt so ziemlich einer Kaserne. Die Lehrer mußten mit den Schülern in den gemeinsamen Schlafsälen schlafen und hatten nicht einmal besondere Zimmer. Am frühen Morgen wurden alle lebenden Wesen heruntergetrieben, und die Schlafsäle blieben dann bis zum Abende verschlossen. Die Lehrer hatten bis zu dieser Zeit keinen andern Zufluchtsort als den vordern Hofraum und die Classen; Nachmittags in der Erholungsstunde wurde der Garten aufgeschlossen, und sobald Alle darin waren, verschloß man auch diesen, bis zu den Unterrichtsstunden geläutet wurde.

Ich fand es hart, auf diese barsche Weise behandelt zu werden, und dachte an die armen ushers in den englischen Erziehungshäusern, deren Loos Goldsmith in seinem „Vicar of Wakefield“ so treffend geschildert hat. Um diese Zeit fiel mir Ewald's Buch: „Der gute Jüngling“, in die Hände, und ich ward besonders von folgender Stelle getroffen: „Wenn Sie es vermeiden können, so werden Sie kein Erzieher; Kinder bilden ist ein edles, treffliches Geschäft; aber es erfodert ein so großes Opfer seiner eignen Existenz, einen Aufwand von Munterkeit, Gewandtheit, Lebendigkeit, daß man das Capital, von dem man zeitlebens zehren soll, angreifen muß.“

Das fand ich leider nur allzu wahr. Mein Capital hatte ich schon angegriffen. Ich war in den Erziehungsstand getreten, als ich noch keine zwanzig Jahre alt war. Ich hatte mich zu einer gewissen Gravität zwingen müssen, die meiner Jugend zuwider war, und

manchmal hätte ich Lust gehabt, mich mit den größern Schülern zu belustigen, anstatt den ernsten Aufseher über sie abzugeben. In der Anstalt des le Ter**, wo die Knaben ungezogen waren und die Lehrer von einem barschen Vorsteher mit wenig Zartsinn behandelt wurden, war meine Lage vollends beschwerlich, und ich beschloß Alles anzuwenden, um sie sobald als möglich zu verbessern und meinen Beschäftigungen eine angenehmere Richtung zu geben.

Was mir dieselbe einigermaßen erleichterte, war die Gesellschaft eines deutschen Gelehrten, Namens Hilscher, der früher Professor der Geschichte zu Leipzig gewesen war. Dieser Mann, voll Kraft, Energie und Feuer, hatte den Ausbruch der französischen Revolution mit Freuden gesehen und war nach Frankreich geeilt, um daselbst unter einer freien und republikanischen Regierung zu leben. Er hatte eine Anstellung beim Kriegscommissariate bekommen; da er aber ein auffahrender, hitziger Mann war, so hatte er sich mit seinen Obern überworfen und führte von nun an ein unerfreuliches Leben. Er gab Unterricht im Deutschen, fing aber an blind zu werden. Jedoch war seine Unterhaltung immer munter und geistreich, und Jedermann im Hause liebte ihn wegen seiner Freimüthigkeit und Heiterkeit. Ich sah ihn zuletzt ganz erblinden; sein Freund Lambrecht, vormaliger Minister, brachte ihn in der Blindenanstalt unter, und hier habe ich ihn noch einmal besucht. Er konnte weder gehen noch sehen; sein Kopf aber behielt noch die jugendliche Lebhaftigkeit, und bis

zu seinem Ende blieb ihm seine äußerst reizbare Einbildungskraft.

Napoleon hatte damals schon Östreich besiegt und den Herzog von Enghien, der sich unbesonnenerweise der französischen Grenze genähert hatte, auf badischem Boden ergreifen lassen, ohne daß es der Landesfürst gewagt hätte, sich über diese Gebietsverletzung zu beschweren. Der junge Prinz war erst neulich in dem Graben des Schlosses Vincennes erschossen oder ermordet worden, als ich nach Picpus kam. Von unserer Anstalt aus hatte man in der Ferne dies gothische Schloß, das noch mit allen seinen Thürmen prangte, vor Augen, und ein Spaziergang in den vincenner Wald, der nur ein halbes Stündchen entfernt lag, war meine beste Erholung. Ich dachte lebhaft an die alten Zeiten, als der fromme Ludwig IX. Sonntags nach der Messe sich unter einer alten Eiche dieses Waldes niedersetzte und über seine Unterthanen, welche Beschwerden anzubringen hatten, Recht sprach. Von dem alten Schlosse aus hatte er seinen Kreuzzug angetreten. Wie viele andere Erinnerungen knüpften sich an das alte Schloß an! In dem berühmten Donjon, das sich wie eine Ritterburg stolz in die Luft erhebt, hatten sonst die Gelehrten ihre Preßvergehen, oder das Verbrechen, den Großen misfallen zu haben, zu büßen gehabt. Hier hatte Diderot gesessen und war von Rousseau besucht worden. Hier saß auch Mirabeau, und ganz neulich war Polignac hier eingesperrt worden, nachdem ihm Napoleon das vom Gericht abgesprochene Leben geschenkt hatte. Wer hätte damals vorhersehen können, daß 24 Jahre nachher eben

dieser Polignac der Günstling eines wieder auf den Thron gekommenen Bourbons werden, seine Gewalt misbrauchen, den nochmaligen Sturz der ältern Bourbonen durch seine Dummheiten bewirken und abermals in das Donjon zu Vincennes als Gefangener kommen würde! Mit Grausen nahte man sich dem Schloßgraben, in welchem der frische Grabhügel des unglücklichen Prinzen von Enghien zu schauen war. Und dennoch hatte eine Gesellschaft neben dem Schlosse einen Tanzplatz unter den Bäumen einrichten lassen, um sich des Sonntags Abends daselbst zu belustigen!

Schon in der Göbel'schen Anstalt hatte ich den Drang in mir gefühlt, meine Gedanken und Empfindungen aufs Papier zu setzen und mich in Abfassung von allerlei Aufsätzen zu üben. Ich hatte mit dem Jahre 1805 begonnen, meine Erinnerungen in einem Hefte zu vereinigen, und dies habe ich seitdem jedes Jahr fortgesetzt, sodaß jetzt eine beträchtliche Sammlung von dergleichen Erinnerungen vor mir liegt, wovon ohne dieses Mittel manche jetzt ganz aus dem Gedächtnisse verwischt sein würden, und mit denen ich die Vergangenheit wieder durchleben kann, so oft es mir gefällt. Zur Abfassung der gegenwärtigen biographischen Denkwürdigkeiten haben sie mir wichtige Dienste geleistet, und vielleicht wäre ich ohne meine Hefte nicht im Stande gewesen, sie abzufassen.

Der Drang, in der Schriftstellerwelt aufzutreten, ward immer lebhafter, und zuletzt konnte ich mich nicht mehr enthalten, einen Versuch zu wagen, obschon ich nur eine dunkle Schulstube zu meinem Arbeitszimmer

hatte und manchmal durch das Geräusch der Knaben unterbrochen wurde. Le Ter**, welcher die hundert Zöglinge in dem großen Speisesaale mit Mühe in Ruhe halten konnte, obschon wir dabei helfen mußten und daher mit ihnen zusammen speisten, hatte den Gebrauch eingeführt, von einem der Schüler stets bei Tische vorlesen zu lassen. Er wählte dazu große Werke, welche monatelang ausreichen konnten. So hatte er im Sommer 1806 Lebeau's bändereiche „Histoire du bas empire“ vorgenommen. Die Schüler hörten wenig auf diese lange Geschichte; ich aber merkte mir bei einer dieser Vorlesungen eine rührende Liebesgeschichte, welche sich während der Belagerung der Stadt Damaskus durch den grausamen Kaled zugetragen hatte. Mir fiel sogleich der Gedanke ein, aus dieser kurzen Episode eine Novelle zu dichten; in den nächsten Ferien wurde sie ausgearbeitet, und da ich nun einmal die Freude haben wollte, ein Buch von mir, sei es auch ein sehr dünnes, gedruckt zu sehen, so ließ ich diesen ersten Versuch bei einem Buchdrucker, der für die Anstalt arbeitete, drucken und gab ihn unter dem Titel: „Menodor und Laura, eine Novelle aus der Zeit der Belagerung von Damaskus,“ heraus. Es gingen einige Exemplare davon nach Deutschland; übrigens wurde von diesem jugendlichen Versuche wenig Notiz genommen, und in der That war es ein schwacher Versuch. Die meiste Mühe hatte mir ein eingeschaltetes Lied gemacht, das ich nach einem alten englischen dichtete. Ich versuchte noch mehre andere kleine Dichtungen, erkannte aber bald, daß die Natur mich nicht zum Dichter geschaffen hatte, und ließ davon ab.

Als die Ferien herannahten und nun schon drei Schuljahre verstrichen waren, seitdem ich mich dem Unterrichtsfache unterzogen hatte, wünschte ich, diese Erholungszeit, die mir aus der frühen Jugend noch lieb und theuer war, so gut wie die andern Lehrer zu benutzen, und besuchte einen Freund in Rheims, der währenḋ der Emigrationszeit einige Jahre in unserer Familie zugebracht hatte, und bei welchem sich auch ein naher Verwandter von mir befand. Die alte Krönungsstadt hatte sehr viel Interesse für mich; zum ersten Male sah ich Überreste römischer Denkmäler und eine der schönsten gothischen Kathedralkirchen, welche Frankreich besitzt. Eine andere gothische Kirche, St.-Nicaise genannt, war schon als Privateigenthum des Bierbrauers Santerre großentheils niedergerissen, und ich sah nur noch ihre letzten Trümmer. Besonders anziehend waren für mich die geräuschvollen Dorffeste der Gegend, welche der köstliche Champagnerwein außerordentlich belebte, und nach einem kurzen Aufenthalt in einer Familie von wahren Freunden kehrte ich nach Paris zurück, mit dem festen Entschlusse, meine Lage auf jeden Fall zu ändern.

Ich habe späterhin diese Reise oder vielmehr diesen Ausflug im „Morgenblatte" unter dem Titel: „Wanderungen an den Ufern der Marne," 1814 beschrieben, aber mehre Beobachtungen eingeschaltet, welche sich auf eine spätere Zeit beziehen.

Ungefähr einen Monat nach meiner Rückkunft kamen zwei ehemalige Collegen aus der polymathischen Schule zu mir, zogen mich bei Seite und verkündeten mir, Einer von ihnen habe kürzlich eine Erziehungs-

anstalt errichtet, worin zwar nur noch wenige Zöglinge seien, die er aber sich bald vermehren zu sehen die beste Hoffnung habe. Der Andere, ein geschickter Rhetoriker und beiweitem der gelehrteste von Beiden, hatte versprochen, sein Gehülfe zu werden. Nun wünschten sie auch mich zum Mitarbeiter zu haben, und zwar unter besondern Umständen. Eine reiche und angesehene Familie nämlich wäre zwar gesonnen, ihnen zwei Knaben anzuvertrauen, wollte aber, daß diese bei einem Informator in der Anstalt wohnen sollten, weshalb die Familie auch Willens sei, diesem Informator, der übrigens ein Lehrer des Hauses sein könne, aber für die beiden Zöglinge besondere Sorge tragen müsse, eine Vergütung zuzugestehen, unabhängig von dem Gehalte, den er als Lehrer bezöge. Die beiden Collegen stellten mir vor, daß ich in sehr angenehme Verhältnisse kommen, mich vortrefflich stehen würde und nach vollendeter Erziehung auf eine Versorgung von Seiten der Familie rechnen könnte.

Ich war es müde geworden, von einer Erziehungsanstalt zur andern zu wandern. Indessen traten hier Umstände ein, welche meine Bedenklichkeiten hoben; ich nahm also das Anerbieten an, jedoch mit dem festen Vorsatze, daß ich, wenn sich hier neue Unannehmlichkeiten vorfänden, sicher dieses Fach auf immer verlassen würde. Von der Familie Vill * * x, die in der That sehr angesehen und die erste große Familie war, die ich in Paris kennen lernte, ward ich mit dem feinsten Weltton empfangen und mit einem Zartgefühle behandelt, das mich für sie einnahm. Von den beiden Knaben

war der älteste schon 15 bis 16 Jahre alt, folglich nur sieben Jahre hinter meinem Alter zurück; ein allzu geringer Zwischenraum, um Hochachtung einzuflößen. Was ich erst später erfuhr, war, daß dieser Knabe, der übrigens sehr große Fähigkeiten besaß, schon mehre Lehrer ermüdet und wider sich aufgebracht hatte, und daß der Vater jetzt den letzten Versuch mit ihm machen wollte.

Hätte man mir dies sogleich aufrichtig gestanden, so hätte ich meine Art, ihn zu behandeln, danach einrichten können. So aber hielt ich ihn gar nicht für Den, der er war, und daher verfehlten ich und die Familie unser Ziel. Anfangs ging jedoch Alles auf die schönste Weise von der Welt. Mein Zögling (der jüngere war noch unbedeutend) zeigte sich als der zuvorkommendste, liebreichste, lernbegierigste Jüngling, den man nur finden konnte. So oft ich mit ihm zu den Ältern ging, mußte ich das beste Zeugniß von seinem Verhalten ablegen, und die Ältern selbst schienen erfreut, daß er so umgewandelt war.

Er wußte mir so viel Zutrauen einzuflößen, daß ich ihn als einen vernünftigen Jüngling, ja beinahe als einen jungen Freund behandelte und ihm daher mehr Freiheit ließ, als wenn ich seinen wahren Charakter gekannt hätte. Nachdem er meine Wachsamkeit auf diese Weise nach und nach eingeschläfert und sich aufs feinste zu verstellen gewußt hatte, übte er heimlich allerlei Tücken aus, die mir jedoch eine Zeitlang verborgen blieben. Endlich kam mir etwas davon zu Ohren; ich konnte es nicht glauben, ging meinem Zögling auf die Spur und entdeckte nun wirklich schändliche Dinge; ich

machte ihm Vorstellungen, er wurde trotzig, da er sah, daß Verstellung jetzt nicht mehr helfe. Die Familie mußte von seinem Betragen in Kenntniß gesetzt werden; er spielte den unschuldig Angeklagten, den Aufgebrachten; ich wünschte je eher je lieber von einem so gefährlichen Jünglinge befreit zu sein.

Nun sah der Vater ein, daß die Erziehung auf diesen bösartigen Charakter nicht mehr wirken könne. Er bestimmte ihn also zum Kriegsdienste, in der Hoffnung, daß die militairische Zucht und das Feldleben seinen Charakter ändern würden. Durch ihren Einfluß verschaffte ihm die Familie eine Unterlieutenantsstelle. Er wurde bald darauf zur großen Armee Napoleons in Deutschland abgeschickt. In dem ersten Gefechte, welchem er beiwohnte, stürzte der tollkühne Jüngling auf eine feindliche Batterie los, um sie zu erobern, ward von einer Kugel getroffen und sank todt wieder. So endigte die kurze Laufbahn eines Jünglings, der zu etwas Großem oder zu etwas sehr Schlechtem geboren zu sein schien. Vielleicht war die feindliche Kugel eine große Wohlthat; vielleicht hat sie ihn aber auch verhindert, einen hohen Ruhm zu erwerben.

In der kurzen Zeit, die ich mit meinen Zöglingen zugebracht, hatte ich auch etwas Literarisches zu Stande gebracht. Ich hatte nämlich einen lebhaften Drang empfunden, mich auch als französischen Schriftsteller zu zeigen, da ich das Französische von Grund aus hatte studiren müssen, um mich desselben beim Unterrichte zu bedienen, und außerdem bei kurzen Versuchen des Rathes eines trefflichen Literators genossen hatte, der mir

von großer Wichtigkeit war. Ich habe früher erwähnt, daß einer von den beiden Lehrern, welche mich für ihre Anstalt angeworben hatten, Professor der Rhetorik war. Dieser Mann, Namens J**n, war ein ehemaliger Oratorianer, das heißt Mitglied eines halbgeistlichen Ordens, der sich ganz dem Unterrichte widmete, und aus dem man treten konnte, wenn man sich nicht mehr darin gefiel. Aus diesem Orden, oder vielmehr aus diesem Erzieherverein sind mehre berühmte Männer hervorgegangen, unter Andern Fouché, Napoleons Polizeiminister, wie auch Laborie, einer der Eigenthümer des „Journal de l'empire," welcher nach Napoleons Sturze Secretair der provisorischen Regierung wurde. Er hatte damals, als er das „Journal de l'empire" leiten half, eine Papierfabrik, welche ihm viel zu thun gab; weshalb Jemand, der ihm eine Angelegenheit vorzutragen hatte, und dem er unter dem Vorwande dringender Papiergeschäfte nicht Rede stehen wollte, ihm erboßt nachrief: „Nun, so geh und bleib Dein Lebelang Papirius cursor!"

Jener J**n war ein ausgezeichneter Lehrer. Ich habe nie Jemand gekannt, welcher die Schönheiten der französischen Literatur so tief empfunden, so gut gekannt und auf eine so anziehende Art auseinandergesetzt hätte als er. Er wußte die schönsten Stellen auswendig und brachte sie im Gespräche sehr gut an. Die classischen Werke, lateinische sowol als französische, waren seine beständige Lecture. Er hatte sich eine Menge kleiner Ausgaben angeschafft, um stets wenigstens eine derselben bei sich tragen zu können. Aus vielen Samm=

6*

lungen hatte er sogar die schönsten Stücke auserlesen und sie zusammenbinden lassen. Niemand kannte vielleicht in der französischen Literatur so viel Schönes. Er las besonders gut vor, und wenn er den Schülern einige schöne Stücke lebhaft vorgetragen und ihnen die Vortrefflichkeit derselben in seiner nachdrücklichen Manier bemerklich gemacht hatte, so blieb keiner derselben kalt, so unempfindlich er sonst auch sein mochte. Sonderbar ist es, daß dieser J**n, der so ausgezeichnete literarische Vorträge hielt, nie dazu zu bewegen war, Etwas zu schreiben. Er hatte nichts zu Papiere gebracht als Auszüge aus vortrefflichen Schriften, die er sich nicht sogleich anschaffen konnte. Es würde ihm nicht schwer gefallen sein, eine Professorstelle an der kaiserlichen Universität zu bekommen; allein was ihn davon abschreckte, war der Eid der Treue, den er dem Kaiser hätte schwören müssen. Diesen aber betrachtete und haßte er als den Unterdrücker seines Vaterlandes.

So blieb er stets in einer sehr untergeordneten Sphäre und begnügte sich mit Unterrichtgeben. Wenn er nur einige Schüler hatte, so war er zufrieden; und blieb ihm Zeit genug übrig, um seiner Lieblingslecture nachzuhängen, so verlangte er nichts weiter und war glücklich. Ich habe nie einen genügsamern und für die Literatur so ganz hinlebenden Mann gesehen.

Als Fremder, und noch zu wenig mit der französischen Sprache und Nation vertraut, sah ich die Freundschaft dieses Mannes als ein wahres Glück an, und jede seiner Unterhaltungen war lehrreich für mich.

Der Buchdrucker, der meine deutsche Novelle ge=

druckt hatte, rieth mir, eine Jugendschrift aufs Neujahr herauszugeben, indem solche Schriften, wenn sie Interesse hätten, weit besser als andere wichtigere Arbeiten abzusetzen wären; er versprach beim Absatze behülflich zu sein. Ich folgte seinem Rathe. Aus Deutschland hatte ich den „Sächsischen Kinderfreund“ von Engelhard und Merkel mitgebracht; aus diesem zog ich den Stoff zu zwei kleinen Bändchen, die auf meine Kosten gedruckt wurden und zum Neujahre 1807 unter dem Titel: „Les soirées d'hiver,“ erschienen. Sie wurden in einigen Zeitungen nachsichtig beurtheilt. Das „Journal de l'empire“ tadelte die Planlosigkeit, lobte aber den Styl. Der Absatz dieses ersten Versuchs war ziemlich befriedigend. Ein Buchhändler kaufte mir in der Folge die noch übrigen Exemplare ab und munterte mich auf, eine Fortsetzung dazu zu schreiben. Dies that ich und suchte dies Mal meine eigene Bahn zu wandeln. Das dritte und vierte Bändchen erschien zum Neujahre 1809, und das fünfte und sechste im folgenden Jahre. Der Buchhändler, der keine großen Geschäfte machte, zahlte wenig dafür; allein die Hauptsache für mich war damals, in der literarischen Welt bekannt zu werden.

In den vier letzten Bändchen herrschte ein Ton, mit dem ich in der Folge gar nicht zufrieden war. Damals schimpfte nämlich das „Journal de l'empire,“ welches in der Literatur den Ton angab, beständig auf den Zeitgeist und rühmte Alles, was vor der Revolution vorhanden gewesen war. Die meisten Mitarbeiter an diesem Blatte befanden sich vortrefflich in der gegenwärtigen Zeit, ließen sich tüchtig bezahlen, nahmen Geschenke

an und wurden bei großen Gastmälern gesucht und geehrt; dennoch zogen diese verwöhnten Weltkinder beständig auf die jetzige verdorbene Zeit los und rühmten die Vergangenheit. Dies hatte sogar den Ruf ihres Blattes begründet; denn da sie mit vieler Kühnheit die Revolutionsmänner angriffen und die alte Zeit lobten, so zogen alle Diejenigen, welche sich über die Revolution zu beschweren hatten, dieses Tagesblatt allen übrigen vor, und zuletzt kannte fast kein anderes mehr emporkommen. Da die Herausgeber noch dazu die Gewandtheit hatten, Napoleon bis in die Wolken zu erheben, so wurde das Blatt von der Regierung begünstigt und als ein taugliches Mittel angesehen, die Tagesblätter aus der Revolutionszeit, welche noch etwas Freisinn hatten, zu ersticken.

Dieser Ton eines allgemein geschätzten Tageblattes hatte mich angesteckt, und unwillkürlich hatte ich manche Meinungen des „Journal de l'empire" angenommen und in jener Jugendschrift ausgedrückt. Späterhin habe ich dies bereut und in andern Schriften ganz entgegengesetzte Meinungen geäußert. Dies hat mich belehrt, daß es der Jugend nicht zukommt, politische oder religiöse Meinungen zu äußern, indem dieselben, so lange der Verstand nicht zur gehörigen Reife gelangt ist, allzusehr der Veränderung unterworfen sind. Überhaupt habe ich erfahren, daß es viel klüger ist, nicht so früh mit Schriftstellerarbeiten hervorzutreten; selten billigt man sie selbst in einem spätern Alter. Zwar wird ein junger Schriftsteller mit weit mehr Aufmerksamkeit in der Gesellschaft behandelt; allein man kann das Lob, das Ei-

nem ertheilt wird, doch nur als eine Aufmunterung und nicht als eine Belohnung betrachten.

Übrigens habe ich bei Gelegenheit dieser wie einiger spätern Jugendschriften bemerkt, daß der Verfasser solcher Schriften weit mehr auf die Dankbarkeit der Lesewelt rechnen kann, als wenn er viel wichtigere Arbeiten lieferte. Die Ältern besonders wissen es den Gelehrten großen Dank, daß sie sich mit Unterhaltung ihrer Kinder abgeben, und ich bin in dieser Hinsicht oft auf eine sehr überraschende Art für die geringe Mühe belohnt worden, die mir dergleichen Schriften gekostet hatten.

Wie unangenehm es ist, in der Jugend leichtsinnig dahingeworfene Arbeiten nicht mehr als den Ausdruck unserer wahren Gesinnungen anerkennen zu können, mußte ich in der Folge an eben jenen „Soirées d'hiver“ erfahren. Man hatte nämlich um das Jahr 1810 oder 1811 dies Werk in London nachgedruckt und auch ins Englische übersetzt. Die englische Übersetzung mußte in den folgenden Jahren mehre Male von neuem aufgelegt werden. Nun hatte ich, als die alte Ausgabe vergriffen war, das Werk völlig umgearbeitet und nach einem bestimmten Plane angelegt; meine Absicht war nämlich, zu zeigen, wie die Völker auf dem Erdboden von der letzten Stufe der Barbarei an bis zu der höchsten Stufe von Bildung ihr Elend oder ihr Glück dem Gebrauche verdanken, welchen sie von ihren natürlichen Anlagen zum Fleiße und zur Arbeit machen. Man hätte nach diesem Plan ein großes philosophisches Werk anlegen können; mein Zweck aber war nur die Belehrung der Jugend; deshalb beschränkte ich mich auf vier Bänd=

chen, die im J. 1818 erschienen. Ich wünschte nun, daß der Verleger der englischen Übersetzung, Namens Hailes, sich nach dieser meiner Umarbeitung richten möchte, und schrieb ihm deshalb. Er aber antwortete in dem Ton eines englischen Kaufmanns: „It would not do," es würde nicht angehen. Dies „it would not do" hätte mich fast in Verzweiflung gebracht. Zur Seite der Frucht meines reifern Alters muß ich also als ein Denkmal meiner Jugendschwächen jene unreifen „Soirées d'hiver" oder „Evening entertainments" umhergehen sehen, ohne daß ich im Stande bin, es im geringsten zu verhindern! Das unbewegliche „it would not do" des englischen Kaufmanns ist für mich eine harte Strafe jener Jugendsünde gewesen.

Jedoch habe ich den Begebenheiten etwas vorgeeilt und kehre nun zum Jahre 1807 zurück. Der Abgang meiner beiden Zöglinge und einige andere Vorfälle hatten die gleichsam erst aufkeimende Anstalt, in der ich war, stark erschüttert; der Vorsteher flößte den Ältern kein Zutrauen ein, und es entstand bald eine Leere, welche den Eigenthümer des Hauses wegen seines Miethzinses besorgt machte. Er wollte auf das im Hause enthaltene Gut Beschlag legen lassen; die Familie des Vorstehers ließ in der Nacht das Kostbarste heimlich wegtragen, und dadurch verlor der Eigenthümer seine Bürgschaft; er bekam ebenso wenig als die Lehrer das rückständige Geld; der Vorsteher selbst war noch mehr zu beklagen als die Lehrer, denn er fiel ins äußerste Elend, und der vormalige Oratorianer J**n, anstatt sein Geld zu fodern, was freilich unnütz gewesen sein

würde, lieh dem armen Manne noch obendrein etwas von seinem Ersparten.

Nun hatte ich des Lebens in dem Erziehungswesen genug und war fest entschlossen, das Usher-Leben ganz aufzugeben. Ich war bereits in die Schriftstellerlaufbahn getreten, aber noch zu wenig bekannt, als daß ich von meinen Arbeiten hätte leben können. Dagegen konnte ich gewissermaßen darauf rechnen, Privatunterricht zu bekommen, besonders mit Hülfe der Freunde, die ich mir bereits erworben hatte.

Neben der Erziehungsanstalt, worin ich zuletzt gewesen war, lag das Haus einer reichen Dame von altem Adel, welche zuweilen sehr glänzende Feste gab. Als Nachbar wurde ich dazu eingeladen. Man bezeigte mir viel Wohlwollen, lud mich oft zu Tische, verstattete mir die Benutzung einer schönen Bibliothek, und in der Folge ward ich auf den Landgütern, welche diese Dame besaß, wie ein Freund vom Hause aufgenommen. Bei dem ersten Feste, welches sie gab, sah ich eine sonderbare Figur, in der Art, wie sie Callot in seinen Anwandlungen von Muthwillen hingezeichnet hat. Er trug einen scharlachrothen Rock nach altem Zuschnitte, einen Haarbeutel, hatte eine kupferfarbige Nase und zeigte, was er auf der Geige verstand. Es war der Dr. Götz aus dem Elsaß, ein eifriger Katholik und noch ein eifrigerer Vertheidiger der Blatterimpfung. Er sah in mir einen halben Landsmann und lud mich zu sich ein. Dr. Götz war vor der Revolution als ein geschickter Blatterimpfer bekannt und gesucht worden. Fast den ganzen Tag that er nichts als einimpfen. Ich weiß

nicht, ob er so viel zu thun hatte als Dr. Heim in Berlin, von dem man scherzweise erzählte, er pflege, da er keine Zeit habe, alle seine Patienten zu besuchen, sie zu bitten, sich ans Fenster zu stellen, wenn er vorbeireite, den Mund aufzuthun und die Zunge auszustrecken, so daß man überall auf seinem Wege Leute am Fenster, mit Nachtmützen, ausgestreckter Zunge und den sonderbarsten Gesichtern erblicke. Aber so viel versicherte Dr. Götz, daß er dreißigtausend Menschen in seiner vierzig- oder funfzigjährigen Praxis die Blattern geimpft habe, unter Anderm am vormaligen französischen wie auch am sardinischen Hofe. Bei letzterm hatte man ihn mit Reliquien beschenkt, welche wahrscheinlich dort leichter zu verschenken waren als Geld. Jenner's Kuhpockenimpfung war diesem alten Ärzte, der übrigens ein braver und wohlthätiger Mann war, das größte Herzeleid gewesen, was ihm hätte widerfahren können. Der bloße Gedanke an die Kuhpocken brachte ihn außer sich; er hatte dagegen geschrieben, ebenso einer seiner Freunde, der Arzt Baume, und da bei dem beständigen Verkehre der Völker diejenigen Gelehrten, welche einerlei Meinungen verfechten, leicht in Verbindung kommen, so hatten ihm einige englische Ärzte, welche ebenfalls abgesagte Feinde der Schutzblattern waren, ihre Schriften zugesandt. Die beiden französischen Ärzte meinten, es würde eine gute Wirkung thun, wenn man diese Schriften vereint ins Französische übersetzte. Sie hatten einen Verleger gefunden, und Dr. Götz schlug mir die Arbeit vor.

Ich übersetzte die drei Schriften der englischen Ärzte Moseley und Squirrel, so gut es mit einer mir nicht

geläufigen Materie gehen wollte; Dr. Götz setzte fast nichts von dem Seinigen hinzu; aber Dr. Baume überarbeitete das Ganze, und da er Einiges nicht recht verstand, so machte er es durch seine Umänderungen vollends unverständlich.

Moseley, der heftigste von den englischen Ärzten, führte einige hundert Beispiele von Leuten an, welche durch die Schutzblattern nicht nur nicht geschützt, sondern noch außerdem mit allerlei Krankheiten sollten befallen worden sein. Besonders hatte er es mit einem Knaben zu thun, der durch die Kuhpocken ein wahres Ochsengesicht bekommen haben sollte. Als Titelkupfer hatte er das illuminirte Bildniß dieses Knaben, den er den „ox-faced boy“ nannte, zugegeben. Dies Bildniß war scheußlich anzusehen und wurde auch der Übersetzung treulich beigefügt; auch erregte es mehr Aufsehen als der Text. Da die Buchhändler das Werk ihrer Gewohnheit nach mit aufgeschlagenem Titel in ihren Läden aufstellten, sodaß das Kupfer den Vorübergehenden sogleich in die Augen fiel, so ließ die Polizei dieses Aufstellen verbieten, damit die Leute nicht noch mehr in ihren Vorurtheilen gegen die Schutzblattern bestärkt würden. Im „Moniteur“ erschien ein heftiger Ausfall gegen die Schrift, und ein Arzt gab sich die Mühe, eine sehr ausführliche Widerlegung derselben drucken zu lassen, worin er sehr ernsthaft die ärztlichen Meinungen des Übersetzers bestritt. Er würde sehr erstaunt gewesen sein, wenn man ihm gesagt hätte, daß der Übersetzer von der Arzneikunde nichts verstand und die Übersetzung nur deswegen übernommen hatte, weil es einem achtbaren

Ärzte Vergnügen machte, und weil dabei etwas zu verdienen war.

Bei dem Übersetzen war ich in Hinsicht meiner Meinung von der Wirkung der Schutzblattern etwas schwankend geworden. Da jedoch die Folge zeigte, daß es mit den schrecklichen Weissagungen aller Moseley's und Squirrel's nichts auf sich hatte, so habe ich keine Mühe gehabt, die eingesogenen Vorurtheile wieder abzulegen; indessen habe ich so viel beobachtet, daß ich auch von der Unfehlbarkeit des Schutzes der Kuhpockenimpfung keineswegs überzeugt worden bin, sondern glaube, daß die Schutzblattern ausarten, besonders wenn die Kuhpockenmaterie nicht sehr gut ist, und daß man sich nicht ganz auf sie verlassen darf.

Um diese Zeit waren wichtige Ereignisse in meinem Vaterlande vorgefallen. Preußen hatte im Jahre 1806, wie Östreich im vorhergehenden Jahre, sich mit Napoleon messen wollen und war noch schlimmer wie jenes behandelt worden. Münster hatte angefangen, sich in die preußische Herrschaft zu schicken; manche Verfügungen der neuen Regierung waren augenscheinlich besser als die, welche sonst bestanden hatten. Es war ein regeres Leben in den Staatskörper getreten, der alte Schlendrian war weggefallen. Dennoch hatten die Leute bisher kein großes Zutrauen zu Preußen gefaßt, noch ihre alte Abneigung gegen die Militairherrschaft verloren. Preußen selbst sah ein, daß es auf Münster wenig rechnen könne, und als daher die Franzosen anrückten, überließen die Preußen das vor einigen Jahren erworbene Land seinem Schicksale. Die Franzosen wur-

den ziemlich gleichgültig aufgenommen; für die armen Beamten begann nun eine Epoche des Elends und der Noth, wie sie nie stattgefunden hatte. Die Bürger besaßen doch ihr Gewerbe, der Adel seine Güter; aber die Beamten, besonders die auf Pension gesetzten, worunter sich auch mein Vater befand, wurden ganz außer Acht gelassen; ihrer langen Dienste ungeachtet wurde nicht die mindeste Rücksicht auf ihre Lage genommen; es hieß, man werde sich späterhin mit ihren Foderungen beschäftigen; unterdessen ließ man sie Hungers sterben. Münster selbst wußte nicht, was aus ihm werden sollte; bald sollte es zu Holland, bald zum Großherzogthume Berg gehören; man fing schon an, den Abzug der Preußen zu beweinen, unter denen doch wenigstens Alles einen festen und dauerhaften Gang gehabt hatte. Napoleon aber, von dessen Willen Münsters Schicksal nun abhing, hatte andere Dinge zu thun als die Seufzer der Unglücklichen in diesem Ländchen anzuhören.

Es war mir lieb, nicht Zeuge dieses Jammers sein zu müssen, obschon mein eignes Schicksal nicht weniger schwankend als das so mancher meiner Landsleute war. Ich vertraute aber meinen Kräften, den erworbenen Kenntnissen und der Hülfe meiner Freunde. Von Zeit zu Zeit besuchte ich den Geschäftsagenten des de la F**, der mir immer mit vielem Wohlwollen begegnete und mir einmal die Erziehung seines Sohnes hatte anvertrauen wollen, als ich eben einen Contract mit einem der Vorsteher der obenerwähnten Erziehungshäuser abgeschlossen hatte. Ich kam aber mit ihm darin überein, daß ich seinem Sohne mehrmals in der Woche Unter=

richt ertheilen sollte, wodurch ich mit diesem Hause in dem freundschaftlichsten Verhältnisse blieb. Ich sah hier zuweilen einen Jüngling, Namens Petit, welcher in der Folge zu den größten Hoffnungen berechtigte und schon damals ein wahres Wunderkind war. Er war mit besondern Anlagen zur Mathematik geboren und hatte sie schon als Kind studirt. Da er noch nicht zum mathematischen Unterrichte zugelassen wurde, so hörte er den Vorträgen durchs Schlüsselloch der Schulstube zu, und als einst zwei Lehrer über eine mathematische Aufgabe stritten, erhob das Kind plötzlich seine Stimme und löste die Aufgabe zum großen Erstaunen der Lehrer. Als er zwölf oder dreizehn Jahre alt war, sagte der Lehrer der Erziehungsanstalt, worin er war, zu seinen Ältern, ihr Sohn bedürfe seines Unterrichts nicht mehr; wolle er aber in seinem Hause bleiben, so solle er nicht allein nichts für Unterhalt zahlen, sondern für den Unterricht, den er zu geben im Stande wäre, bezahlt werden. Er wurde in der Folge einer der ausgezeichnetsten Zöglinge der polytechnischen Schule und blieb bei derselben als Repetent angestellt; auch erhielt er bei einem der pariser Collegien die Professur der Naturlehre und heirathete die Schwester des bekannten Naturforschers Arrago. Wahrscheinlich wäre er bald in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen worden, da er einige vortreffliche Abhandlungen über naturwissenschaftliche Gegenstände geschrieben und wichtige Versuche angestellt hatte. Der junge Gelehrte hatte ein blühendes Ansehen und schien einer festen Gesundheit zu genießen. Allein seine Frau bekam die Auszehrung und starb; er selbst wurde von

derselben Krankheit ergriffen und folgte ihr bald ins Grab. Aus einer biographischen Notiz über ihn vom Professor Biot kann man ersehen, wie sehr die Akademiker den Verlust dieses jungen Gelehrten bedauerten.

In demselben Hause sah ich auch zuweilen den Künstler Lemot, einen kalten und geizigen Mann, der sein Ziel, reich und berühmt zu werden, ohne Unterlaß verfolgte und es endlich erreichte. Er war damals mit der Bildhauerarbeit an dem Giebelfelde der schönen Façade des Louvre beschäftigt. Späterhin bekam er andere wichtige Arbeiten, unter Anderm die eherne Bildsäule Ludwigs XIV. für die Stadt Lyon, von wo er, wenn ich nicht irre, gebürtig war. Er ward Eigenthümer des Schlosses Clisson, das ehemals dem berühmten Connetable dieses Namens zugehört hatte, und er hat sich auf diesem alten Landgute begraben lassen. Reisende besuchen noch die schönen Anlagen, die Lemot, welcher sich zum Baron hatte machen lassen, dort hervorgebracht hat.

Lemot war ziemlich ironisch in seiner Unterhaltung; er erzählte einmal auf eine sehr belustigende Weise, wie man zu der Zeit, als er sich in der französischen Kunstakademie zu Rom ausbildete, die Neuangekommenen foppte. War nämlich ein junger Künstler aus Frankreich dort angekommen, so vertheilten die jungen Leute, die sich daselbst aufhielten, und denen man auf ähnliche Art mitgespielt hatte, unter einander ihre Rollen. Der Eine übernahm die des Kunstdirectors. Man beredete den Neuling, daß einige Vorbereitungen dazu gehörten, um dem Director vorgestellt zu werden. Man zwang ihn, eine kleine Rede einzustudiren. Nach einigen Tagen

führte man ihn dann zu dem vorgeblichen Director; an diesen mußte er die einstudirte Anrede halten, und der Pseudodirector gab ihm dann mit der ernsthaftesten Miene Ermahnungen über das Betragen in Rom, über das Verhältniß zu seinen Mitgenossen und zum Director, und schloß mit dem Bemerken, der Neuangekommene werde wol wissen, daß es Gebrauch sei, die sämmtlichen Einwohner der Akademie zu einem Gastmahle einzuladen. Der Neuling mußte sich in den Brauch fügen, obschon es ihm sein schweres Geld kostete, und erst am Tage nach dem Gastmahle ließ man ihm wissen, daß er den wahren Director noch gar nicht gesehen habe.

Von diesem Künstlerleben in Rom habe ich oft sehr lustige Anekdoten erzählen hören. Übrigens herrscht diese Lustigkeit ebenfalls in den Werkstätten der pariser Künstler, und deshalb hat man sie auch zuweilen mit ziemlichem Erfolg auf der Bühne in Vaudevilles und Lustspielen dargestellt.

Manche der ausgezeichnetsten Künstler in Paris haben in ihrer Jugend mit vielen Mühseligkeiten zu kämpfen gehabt und manche Schwierigkeiten besiegen müssen, ehe es ihnen gelungen ist, durchzubringen und in eine höhere Sphäre zu gelangen. Die französische Heiterkeit aber erleichterte ihnen ihr mühsames Fortschreiten, und mitten unter Freunden und lustigen Mitgenossen legten sie unvermerkt den Grund zu ihrem künftigen Glücke, wenn nicht schon diese ihre arbeitsame Jugendepoche die glücklichste Zeit ihres ganzen Lebens war.

Ich habe zuweilen von einigen Künstlern die Geschichte der beiden Baumeister Percier und Fontaine ver-

nommen, von denen der Letztere in dem Augenblicke, wo ich dies schreibe, noch das innige Zutrauen Ludwig Philipps genießt. Die beiden Freunde waren in ihrer frühen Jugend arm und unbekannt nach Paris gekommen, wie es hundert andere Gelehrte und Künstler gethan haben und noch thun. Da sie im architektonischen Zeichnen ziemlich bewandert waren, so verfertigten sie Zeichnungen für Baukünstler, Bauunternehmer und Fabrikanten, und zu der Zeit, als große Knöpfe mit Zeichnungen oder kleinen Bildern in der Mode waren, bemalten sie dergleichen Knöpfe. Fontaine bekam zuweilen Bestellungen von dem sonderbaren Baumeister Ledoux, von dem alle Barrieren von Paris herrühren, und der einmal, um etwas Sonderbares zu machen, als er das Hotel Thélusson zu bauen hatte, einen Abgrund mitten im Hofe anbrachte und am Eingange desselben einen ungeheuern Bogen wie unter einer Brücke errichtete. Dieses sonderbare Werk stand noch da, als ich nach Paris kam, ist aber seitdem abgebrochen worden, um einer neuen Straße Platz zu machen. Ledoux versprach dem jungen Künstler 60 Franken für jede Zeichnung; ehe er sie aber hergab, mußte der junge Mann oft zwei= bis dreimal die Zeichnung wieder mit nach Hause nehmen und sie den Bemerkungen des Ledoux gemäß verbessern.

In der Folge fingen die beiden Freunde, welche sich besonders auf architektonische Verzierungen gelegt hatten, an, ihre Arbeiten herauszugeben. Zu dem Endzwecke kauften sie mit dem von ihnen ersparten Gelde eine Anzahl Kupferplatten und einen Scheffel Erdäpfel, die sie selbst kochten, und bei dem Essen arbeiteten sie. Gérard,

jetzt Baron und der berühmteste und reichste unter den lebenden Malern in Frankreich, wurde als der Dritte in diese kleine Künstlerhaushaltung aufgenommen.

Ihre Geschicklichkeit wurde endlich nach Verdienst belohnt. Kaiser Napoleon übertrug ihnen alle großen Bauarbeiten, und unter ihrer Aufsicht ist vielleicht für 400 Millionen Franken gebaut worden. Man kann aus den von ihnen herausgegebenen Sammlungen die Größe und Wichtigkeit ihrer Arbeiten abnehmen.

Hier fällt mir noch die Geschichte eines jungen Schweizers bei, welcher zuletzt als Inhaber von Gold- und Diamantgruben gestorben ist. Er hieß Polier, kam mit etwas Anlage zum Zeichnen nach Paris, machte sich um die berühmtesten Künstler zu schaffen, suchte in vornehme Gesellschaften aufgenommen zu werden, gefiel den Leuten durch sein gefälliges Wesen und seine hübschen Zeichnungen und fesselte zuletzt die Zuneigung der Gräfin Schuwaloff, einer der reichsten Gutsbesitzerinnen Rußlands; sie schenkte ihm Hand und Herz, ließ ihn in den Grafenstand erheben, und er zog mit ihr nach Rußland, wo sie Güter und Goldgruben besaß, in denen man auch Edelsteine entdeckte. Er genoß dieses Glück aber nur wenige Jahre und starb im J. 1830. Ich hörte einmal einen alten Adeligen in Paris, wie er seinem Sohne diesen Polier als Muster aufstellte, die Worte sagen: „Siehst du, mein Sohn, wie weit man es in der großen Gesellschaft mit etwas Liebe zur Kunst und mit dem Bestreben, zu gefallen, bringen kann!"

Ich bekam Gelegenheit, auch noch den alten Maler Greuze zu sehen, dessen Braut im Dorfe und andere

Gemälde als Meisterstücke edler einfacher Darstellung bewundert werden. Man erzählte von ihm, er pflege mit einem kleinen Blumenstrauße auf der Straße zu spazieren, und wenn er eine schöne Frau vorübergehen sehe, sie mit folgenden Worten anzureden: „Erlauben Sie mir, Madame, Ihnen diese Blumen anzubieten; Sie können sagen, daß Greuze ihre Schönheit bewundert hat;" oder: „Empfangen Sie meine Huldigung; entrüsten Sie sich nicht darüber; wenn man erfahren wird, daß Greuze Sie auf der Straße aufgehalten hat, wird Niemand darin eine Beleidigung finden;" oder ähnliche Phrasen, worin sich Galanterie und Künstlereitelkeit paarte.

Wenn er Abends unter den gefälligen Schönen des Palais Royal eine recht hübsche und neuangekommene erblickte, so fragte er sie, ob sie am andern Morgen mit ihm frühstücken wolle, und wenn sie antwortete, sie kenne ihn ja nicht, so sagte er: „Liebes Kind, erkundige Dich nach Greuze bei Deinen Gespielinnen; ich erwarte Dich morgen früh." Erkundigte sich nun das Mädchen nach Greuze, so antworteten die Andern: „Nimm es, es ist etwas Gutes; wirst eine kleine Uhr bekommen!"

Fünftes Kapitel.

1807 — 1808.

Collège de France; Professor Gail. — Anekdote von Legouvé. — Camille, Herausgeber der „Annales d'architecture." — Der reiche Banquier. Beispiel eines merkwürdigen Vorgefühls. — Üble Folgen der Schüchternheit. — Lemarre, der Sprachlehrer. — Professor Bredow in Paris. — Anekdote von Baggesen. — Bröndsted. — Öhlenschläger. — Vergleich der Deutschen und Dänen in Paris. — Maltebrun, der Geograph. Seine Arbeit am „Journal de l'empire." Seine „Annales des voyages." — Bibliothekar la Porte du Theil. Anekdote seiner Übersetzung des Petronius. — Millin, Vorsteher des Antikencabinets. Sein „Magazin encyclopédique." — Anekdote von Chardon de la Rochette. — Arnaud Baculard. — Boulard, der Bücherwurm. — Abbé de Fersan. — Sir Fr. Egerton. — Graf von Schlabrendorf.

Sobald das vierte und letzte Erziehungsinstitut eingegangen war, hatte ich ein Zimmer in einem kleinen Hotel der Caumartinstraße gemiethet und beschloß, mich nun von schriftstellerischen Arbeiten und vom Privatunterrichte zu nähren. Ich hatte nun schon mehr Fertigkeit im Französischschreiben erworben, meinen Studien bedeutend nachgeholfen und auch ziemlich viel Erfahrung über die

Unterweisungsmethoden eingesammelt, ohne jedoch selbst eine bestimmte davon angenommen zu haben. Die Stunden, die mir frei blieben, beschloß ich zu meinem eigenen Unterrichte anzuwenden. Das Collège de France, in welchem alle Vorlesungen unentgeltlich sind und an welchem einige der ausgezeichnetsten Gelehrten Frankreichs vortragen, bot mir hierzu gute Gelegenheit, obschon dieses Collegium von meiner Wohnung weit entfernt lag. Ich hörte hier Levesque, und war weit entfernt, zu ahnen, daß ich in der Folge einer der Herausgeber seiner „Histoire de Russie" werden würde; ferner Gail, der sich kurz nach der Revolution mit Herausgabe von classischen Autoren und Schulbüchern abgegeben und dadurch ein beträchtliches Vermögen erworben hatte. Er erklärte den Thucydides und nahm sich seiner Zuhörer, deren freilich nicht viele waren, sehr lebhaft an, unterhielt sich nach der Vorlesung mit ihnen und sprach gern von seinen Arbeiten, seinen Unternehmungen, seinen Feinden und seinen Streitigkeiten; denn der Mann hatte von alle diesem viel zu sagen. Hier hörte ich noch Legouvé, den bekannten Dichter, welcher den Virgil erklärte; den Arzt Bosquillon, der auch Griechisch vortrug, und mehre Andere.

Legouvé verlor in der Folge seinen Verstand und ward besonders von dem schönen Geschlechte, dessen Verdienst er in einem beliebten Gedichte („Le mérite des femmes") besungen hatte, sehr bedauert. Sein Freund Vigée erzählte mir, ehe jenes Gedicht erschienen sei, habe Legouvé ihm dasselbe in seinem Cabinete (kurz vor dem Essen) vorlesen wollen. Kaum hatte er aber zu

lesen angefangen und war bis zu dem Verse gekommen: „Wie soll ich das Glück des Ehemannes beschreiben!“ als seine Frau ihn abrief; er antwortete: „Sogleich!“ und begann wieder. Sie aber bestand etwas lebhaft darauf, er solle kommen. Nichtsdestoweniger begann er wieder: „Wie soll ich das Glück des Ehemannes beschreiben!“ Sie ward nun böse und rief ihn in einem gebietenden Tone, worauf er zornig antwortete: „Frau, Du bist meine ewige Qual!“ Nun wollte er den Vers wieder anfangen; Vigée aber brach in ein lautes Lachen aus und Legouvé mußte mitlachen.

Ich war erst seit kurzer Zeit in meiner unabhängigen Lage, als ein Freund mich benachrichtigte, der Herausgeber einer Zeitschrift suche einen jungen Gelehrten, der ihm bei der Herausgabe an die Hand gehen könne. Er rieth mir, mich sogleich zu ihm zu begeben.

Diesem Rathe folgte ich. Der Herausgeber hieß Camille; sein Blatt, welches aller fünf Tage erschien, führte den Titel: „Annales d'architecture;“ es arbeitete aber kaum ein Architekt daran. Das Blatt gab sich mit allen bildenden Künsten und sogar mit literarischen Recensionen ab. Herr Camille war eben kein gesprächiger Mann, that nur wenig Fragen an mich und kam mit mir überein, ich sollte täglich einige Stunden an seinem Journale arbeiten und dafür die freilich sehr geringe Summe von 50 Franken monatlich bekommen. Ich erhielt neue Werke zu recensiren, schrieb einige Aufsätze aus eigenen Mitteln, und zog aus deutschen Zeitschriften, deren ich habhaft werden konnte, Nachrichten aus, die sich auf die bildende Kunst und auf Künstler

bezogen. Camille druckte Alles, wie ich es ihm brachte, ohne sich darum zu bekümmern, ob es gut war oder nicht, und so machte er es auch mit den andern Aufsätzen, die ihm zukamen. Er selbst schien sich die Polemik vorbehalten zu haben, denn er lag oft mit einem andern kleinen Journale in Streit, welches, wenn ich nicht irre, „**Journal des arts**“ hieß und nicht viel besser war als das seinige, und auch nicht viel mehr Abonnenten hatte. Ich sah ihn einst sich vor Freuden die Hände reiben, weil ein Streich, den er seinem Nebenbuhler gespielt hatte, völlig gelungen war. Er hatte ihm nämlich wie von unbekannter Hand die Beschreibung einer neuen Wolfsfalle zugesandt, worin die Länge und Höhe nach dem neuen Maßsysteme, das heißt in **mètres** und **décimètres** angegeben war. Da diese Maße damals dem Publicum noch nicht sehr geläufig waren, so hatte der Herausgeber des „**Journal des arts**“ nicht bemerkt, daß die in der Beschreibung angegebene Höhe der Wolfsfalle der eines Thurmes gleichkam, und die Beschreibung treulich abgedruckt. Nun fiel Herr Camille in seinem Blatte über den einfältigen Herausgeber des „**Journal des arts**“ her, der seinen Lesern eine Wolfsfalle empfehle, die so hoch wie ein Thurm sei.

Als ich ungefähr zwei Monate lang meine Arbeit treulich verrichtet, aber noch keinen Heller vom Herausgeber empfangen hatte, erschienen eines Tages, während ich im Bureau des Journals arbeitete, Justizbeamte und versiegelten alle Sachen, weil unerbittliche Gläubiger den Herrn Camille in das Schuldnergefängniß hatten setzen lassen. Sie kümmerten sich nicht um die im Bureau

Arbeitenden. Da nun auch keine Arbeit mehr nöthig war, so gingen wir fort, und ich kam um meine Zeit und mein Geld. Mehr als zwanzig Jahre nachher fiel mir der Prospect einer neuen Zeitschrift in die Hände, dessen Herausgeber sich Camille nannte. Das muß mein Schuldner sein, dachte ich, und eilte zu ihm. Er war es in der That. Der Mann behauptete, mich nicht zu kennen. Meines Mitarbeitens wußte er sich gar nicht zu erinnern oder that nur so, und meinte, ich hätte Unrecht gethan, mich damals nicht zu melden, da er mit seinen Gläubigern einen Vergleich getroffen hätte. Ich sah wohl, daß er auch jetzt nicht im Stande sei, mich zu befriedigen, sogar wenn er den Willen dazu hätte, und nahm Abschied von ihm. Ich hatte eine Erfahrung mehr erkauft.

Dr. Götz tröstete mich, indem er mir ankündigte, er habe mit einem Banquier gesprochen, welcher in der Vorstadt St.-Honoré ein reizendes Lusthaus bewohne und hier seinen kleinen Sohn durch einen Lehrer unterrichten zu lassen wünsche. Er führte mich zu ihm hin. Wir schritten durch einen schönen Garten, der durch ein Vordergebäude von der Straße getrennt war. Mitten im Garten stand ein ziemlich großes Haus, das mit vieler Eleganz und Pracht meublirt war. Neben dem Hause erstreckte sich ein Weinberg, und hinter dem Hause waren Gebüsche, ein mit Hafer besäetes Stück Land und schöne Spaziergänge. Ich zweifelte, ob ich noch in Paris sei; denn ich hätte nie geglaubt, daß man ein solches Landgut in derselben Stadt antreffen könne, wo sich das Palais Royal und die Montmartrestraße befinden.

Der Banquier war ein schlichter und guter Mann, der mir sogleich sein Söhnchen, ein allerliebstes, außer der Ehe gezeugtes Kind anvertraute; ich sollte ihm die ersten Anfangsgründe von Allem beibringen, und zwar drei Mal in der Woche. Wir mußten bei ihm zum Essen bleiben und sahen mehre Freunde vom Hause, welche sich an seinem Tische zu versammeln pflegten, und die meistens aus seiner, in einem südlichen Departement Frankreichs gelegenen Geburtsstadt zu sein schienen.

Ich lernte bei diesem Banquier das Leben eines reichen Junggesellen in Paris kennen. Des Morgens ging er zu seinem Bureau in der Stadt, wo er einige Commis hielt. Er arbeitete mit ihnen, besuchte dann die Börse und die Bank, kam gegen fünf Uhr nach seinem ländlichen Hause in der Vorstadt, hatte einige Freunde zu Tische und gab sich mit seinem Sohne ab. Dann ging er ins Schauspiel, aufs Kaffeehaus, oder hing den andern Vergnügungen der Reichen nach und kam spät nach Hause. Eine bejahrte Schwester vertrat Mutterstelle bei ihrem kleinen Neffen. Im Winter bezog die Familie ihre Wohnung in der Stadt.

Ich unterrichtete diesen niedlichen Knaben beinahe zwei Jahre lang und hatte meine Freude an den Fortschritten eines so liebenswürdigen Kindes. Ich dachte oft: welche Glückseligkeit muß der Eigenthümer eines so schönen Landgutes, der Besitzer eines solchen Vermögens und der Vater eines so schönen und muntern Kindes empfinden! Hier täuschte ich mich, wie man sich gewöhnlich irrt, wenn man die Reichen nach dem bloßen Augenscheine beurtheilt. Der Mann hatte Kummer und

am Ende seines Lebens quälte ihn ein ganz besonderes Vorgefühl. Er war nämlich fest überzeugt, daß, wenn er sein schönes Landgut nicht bald veräußere, so werde er in Kurzem darin sterben. Nun war nichts reizender im Sommer, als hier die Freuden des Landlebens zu genießen, ohne seine Freunde in der Stadt zu verlassen. Für ihn war aber dieser Reiz ganz verschwunden; im Gegentheile lastete das Gut auf ihm wie eine schwere Bürde, und ungeachtet aller Vorstellungen, welche ihm seine Freunde über seine thörichte Einbildung machten, suchte er einen Käufer und fand endlich einen, welcher aber das Gut nur unter der Bedingung kaufen wollte, daß es in Zeit von acht Tagen leer wäre und von ihm bezogen werden könnte, indem er noch gern die schöne Jahreszeit daselbst zu genießen wünschte.

Dies war dem Banquier nach Wunsch; denn er wußte doch jetzt, daß sein Haus nicht seine Todesstätte werden würde. Der Contract wurde geschlossen und dabei verabredet, daß der vorige Eigenthümer in Zeit von acht Tagen das Haus gänzlich ausräumen sollte. Nun war er ruhig und fing an auszuräumen. Am siebenten Tage wurde er plötzlich vom Schlage getroffen; es war nicht möglich, ihn in seine neue Wohnung zu bringen, und am achten Tage, also am letzten des bedungenen Termins, starb er in eben diesem Landhause, das er hatte verlassen wollen, um nicht darin zu sterben.

Auffallend ist dies Beispiel von Ahnung. Vielleicht stellt sich zuweilen bei Personen, welche ihrer Auflösung nahe sind, ein dunkles Vorgefühl ihres baldigen Todes ein, und dieses dunkle Gefühl mag sich dann wol mit

gewissen Ideen verbinden, durch eine jener geheimen Bewegungen und Combinationen des Geistes, die wir nicht auszuforschen im Stande sind. Vielleicht täuscht sich der Mensch durch eine weise Fügung des Schicksals in solchem Falle und wähnt, er würde dem bevorstehenden Tode entgehen, wenn er Dieses odes Jenes vermiede, wie hier der Banquier, welcher glaubte, er würde sein Leben erhalten, wenn er nur sein Landhaus verließe. War es nicht ein Glück, daß er nicht wußte, es sei gar keine Rettung für ihn?

Ich bekam noch einige andere Unterrichtsstunden und konnte davon leben, aber weiter nichts. Auch setzten mich die Leute manchmal in Verlegenheit, indem sie, an Überfluß und stetes Einkommen gewöhnt, nicht vermutheten, daß der Lehrer seines Geldes bedürfe, und es mir oft ziemlich lange vorenthielten, ja es vielleicht ganz vergessen haben würden, wenn ich mir nicht zuletzt, aus Noth gedrungen, das Herz genommen hätte, sie darum wie um eine Gunst anzusprechen. Ich habe überhaupt in meinem ganzen Leben bemerkt, daß die Reichen sich selten die Mühe geben, sich in die Lage der Minderbegüterten, welche ihnen ihre Zeit und ihr mühsam erworbenes Talent widmen, hineinzudenken und ihnen mit der schuldigen Bezahlung zuvorzukommen. Von denjenigen Reichen, welche diese Aufmerksamkeit haben, hegte ich immer eine hohe Meinung, gerade weil ihre Zahl so gering war. Mit Recht sagt ein französischer Schriftsteller: „Es hält sehr schwer, Demjenigen, dem nichts mangelt, zu beweisen, daß ein Anderer etwas bedarf.“

Was mir ferner in meinem Verkehre mit der Welt außerordentlich schadete, war eine sehr große Schüchternheit, die mir von meiner frühen Jugend her anklebte, und von der ich mich nie befreien konnte. Ich fand wohlwollende Menschen, welche mir gern Dienste geleistet hätten, wenn ich sie nur anzuziehen gewußt hätte. Allein ich sprach wenig, nahm fast gar keinen Antheil an der Unterhaltung bei ihnen, wenn sie mich zu sich einluden, und kam ihrem Wohlwollen nicht entgegen. Dies machte sie gleichgültig, wenn sie sonst keine Gelegenheit hatten, mich besser kennen zu lernen. Schüchternheit ist überall ein großes Hinderniß zum Fortkommen in der Welt, weit mehr aber noch in einer großen als in einer kleinen Stadt. Wo wenig gesellschaftlicher Verkehr ist, muß man die Leute nehmen wie sie sind, mit ihren Untugenden und Fehlern. Auch lernt man durch das beständige Nebeneinanderleben sich wechselsweise von allen Seiten kennen und entdeckt dann Tugenden, welche die Schüchternheit entschuldigen. In einer großen Hauptstadt aber, wo man die Auswahl hat, gesellt sich Jeder natürlich lieber zu Leuten, deren Umgang ihm Annehmlichkeit verspricht, als zu schüchternen, ungeselligen. Nicht allein um seiner selbst willen, sondern auch der Gäste wegen, die er empfängt, ist es ihm lieb, daß man zur allgemeinen Unterhaltung beiträgt, daß man sich von der vortheilhaften Seite zeigt und ihm die Mühe erspart, den Charakter der Person, mit der er zu thun hat, auszuforschen. Ein gesprächiger und geselliger Mann macht Eindruck, man erinnert sich seiner Äußerungen, seines angenehmen oder lehrreichen Gesprä-

ches; und hat man Gelegenheit, ihm nützlich und gefällig zu sein, so gedenkt man seiner und leistet ihm gern einen Dienst.

Bei mir war die natürliche Schüchternheit noch durch eine fehlerhafte Erziehung vermehrt worden. Unter den Geistlichen, denen der Unterricht im Gymnasium anvertraut war, gab es nämlich einige wenige, die auf eine übertriebene Andacht hielten. Wir sollten, so hieß es, stets die Augen niederschlagen, oft Gebete verrichten, die Welt fliehen, großes Geräusch, folglich auch große Gesellschaften meiden, häufig die Kirchen besuchen u. s. w.

Von diesen pietistischen Grundsätzen hing mir noch Einiges an, als ich nach Paris kam. Man hatte mir bei meiner Abreise so sehr empfohlen, doch ja meine Religionspflichten nicht zu versäumen, daß ich kurz nach meiner Ankunft in der nächsten Pfarrkirche zur Beichte ging. Wie erstaunte ich, als der Beichtvater sogleich ein freundliches Gespräch mit mir begann, sich nach meiner Herkunft, dem Zwecke meiner Reise, meinen Aussichten u. s. w. erkundigte, sich mit mir darüber besprach und sogar anbot, mir behülflich zu sein. Man hatte uns im Gymnasium gelehrt, der Beichtvater sei an Gottes Statt da, und ich muß gestehen, es war mir unmöglich, einen Stellvertreter Gottes in Demjenigen zu sehen, der ein so weltliches, obwol sehr verbindliches Gespräch führte. Die Andacht verschwand, und ich konnte nun vor der Beichte keinen Respect mehr haben. Man kann auch hieraus sehen, wie in Paris die Geselligkeit sogar bis in den Beichtstuhl gedrungen ist, und wie übel Einer ankommen muß, der unter so geselligen und ge-

sprächigen Menschen sich wenig äußert und an der allgemeinen Unterhaltung fast keinen Antheil nimmt.

Überhaupt aber sollte die Erziehung dafür sorgen, daß alle Schüchternheit aus der Jugend verbannt würde, und daß man die Jünglinge daran gewöhnte, ihre Gesinnungen frei und offen zu äußern und sich ohne Rückhalt im Verkehre mit ihren Nebenmenschen zu benehmen. Dazu gehört aber auch eine freie, alles Sklavische vermeidende Regierung und eine Verfassung ohne Vorrecht der Geburt und des Standes.

Ein Mann, der sich in Paris viel mit dem Sprachunterricht abgegeben hatte, Namens Lemarre, hatte den Vorsatz ausgeführt, eine Art von freier Akademie anzulegen, worin Unterricht in den alten und neuen Sprachen ertheilt werden sollte. Man zahlte nur eine Kleinigkeit für Einschreibegebühren und bekam dafür den Zutritt zu allen Vorlesungen. Die Lehrer gewannen dadurch weiter nichts, als daß sie bekannter wurden und auf mehr Privatschüler hoffen durften. Ich benutzte diese Gelegenheit, um mich im Englischen zu vervollkommnen, das Italienische zu lernen und auch meine Kenntnisse im Französischen zu erweitern.

Lemarre trug die Sprachlehre auf eine populaire Art vor und wußte seine Vorträge durch allerlei heitere Einfälle zu beleben. Wenn er Denjenigen, die nicht studirt hatten, die Casus in den Declinationen begreiflich machen wollte, so zeichnete er ein Figürchen auf die Tafel und nannte dies den Nominativ. Nicht weit davon zeichnete er ein kleineres Figürchen und setzte es durch eine gerade Linie, die einen Stecken vorstellte, mit dem

erstern in Verbindung. Dies war der Accusativ, das „Ihn" in dem Satze: „er schlägt ihn," oder das régime direct; wollte er die casus obliquos zeigen, so zeichnete er schiefe Verbindungslinien, u. s. w. Das meiste Gewicht legte er auf seine Methode, die im Französischen so schwierige Lehre der Participien auseinanderzusetzen. Hierüber hatte er viel nachgedacht und raisonnirte sehr tiefsinnig, wie man aus seiner großen Sprachlehre sehen kann, wo die Lehre von den Participien eine bedeutende Stelle einnimmt. Er that sich aber auch auf seine Participienlehre nicht wenig zu gute. Einst hielt er über dieselbe eine öffentliche Prüfung mit seinen Schülern. Einer von den Zuhörern, der vermuthlich auch ein Sprachlehrer und eben kein Freund des Lemarre war, stand auf und machte in einem etwas spitzen Tone Einwürfe. Lemarre, ein in seinen Ausdrücken sehr derber Mann, erwiederte im Namen seiner Schüler; es kam zu einem heftigen Wortwechsel und zuletzt gar zu Scheltworten, wodurch der ganze Saal in Aufruhr gerieth, sodaß einige Menschen, eine Schlägerei wegen der Participien befürchtend, sogar die Wache herbeirufen wollten. Auch ich besorgte, die Regeln der Grammatik würden einen Bürgerkrieg verursachen, indem ein Theil der Zuhörer die Partei des Lemarre, ein anderer die seines Gegners ergriff; und da mir weder die eine noch die andere grammatische Faction großer Aufmerksamkeit würdig schien, so verließ ich den Saal, als sie eben handgemein werden wollten. Jedoch erfuhr ich hernach, daß Alles gütlich beigelegt worden sei.

Ein an sich ganz unbedeutender Umstand, welcher

sich in dieser Zeit ereignete, hatte für mich die wichtigsten Folgen. Professor Gail schrieb mir eines Tages ein Billet, worin er mir meldete, zwei deutsche Gelehrte, welche in Paris angekommen wären, wollten am folgenden Tage seiner Vorlesung über den Thucydides beiwohnen; er bat mich, ich möchte mich auch dabei einfinden. Ich begab mich zur bestimmten Stunde ins Collège de France. Statt zweier Fremden fand ich drei, nämlich Bredow, Professor zu Helmstädt, und die jungen dänischen Gelehrten Koes und Bröndsted; Ersterer wollte zu Paris Handschriften zu seiner Ausgabe der sogenannten kleinen Geographen vergleichen; die beiden Letztern, Freunde wie Orestes und Pylades und tüchtige Philologen, bearbeiteten den Plato und bereiteten sich zu einer Reise nach Griechenland vor.

Bredow, ein äußerst freundlicher und wohlgesinnter Mann, freute sich, hier einen Landsmann zu finden, und bat mich, ihn zu besuchen; ich ging oft zu ihm, und da er ein Zimmer neben dem der beiden Freunde bewohnte, so sah ich sie auch manchmal. Diese Bekanntschaft wurde sehr lehrreich für mich. Bredow hatte das Ansehn eines Schulmeisters, und schien ganz frisch aus Eutin zu kommen, wo er sonst bei der Schule angestellt war. Allein in diesem Manne lebte ein Beobachtungsgeist, der sich über alles Nützliche und Interessante erstreckte. Er verglich griechische Handschriften, sammelte Materialien zu seiner „Chronik des neunzehnten Jahrhunderts," dichtete Verse, übersetzte ein französisches Vaudeville und trieb daneben noch viele andere Dinge. Gewiß hat er Paris mit einem reichen Schatze

von Erfahrungen verlassen. Einmal begegnete er auf der Straße einem der in Paris so gewöhnlichen Fuhrwerke, die man haquets nennt und zum Transportiren der Fässer gebraucht. Sie bestehen nämlich aus zwei langen, durch eiserne Stangen mit einander verbundenen Balken und haben vorn eine Winde mit einem langen Seile, um die Fässer nach Belieben hinauf- und herabzuwinden. Wirklich ist dies eine sinnreiche Erfindung, indem schwere Fässer auf diese Art ganz leicht auf- und abgeladen werden können. Sowie alles Gewöhnliche aber keine Aufmerksamkeit mehr erregt, so denkt auch kein Mensch in Paris an das Sinnreiche dieser Vorkehrung. Bredow fiel sie auf. Er trat mit dem Fuhrmann in Unterredung. Dieser mußte ihm die ganze Einrichtung erklären, und Bredow unterbrach diese Erklärung mit vielen Fragen. Als er fertig war, erblickte er mit großem Erstaunen vielleicht hundert Menschen, welche sich um ihn her versammelt hatten und sich an seiner Neugierde weideten. Vielleicht lernten auch sie etwas mit von dem Unterrichte, den sich Bredow mitten auf der Straße geben ließ.

Einer seiner Freunde führte ihn außerhalb der Stadt in eine Schenke, in welcher Sonntags getanzt wird, und wo man ein Gerüst für die Musikanten und Bänke für die Zuschauer hat. Bredow glaubte in eine Schule einzutreten und rief vergnügt: „Nun sehe ich doch einmal ein Katheder und Schulbänke!“

Ich führte ihn zum Mousseauxgarten, einem schönen Lustgarten in Vorstadt St.-Honoré, welcher vor

der Revolution der Orleans'schen Familie zugehört hatte und ihr seitdem wieder zugefallen ist. Es war ein schöner Sommerabend. Auf dem grünen Rasenteppiche neben einem kleinen See, hinter welchem alte Ruinen standen, schäkerten und tanzten junge Mädchen in weißen Kleidern, welche vermuthlich zu einem Erziehungsinstitute der Vorstadt gehörten. Bredow, welcher solch einen Auftritt in Paris nicht erwartet hatte, war ganz entzückt, und wenig fehlte, um ihn zu bewegen, sich in poetische Ergießungen einzulassen.

Er erzählte mir, auf der Reise nach Paris wäre er beinahe durch seine eigenen Werke umgekommen. Als er nämlich durch Bielefeld kam und einen Lehrer hatte besuchen wollen, waren gerade die Jungen aus der Schule gekommen und hatten sich, der leidigen Gewohnheit nach, mit einander gebalgt und die Schulbücher an den Kopf geworfen. Eins dieser Bücher, ein eingebundener schwerer Band, sauste an den Schläfen des Reisenden vorbei und fiel neben ihm auf die Erde. Er hob den Band auf und sah, daß es seine Weltgeschichte war.

Des Morgens ging Bredow in die Handschriftensammlung der großen Bibliothek. Hier fanden sich auch die beiden Dänen und Herr von Bast, hessendarmstädtischer Legationssecretair, ein, der auch ein tüchtiger Philolog und nebenbei ein starker Epikuräer war. Hase war da angestellt und gesellte sich zu diesem kleinen Kreise von tüchtigen Philologen. Als Bredow hernach Paris verließ, wollte er ein Denkmal dieser geselligen Arbeiten in dem Saale der Handschriften stiften, bewog jeden seiner philologischen Freunde, ihm ein Stück aus ihren

Arbeiten mitzutheilen, und so entstanden seine „Epistolae Parisienses.“

Ich sah bei ihm den dänischen Dichter Baggesen, einen Mann, der sehr geistreich sprach, aber immer so schläfrig und träge aussah und so widerlich lachte, daß ich kein Gefallen an ihm haben konnte. Eine deutsche Deputation wurde von dem neuen Königreiche Westfalen nach Paris geschickt, und bei dieser Gelegenheit sah ich auch den Abt Henke.

Am Ende des Sommers 1807 wollte Bredow wieder nach Helmstädt zurückkehren, nachdem er seinen Freunden noch ein Abendfest gegeben hatte. Es war interessant, hier Baggesen und Öhlenschläger, welche damals noch gute Freunde waren, beisammenzusehen; sie überboten einander an Scherz und Witz und belustigten die Versammlung fast ganz allein. Baggesen besonders, der immer zum Scherzen bereit war, sang einige seiner lustigen Lieder und erzählte Mehres aus seinen Reisebegebenheiten, unter Anderm folgende Anekdote. Er befand sich einst in einer Abendversammlung bei der Frau von Staël; die meisten Personen waren Franzosen. Die Frau vom Hause lenkte die Unterhaltung auf die Literatur und besonders auf die deutsche. Baggesen, in seiner gewöhnlichen satyrischen Manier, äußerte sich bitter über den damaligen Zustand der deutschen Literatur. Dies nahm Jemand aus der Gesellschaft übel, den Baggesen für einen Franzosen hielt, weil er wie die Andern Französisch sprach; derselbe ergriff mit vieler Wärme die Partei jener Literatur und behauptete, es gebe doch jetzt noch mehre Schriftsteller, welche ihrem Vaterlande Ehre mach-

ten. Dies leugnete Baggesen geradeweg. „Ei," rief sein Gegner, erbittert über diese Verneinung, „so etwas kann doch kein vernünftiger Mensch behaupten, und leistete jetzt auch Keiner etwas in der deutschen Literatur als ich und mein Bruder!" — Wer sind Sie denn, mit Erlaubniß zu fragen? — „Friedrich Schlegel; und Sie?" — Baggesen. — Nun drehten sich Beide auf ihrem Absatze herum und beklagten sich Einer nach dem Andern leise bei der Frau von Staël, daß sie nicht Beide vorher bei ihren respectiven Namen genannt hätte, wodurch dieser unangenehme Auftritt vermieden worden wäre.

Als Bredow fort war, besuchte ich die beiden dänischen Gelehrten, besonders Bröndsted, welcher mir mit vieler Freundschaft begegnete und mit mir von seinen Studien sprach. Er hatte damals außer seinen griechischen Arbeiten Nachforschungen in der Handschriftensammlung über die Geschichte der Normannen unternommen; wir sprachen oft über diese Geschichte, und ich bekam dadurch zuerst Neigung zu weitern Forschungen über dieselbe, behielt auch den Vorsatz, einmal diesen Gegenstand zu behandeln. Als daher lange Zeit hernach die Akademie der Inschriften eine Preisfrage über denselben aufgab, war ich sehr erfreut darüber, wußte auch schon, wo die Materialien zu meiner Arbeit zu suchen waren, und begann somit eine Reihe von akademischen Abhandlungen, von denen ich späterhin sprechen werde.

Durch Bröndsted machte ich Bekanntschaft mit mehren Dänen, welche sich in Paris aufhielten; Einige wurden meine Schüler im Französischen, unter Andern

Öhlenschläger, den ich jedoch nicht als Denjenigen bezeichnen kann, welcher die meisten Fortschritte in dieser Sprache machte. Für einen Naturdichter wie ihn war jedes Studium ein Zwang; ein so poetischer Kopf mußte seiner Phantasie folgen und sich seinen Empfindungen überlassen. Öhlenschläger, damals in seinem blühendsten Alter, war ein schöngebildeter Mann mit einer ganz italienischen Physiognomie. Ich dachte immer an Corregio, wenn ich ihn sah, vielleicht weil der Dichter den Maler zur Hauptperson eines Trauerspiels gemacht hatte. In unsern Lehrstunden war er oft der Unterweisende und ich der Zuhörer. Einmal hatte er eine pathetische Stelle aus einem der besten Trauerspiele Racine's wörtlich ins Deutsche übersetzt und las sie mir ironisch vor, was sich sehr komisch ausnahm. Ein anderes Mal hatte er eben Frau von Staël's „Corinna" gelesen, war ganz begeistert von der Dichtung und übersetzte die poetischen Ergießungen der italienischen Improvisatrice in deutsche Verse. Zuweilen ging die Stunde damit hin, daß mir Öhlenschläger zu beweisen suchte, das Französische sei eine ungereimte Sprache. Der Leser kann denken, ob es bei solcher Bewandniß möglich war, aus dem dänischen Dichter einen gewandten Gallizirenden zu machen. Als er fortreiste, konnte ich wie jener Alte ausrufen: „Oleum et operam perdidi!" Aber das kindliche Gemüth, das feurige Auge, der schöne Kopf des Dichters von der Ostsee sind mir immer lebhaft im Gedächtnisse geblieben.

Überhaupt habe ich in meinem häufigen Verkehre mit den Dänen in Paris, welche freilich fast Alle

sehr gebildete Leute, und eben weil sie Männer von hoher Fähigkeit waren, meistens auf Kosten der Regierung nach der Hauptstadt Frankreichs gesandt wurden, um sich hier zu vervollkommnen, diese Nation in einem sehr vortheilhaften Lichte kennen gelernt. Alle waren rechtschaffene und biedere Menschen, wogegen ich unter den vielen Deutschen, die freilich in größerer Anzahl, und manchmal auf gut Glück, oder weil sie in ihrem Vaterlande nur allzu wohlbekannt sind, nach Frankreich kommen, manchen Abenteurer, manchen Bettler, manchen Glücksritter angetroffen habe. Einmal meldet sich Einer als deutscher Student an, bekennt, er habe Jemand im Zweikampf umgebracht, habe flüchten müssen und wisse nicht, wo hinaus. Ein anderes Mal klagt Einer, er sei nach Paris gekommen, um hier seinen Unterhalt zu suchen (obschon er kein Wort Französisch versteht). Da er aber kein Geld habe, so halte ihm der hartherzige Wirth seine Kleidung zurück, und er könne nicht einmal anständig vor seinen Landsleuten erscheinen.

Sogar weibliche Glücksritter aus Deutschland trifft man in Paris an. So habe ich eine Baronesse von Det** gekannt, deren Leben ein wahres Spinngewebe von Schlauheit und Unverschämtheit war. Sie hatte während der Auswanderung dem Prinzen von Condé Gott weiß was für Dienste geleistet und ließ sich dafür von der königlichen Familie Geld geben. Hatte sie etwas vom Hofe erwischt, so erwachte ihr Adelstolz, und sie lebte dann vollauf. War das Geld aufgezehrt, so erfand sie allerlei Mittel, um sich durchzuhelfen. Einmal hatte sie aus Glasperlen und andern Sachen ein sonder=

bares Halsband verfertigt (denn sie war sehr geschickt in feinen Handarbeiten) und sandte es einem ihrer Bekannten mit folgendem Billete zu: „Ein Reisender hat neulich aus England zwei sehr seltene Halsbänder mitgebracht. Das Eine hat sogleich Lady Stuart, Gemahlin des englischen Gesandten, genommen. Wollen Sie das zweite Ihrer Frau zum Geschenk machen, so melden Sie es mir sogleich; das Halsband kostet 200 Francs; in ganz Paris werden Sie kein ähnliches finden."

Ein anderes Mal hatte sie einen prächtigen Kaminschirm für den Prinzen von Condé verfertigt, in der Hoffnung, fürstlich dafür belohnt zu werden. Der Schirm wurde hingeschickt; allein es erfolgte weder Antwort noch Gegengeschenk. Die Baronesse entschloß sich endlich, selbst zum Prinzen zu gehen. Sie lenkte das Gespräch auf den Schirm; allein der Prinz verstand die Andeutung gar nicht. Erst nachdem sie ihm die Sache deutlich gemacht hatte, besann er sich, daß man ihm wirklich einen kostbaren Schirm gebracht, und er denselben in die Rumpelkammer habe tragen lassen.

Es war komisch anzusehen, was für List diese Baronesse anwendete, um sich vor dem Andrange ihrer Gläubiger zu bewahren. Die Hälfte dieser List wäre vielleicht hinreichend gewesen, um ihr einen ehrlichen Unterhalt zu verschaffen.

Bei einem der Dänen in Paris, dem Dr. Schönberg, welcher späterhin in eine außerordentliche Menge von gelehrten Gesellschaften und Ritterorden aufgenommen wurde, lernte ich Maltebrun kennen, und diese Bekanntschaft ward für mich eine Quelle von literarischen

Beschäftigungen. Maltebrun, ein Däne von Angesicht, aber ein Südländer von Charakter, hatte damals schon einen großen Ruf in Paris, und ich schätzte es für ein wahres Glück, von ihm so wohlwollend empfangen zu werden. Er hatte ganz blondes Haar, ebenso blonde Augenbraunen, und einen blonden Bart, den er nie abschor, sondern nur mit der Schere abschnitt. Einer seiner Zähne ragte etwas stark hervor, und dies gab ihm, wenn er in seinen gewöhnlichen ironischen Ton fiel, ein etwas beißiges Ansehen. Breite Schultern und ein kurzer Hals machten, daß er etwas gebeugt ging. Er sprach das Französische sehr hart und unangenehm aus; aber seine Rede war so fließend, und es strömte eine solche Fülle von Gedanken aus ihm heraus, daß man seine Aussprache darüber oft vergaß. Er war außerordentlich reizbar und bedurfte daher nur einer geringen Anregung, um sich für einen Gegenstand zu interessiren oder wider denselben eingenommen zu werden. Auch hatte er sich in seinem Leben mit mancherlei Dingen beschäftigt. In seinem Vaterlande Dänemark war er zuerst als Dichter aufgetreten und hatte bewiesen, daß es ihm nicht an Phantasie fehlte; ja, Dänemark konnte hoffen, daß er die Zahl seiner guten Dichter vermehren werde; allein die Dichtkunst in einem so kleinen und stillen Lande ließ seinen rastlosen Geist zu unbeschäftigt. Er schrieb für Journale, und als nun die französische Revolution ausbrach, wagte er es, einige Wiederklänge der Sprache und Gesinnungen der freien Franken an den Küsten des Belts vernehmen zu lassen. Dies wurde dem jungen und feurigen Dichter unter der uneingeschränkten Regie-

rung zum Verbrechen ausgelegt. Für einige allzu kühne Worte bestrafte man ihn, als ob er die Cassen bestohlen oder Jemanden nach dem Leben getrachtet hätte. Man war so grausam, ihm sein ganzes Leben zu verbittern und ihm die Aussichten zu einer ehrenvollen Laufbahn in seinem Vaterlande zu rauben. Er mußte aus Dänemark flüchten, ohne Hoffnung, je den vaterländischen Boden wieder betreten zu können. So furchtbar rächen sich uneingeschränkte Regierungen!

Für Maltebrun's Ruhm wurde diese Verbannung aber ein Glück. Ohne sie hätte er vielleicht der übrigen Welt unbemerkt sein Leben zugebracht; sie versetzte ihn auf einen größern Schauplatz und regte seine noch schlummernden Geistesfähigkeiten auf. Er ging erst nach Schweden und kam dann nach Frankreich, wo er sich anfangs mit Unterrichtgeben ernährte.

Einen so lebhaften, Alles umfassenden Geist hatte die Politik, die man in Frankreich frei verhandelte, bald mächtig angezogen, und da die Politik beständig der geographischen Kenntnisse bedarf, so hatte er, der wahrscheinlich die Erdbeschreibung hauptsächlich wegen der Politik studirt hatte, bald bemerkt, daß diese Wissenschaft in Frankreich außerordentlich vernachlässigt war und wegen Mangel an Kenntniß fremder Sprachen auch nicht wohl betrieben werden konnte.

Dies bewog ihn, sich eifrig auf die Erdbeschreibung zu legen. Es war damals nur ein einziger Geograph, nämlich Mentelle, in Frankreich vorhanden, und auch dieser war ein mittelmäßiger Gelehrter, der nichts von fremden Sprachen verstand, aber die Wissenschaft sehr

thätig betrieb und durch eine Menge von Handbüchern das Studium derselben zu erleichtern suchte. Um die Erdbeschreibung der Alten war es besser bestellt; denn mit dieser beschäftigten sich mehre Mitglieder des Nationalinstituts; aber mit der neuern Erdbeschreibung sah es sehr dürftig aus.

An diesen Mentelle nun machte sich Maltebrun und überredete ihn, gemeinschaftlich eine Erdbeschreibung nach einem großen Maßstabe herauszugeben. Das war dem Mentelle recht, zumal da Maltebrun das Meiste davon zu schreiben übernahm. Allein dies Unternehmen fiel nicht gut aus. Die Bände folgten schnell auf einander; mehre Personen arbeiteten einzelne Theile aus; es fehlte an Einheit in dem Plane, den Ansichten, der Ausführung. Die sechzehn Bände sahen allzu sehr einer flüchtig zusammengeschriebenen Compilation ähnlich. Aber in dieser Compilation lagen schon mehr Materialien als in allen vorher in Frankreich erschienenen Erdbeschreibungen; Maltebrun's feuriger Geist hatte sich hier recht nach Herzenslust auslassen können. Wenn man ihm in der Folge die Fehler dieses Werkes vorwarf, so gestand er, daß er nur einen Theil bearbeitet habe und über den andern nichts habe verfügen können.

Diese Arbeit hatte aber seinen Namen in Frankreich bekanntgemacht. Das „Journal de l'empire“ nahm ihn zu seinem Mitarbeiter auf. Hier erst gerieth er in Wirkungskreis, der für einen so lebhaften und reizbaren Geist, wie der seinige war, paßte. Für das „Journal de l'empire“ war er so zu sagen geboren. Was war die unbedeutende Beschäftigung eines Jour=

nalisten auf einer Insel in der Ostsee unter einer ängstlichen und eigenmächtigen Regierung in Vergleich mit der wichtigen Stelle eines Redacteurs der besten französischen Zeitung, welche in ganz Europa gelesen zu werden anfing und im Mittelpunkte aller großen Welthändel, ja unter dem Einfluß einer Alles unterjochenden Regierung geschrieben wurde!

Glücklich sind die Herausgeber großer Tageblätter, welche Mitarbeiter wie Maltebrun finden, die sich für die beständig wechselnden Tagesbegebenheiten mit der Lebhaftigkeit der Kinder interessiren und dabei gründliche Kenntnisse besitzen, die sie mit der größten Leichtigkeit, ja mit einem gewissen poetischen Eifer an den Tag zu legen wissen!

Maltebrun behandelte hier die auswärtige Politik; aber außerdem schrieb er die Recensionen geographischer Werke und wußte außerdem noch unter allerlei Gestalten in dem Journale aufzutreten. Unwissenheit und Anmaßung von Schriftstellern reizten ihn so sehr, daß er, so oft er sie antraf, derb über sie herfiel und sie ohne Schonung blosstellte. Daher gelangte er bald zu einem hohen Ansehen; Buchhändler und Schriftsteller fürchteten ihn, bezeigten sich ganz demüthig und statteten ihm äußerst höfliche Besuche ab. Keine Stelle war damals angenehmer in Paris als die eines Mitarbeiters am „Journal de l'empire;" seine Aufsätze hatten ein so großes Publicum, wie es noch niemals Journalisten zu Theil wurde. Da Napoleon keine andern politischen Abhandlungen verstattete als die seines „Moniteur," so hatte das Publicum und die Journalistik sich auch mit

keiner andern abzugeben, und es blieb viel Raum und Zeit in Journalen und Gesprächen für die Tagesliteratur. Ein Aufsatz im „Journal de l'empire“ war im Stande, das Glück eines neuen Buches zu machen oder es auf immer zum Ladenhüter zu verdammen. Wenn dieses Journal gesprochen hatte, so war das Schicksal eines Buches meistens entschieden. Man kann denken, welchen Schrecken ein verdammendes Urtheil desselben in dem Hause des Verlegers verbreitete, und wie sehr er sich rühren mußte, um dieses Unglück von sich abzuwenden. Es gab Einige, welche ihre Richter bestachen und ihnen für jede lobende Recension eine bedeutende Summe Geldes versprachen und zahlten.

Ich glaube nicht, daß Maltebrun sich je hat bestechen lassen; auch hat man bei ihm keinen Schrank voll Silberzeug wie bei dem Abbé Geoffroy gefunden, Aber von leidenschaftlichen Vorurtheilen oder besondern Empfindungen ließ er sich zu ungerechten oder harten Urtheilen hinreißen. Mittelmäßige Werke lobte er zuweilen, weil die Verfasser persönlich seine Gunst zu gewinnen gewußt hatten, oder weil er dadurch irgend Jemand einen Schnack anzuthun hoffte; dagegen war er ungerecht bei gewissen Erscheinungen und suchte nur die Fehler, nicht aber die Schönheiten der Producte darzulegen, weil er eine Abneigung gegen den Verfasser oder gar gegen den Verleger hatte. Zuweilen bedurfte es nur eines geringen Umstandes, um diesen Kunstrichter gewaltig gegen sich zu entrüsten; und hatte er es sich einmal vorgenommen, ein Buch fehlerhaft zu finden, so

ließ er auch nicht eher nach, als bis es ihm gelungen war, es dem Publicum ganz zu verleiden.

Daher hatten die Verleger eine außerordentliche Furcht vor ihm. Bei seiner großen Lebhaftigkeit und bei seinem Eifer zur Arbeit, welche ihn die ganze Nacht hindurch wachen ließ, wenn's sein mußte, hatte er zuweilen schon einen niederschmetternden Aufsatz gegen eine neue Schrift ins „Journal de l'empire" eingerückt, ehe dieselbe ins Publicum gekommen war, sodaß die ganze Auflage dem armen Verleger im Laden blieb. Natürlich thaten sie ihr Bestes, um gegen einen so furchtbaren Feind anzukämpfen, und benutzten die andern Journale, um die Wirkung des durch Maltebrun gesprochenen Urtheils abzuwenden. Dies gelang ihnen zuweilen, wenn Ungerechtigkeit die Feder des Kunstrichters geleitet hatte. Aber im Allgemeinen waren solche Aufsätze für die schlechten Schriften tödtlich.

In spätern Jahren war er nicht mehr so hitzig, und machte sich kein Vergnügen mehr daraus, Schriftsteller und Verleger in Angst zu jagen. Was ihn früher am meisten aufreizte, war Unwissenheit mit Anmaßung gepaart. Es gibt in der Hauptstadt Frankreichs mehr noch als in andern Hauptstädten manche unwissende und mittelmäßige Schriftsteller, welche durch Dreistigkeit und Anmaßung den Mangel an Kenntnissen zu ersetzen und ihre schalen Producte mit Hülfe bestellter Lobhudeleien ins Publicum einzuschwärzen suchen. Gegen diese Brut war Maltebrun meistens unerbittlich und behandelte sie mit aller verdienten Strenge. Er hat auch wirklich das Verdienst, die Zahl derselben vermindert zu haben, be-

sonders in der Erdbeschreibung und in der Geschichte. Er stellte ihnen oft die gründliche Gelehrsamkeit der Deutschen als Muster vor und scheute sich nicht, der französischen gewöhnlichen Oberflächlichkeit den Krieg anzukündigen.

Nun schrie man zwar über die Vermessenheit des fremden Schriftstellers, des dänischen Kunstrichters; man machte Epigramme und Caricaturen auf ihn; allein die vernünftigen Leute gaben ihm meistentheils Recht, wenn sie auch seine herben Ausfälle nicht billigten.

Mit den andern Journalen lag er gewöhnlich im Streit, und dieser kleine Federkrieg hielt ihn gleichsam in Athem. Übrigens äußerte er in der Privatunterhaltung oft eine andere Gesinnung als die, welche er in seinen Aufsätzen geäußert hatte, und wenn man ihn am Abende besuchte, so war man oft erstaunt, zu hören, daß er von Gelehrten, die er am Morgen im „Journal de l'empire" hart behandelt hatte, mit Hochachtung sprach, und wiederum, daß er keine hohe Meinung über Andere äußerte, denen er übertriebenes Lob im Publicum gespendet hatte.

Außer seiner Beschäftigung am „Journal de l'empire" hatte er sich eine andere zu stiften angefangen, die ganz in seinem Fache war, nämlich die „Annales des voyages," die erste geographisch = kritische Zeitschrift, die Frankreich je gehabt hatte. Es war auch Zeit, daß die Erdbeschreibung und die Reiseliteratur endlich auf eine wissenschaftliche Art behandelt wurde. Diese Zeitschrift hatte ungefähr einige Jahre zuvor begonnen, als ich Maltebrun kennen lernte. Er versprach mir Beschäftigung an derselben und trug mir mehre Auszüge

und Übersetzungen aus fremden Werken an, die er auf seine Kosten sich verschafft hatte. Der erste Aufsatz, den er mir übertrug, war, wenn ich nicht irre, eine kleine lustige Reise oder vielmehr ein Durchflug durch Schottland, den Kotzebue in den „Freimüthigen" hatte einrücken lassen, und den er, ich weiß nicht, woher, genommen hatte, vielleicht aus irgend einer englischen Zeitschrift. Der Aufsatz war sehr geistreich geschrieben und ganz im französischen Geschmacke. Ich suchte ihn so gut wie möglich französisch wiederzugeben. Maltebrun nahm ihn; einige Tage darauf war ich nicht wenig erstaunt, diesen Aufsatz in der Beilage des „Journal de l'empire" zu lesen, und zwar mit der Unterschrift Maltebrun's. Hernach erst kam er in die „Annales des voyages." Da es sich um eine bloße Übersetzung handelte, und Maltebrun denken mochte, weil er sie bezahle, so gehöre sie ganz ihm zu, so that ich keinen Einspruch; auch hat Maltebrun mir dieses unrechtliche Betragen durch eine Menge von Dienstleistungen vergütet.

Nachdem ich ihm aus mehren Sprachen geographische Stücke übersetzt und ausgezogen hatte und mich selbst immer mehr mit der Erdbeschreibung bekanntmachte, fand ich meinerseits manche Materialien, die Maltebrun nicht hatte, und lieferte ihm eine Reihe von Aufsätzen bis zum Ende dieser „Annales," das heißt bis zum Jahre 1814. Diese Arbeit hat immer viele Annehmlichkeit für mich gehabt, und sie war mir auch zur Erwerbung eines Rufes in der geographischen Literatur von Nutzen. Die „Annales des voyages" hatten ein sehr ausgebreitetes Publicum und wurden sehr geschätzt. Es

war nur Schade, daß Maltebrun nicht mehr Sorgfalt auf die Correctur verwendete und die „Annales“ mit einer wirklich unverzeihlichen Nachlässigkeit drucken ließ.

Ich besuchte fleißig die große Bibliothek und machte mit den Bibliothekaren Bekanntschaft. An der Handschriftensammlung war noch der alte grämliche de la Porte du Theil angestellt, ein Mann, der in seiner Jugend ein wahrer Schläger gewesen sein soll, in seinem reifern Alter tüchtig gearbeitet hatte, besonders zu Rom, wo ihm das Glück zu Theil geworden war, mit Unterstützung seiner und der päpstlichen Regierung die großen Schätze des fast unzugänglichen Vaticans ausbeuten zu dürfen; in seinem Alter war er ein strenger Bewacher der ihm anvertrauten Handschriften und schien es ungern zu sehen, wenn man sie zu Privatstudien excerpirte. Er hatte sogar einen Befehl bewirkt oder von neuem einschärfen lassen, es solle Niemand ohne Erlaubniß Handschriften der großen Bibliothek ganz oder theilweise bekanntmachen; ein Befehl, welcher den eingeschränkten Ansichten eines andern Jahrhunderts würdig war, und an den man sich auch seiner Abgeschmacktheit halber wenig kehrte.

Es schien dem armen du Theil ein Schwert durch die Seele zu gehen, wenn sich ein fremder Gelehrter emsig und lange mit einer Handschrift beschäftigte, und er sah so betrübt aus, daß man wahrlich die Handschrift mehr als ihn lieben mußte, um sie nicht sogleich fahren zu lassen.

In jüngern Jahren hatte dieser du Theil Petronius' Satyren aus dem Lateinischen übersetzt; er ließ diese

Übersetzung in der Folge drucken. Allein als der Druck vollendet war, überfielen ihn Gewissensscrupel. Was würden die Leute dazu sagen, wenn ein so gravitätischer Mann, wie er, mit der Übersetzung eines so schlüpfrigen alten Autors hervortrete? Sie vernichten mochte er doch auch nicht; er ließ also den gedruckten Ballen auf den Speicher bringen, und dort blieb er liegen, bis er hernach ganz vernichtet wurde. Das Schlimmste war, daß durch diese Übersetzung das Unglück eines andern Menschen verursacht wurde. Ein anderer Gelehrter hatte nämlich ebenfalls den Petronius übersetzt und sich außerordentliche Mühe bei dieser Arbeit gegeben, die er weit höher schätzte, als sie es wahrscheinlich verdiente. Da der Übersetzer nun vernahm, daß de la Porte du Theil, der Akademiker, auch mit einer Übersetzung der Satyren des Petronius beschäftigt sei, war er wie vom Donner getroffen und hielt sich für verloren. Er schrieb sogleich an du Theil und fragte bei ihm an, ob es nicht möglich wäre, ihre beiden Arbeiten zu vereinen und den Petronius gemeinschaftlich herauszugeben.

Du Theil antwortete, es thäte ihm leid, in den gethanen Vorschlag nicht eingehen zu können, indem seine Übersetzung bereits großentheils gedruckt sei und bald erscheinen werde. Als diese Nachricht zur Kunde des armen Übersetzers kam, war alle Freude am Leben für ihn verschwunden; er verbrannte sein Manuscript und erschoß sich dann, wie mir Herr Gance, dessen Freund er war, versichert hat. Somit hat das Publicum einen Übersetzer und zwei Übersetzungen des Petronius verloren!

Ein weit geselligerer und heiterer Mann als du Theil war Millin, der Vorsteher des Antikencabinets. Für junge Gelehrte war seine Bekanntschaft sehr wichtig; denn er verstattete ihnen mit der größten Gefälligkeit den Gebrauch seiner eigenen beträchtlichen Bibliothek, die in einem schönen Saale des Bibliothekgebäudes aufgestellt war und die ihnen jeden Tag vom Morgen bis zum Abend offenstand. Die Benutzung dieser Sammlung, für welche sehr gute Kataloge vorhanden waren und worin sich viele fremde Werke befanden, die man anderswo in Paris nicht leicht antraf, half mir außerordentlich in meinen historischen und ethnographischen Studien, die von nun an einen weit größern Fortgang hatten. Millin schrieb, dictirte seine Briefe, nahm Besuche an, ohne sich im Mindesten durch die Anwesenden stören zu lassen. Er war ein Mann, der ganz ans öffentliche Leben gewöhnt war und Andere ebenso wenig störte, als er sich von ihnen stören ließ.

Millin war ein sehr gewandter Mann und von gutem Welttone. Gegen vier Uhr Nachmittags hörte täglich seine literarische Thätigkeit auf; die Bücher wurden zugemacht, die Schriften bei Seite gelegt; er kleidete sich an und ging oder fuhr aus, um außer dem Hause zu speisen, indem er Junggeselle war, und um den Abend in Gesellschaften zuzubringen. Er hatte in seiner Jugend allerlei getrieben und besonders Naturgeschichte studirt und vorgetragen. Hier fand er aber bald seine Meister, und da er bemerkt haben mochte, daß die Alterthumskunde nicht so sehr betrieben wurde, so legte er sich auf diese, erwarb sich eine große Übung in den an=

tiquarischen Forschungen und in der Untersuchung und Schätzung alter Denkmäler, besonders von Münzen und Inschriften, ward häufig zu Rathe gezogen, bekam die Aufsicht über das antiquarische Cabinet an der Bibliothek und trat mit den meisten Alterthumsforschern Europas in Briefwechsel. Er hatte eine wöchentliche Zusammenkunft von Gelehrten in seiner Bibliothek veranstaltet, und diese Versammlungen waren für Einheimische wie für Fremde sehr angenehm und lehrreich. Millin war hier blos ein angenehmer Gesellschafter und legte seine Gelehrsamkeit, die übrigens stets mit ein wenig Flüchtigkeit verbunden war, gar nicht zur Unzeit an den Tag. Er war häßlich; seine blinzenden Augen und sein schalkhaftes Lächeln gaben ihm ein wenig das Ansehen eines Satyrs; sein Gespräch war witzig und mit manchen Anekdoten gewürzt. Er wollte gar nicht leiden, daß in seinem Studirsaale über Politik gesprochen wurde, indem er behauptete, solche Gespräche gehörten aufs Kaffeehaus und nicht in einen Gelehrtenverein; es lief wol etwas Furcht mitunter, es möge bei ihm Etwas gesagt werden, was der Polizei hinterbracht werden und ihm schaden könnte; denn je mehr Napoleon seinen Despotismus fühlen ließ, desto unterwürfiger und ängstlicher wurden die meisten Gelehrten. Millin, der sich in der Revolution den Namen: Eleutherophile, beigelegt hatte, vergaß allmälig seine vorige Liebe zur Freiheit und streute dem Herrscher Weihrauch in seinen Schriften, wo es nur immer anging.

Seit Ende der Revolution hatte er eine gelehrte Zeitschrift, sein bekanntes „Magasin encyclopédique,“ un-

ternommen, die einzige encyklopädische Zeitschrift, die lange Zeit hindurch in Frankreich vorhanden war; denn die „Revue philosophique," die zu Ende der Revolution herauskam, und woran manche talentvolle Schriftsteller arbeiteten, war mehr literarisch als wissenschaftlich. Millin hat sein „Magasin encyclopédique" funfzehn Jahre lang fortgesetzt, ohne je einen Heller dafür zu beziehen, aber auch ohne irgend Etwas für die Mitarbeiter auszugeben. Damit verhielt es sich folgendermaßen. Er hatte mit einem Buchdrucker die Übereinkunft getroffen, daß dieser so lange den Druck übernehmen sollte, als er durch die Pränumerationen seine Kosten würde decken können. Dazu bedurfte es ungefähr 400 Subscribenten, die sich denn auch stets einfanden, indem das „Magasin encyclopédique" im Auslande mehr noch als in Frankreich selbst gesucht wurde. Millin empfing die zu recensirenden neuen Werke und behielt diese als Lohn seiner Arbeit. Er hatte einige junge Gelehrte an dem Antikencabinet angestellt. Diese arbeiteten aus Dankbarkeit an seiner Zeitschrift. Außerdem bekam er die Berichte, nekrologische Notizen und andere Aufsätze, die im Nationalinstitut verlesen worden waren; auch Diejenigen, denen er die Benutzung seiner Bibliothek gewährte, oder mit denen er in Verbindung stand, gaben ihm von Zeit zu Zeit Beiträge; andere ließ er durch seinen Secretair aus fremden Sprachen übersetzen; und so war es ihm möglich, jeden Monat ein Heft zu füllen, ohne daß er sich große Mühe darum gab, und ohne daß die Redaction ihm viele Kosten verursachte. Es sind in dieser Zeitschrift eine Menge von

belehrenden Aufsätzen aufgenommen worden, obschon manche in einem sehr nachlässigen Style geschrieben waren. Millin selbst galt nicht für einen guten Stylisten; bei den wissenschaftlichen Gegenständen, die er behandelte, war diese Eigenschaft auch nicht so unentbehrlich, als wenn er belletristische behandelt hätte.

Unter den Gelehrten, welche ihm von Zeit zu Zeit Beiträge lieferten, war Chardon de la Rochette, ein grundgelehrter Mann, dem aber seine tiefe Wissenschaft zu nichts in der Welt verholfen hatte, und der daher arm war und sich in einer niedrigen Sphäre der bürgerlichen Gesellschaft umhertrieb, indeß Andere, die nicht so gelehrt waren wie er, von der Regierung ausgezeichnet, zu wichtigen Stellen befördert und in die glänzendsten Gesellschaften aufgenommen wurden. Man erzählte, der Senator Laplace, den Napoleon zum Marquis stempelte, obschon sein Ruhm als erster Geometer Europas Adel genug war, habe von Chardon de la Rochette ein Exemplar seiner philologischen Schriften geschenkt bekommen, und sei darauf zu ihm gegangen, um ihm persönlich für das zugeschickte Geschenk zu danken. Der Herr Marquis stieg vier Stockwerke hinauf und klopfte an; es antwortete Niemand. Ein Nachbar öffnete ein Nebenkämmerchen und sagte, wenn der Herr Chardon de la Rochette nicht auf seinem Zimmer wäre, so würde man ihn vermuthlich in der Bude, dem Hause gegenüber, treffen. Da der Marquis doch nun einmal so weit hergekommen war, so wollte er auch noch einen Schritt thun, um Chardon de la Rochette zu finden. Er geht also in die Bude, der Wohnung des Helleni=

sten gegenüber; es war eine Perückenmacherbude. Hier saß der gelehrte Chardon de la Rochette mit der Familie des Perückenmachers im Hintergrunde und zechte. Sowie er den Marquis eintreten sah, rief er mit seinem rothen Gesicht und in jovialem Tone: „Herr Marquis, Sie kommen zur gelegenen Zeit; setzen Sie sich ohne Umstände und trinken Sie eins mit uns!" Der feingesittete Senator ward über diesen unvermutheten Antrag nicht wenig entsetzt, stattete seine Danksagung für die erhaltenen Schriften ab und eilte schnell wieder aus der Bude, aus Furcht, man möchte ihn gar zwingen, an dem Zechgelage Theil zu nehmen.

Die Regierung mußte zuletzt dem Chardon de la Rochette eine Pension aussetzen, denn sonst wäre er mit aller seiner Gelehrsamkeit vor Elend umgekommen. Das Schicksal dieses Gelehrten bringt mir einen andern Schriftsteller in Erinnerung, welcher zur Zeit meiner Ankunft in Paris noch lebte und von dem ich manchmal erzählen hörte. Dies war Arnaud Baculard, der einst von Voltaire gelobt und unterstützt, von König Friedrich II. zu Berlin besungen und belohnt und als Verfasser der „Épreuves du sentiment" und der „Délassemens de l'homme sensible" eine Zeitlang vom Publicum hochgeschätzt worden war. Alle diese Auszeichnungen haben ihn in seinem Alter nicht vor Armuth und Elend geschützt, und das Schlimmste war, daß dieser Mann, der mit Königen Umgang gehabt hatte, nicht Geistesstärke und Seelengröße genug besaß, seine Armuth zu ertragen, sondern sich selbst durch Betteleien herabwürdigte. Friedrich II. hatte ihn sonst seinen Ovid genannt, und darin

glich Arnaud Baculard wenigstens seinem Vorbilde, daß er wie der römische verbannte Dichter beständig über sein Schicksal jammerte. Obschon er im Grunde mit seiner Familie noch zu leben hatte, so war er doch in seinem Alter so tief herabgesunken, daß er des Abends in die Kaffeehäuser ging, wo sich Gelehrte versammelten, und von ihnen einen Thaler borgte, den er natürlich niemals zurückerstattete.

Einer meiner Bekannten befand sich eines Tages mit einem Freunde im Kaffeehause de Foi im Palais Royal, als Arnaud Baculard auf Letztern, den er kannte, zuging. Er trug einige Charteken unter seinem großen Überrocke. „Ach," seufzte er, „ich muß mich von meinen alten Freunden trennen; denn nur in den Trümmern meiner vorigen Bibliothek finde ich ein Mittel, mein armseliges Dasein zu verlängern. Der Begleiter meines Bekannten erbot sich, sie ihm abzukaufen, und reichte ihm ein Sechsfrankenstück für die vereinzelten Bände, die nur einige Sous werth waren. Arnaud hustete und fuhr fort, über seine elende Lage und seine zerrüttete Gesundheit zu klagen. „Sonst," sagte er, „hatte ich das süße Vergnügen, zuweilen einen Gelehrten zu mir einladen zu können; jetzt muß ich es für ein Glück schätzen, wenn ein Musenfreund ein Stündchen lang mich bei sich aufnehmen will."

„Sie husten ja sehr, Herr Arnaud!" sagte jener.

„Ach, das ist eine alte Krankheit," antwortete Arnaud; „nur Austern gewähren mir einige Linderung."

„Nun, Herr Arnaud, wollen Sie morgen Austern bei mir essen?"

„Sie wollen also die Güte haben, einen Greis an Ihre Tafel zu ziehen, dem nichts übrig bleibt als seine Liebe zur Literatur?“

Er versprach zu kommen und fand sich sehr pünktlich zur Essenszeit ein. Auf die Austern folgte eine gute Mahlzeit, während welcher Arnaud Baculard weder hustete noch klagte. Nach dem Essen führte der Hausherr seinen Gast aufs Kaffeehaus, um Kaffee und Liqueur zu sich zu nehmen. Hier fing Arnaud wieder an zu klagen. „Ach,“ sagte er, „so viel Luxus steht mir nicht mehr an. Ich bin recht unglücklich, Herr! Wenn Sie mir 30 Franken im gegenwärtigen Augenblicke leihen könnten, so würden Sie einer bedauernswürdigen Familie einen großen Dienst leisten und auf einen ewigen Segen von ihr Anspruch haben.“

Dieses unverschämte Betteln entrüstete seinen Begleiter; er unterdrückte aber seinen Unwillen und antwortete blos, ein solches Darlehn würde ihm im jetzigen Augenblicke beschwerlich fallen. Arnaud ließ sich noch nicht abschrecken und ging allmälig auf 20, 15, 10 und 5 Franken herunter. Als er zuletzt sah, daß er nichts erlangen konnte, erhob er plötzlich seine Stimme und rief mit dem Tone eines Stentors: „Gehen Sie zum Henker mit Ihrem Gelde! ich fange an Sie kennen zu lernen, und weiß nun, welchen Werth ich auf Ihre Person legen soll!“ Bei diesen Worten entfernte er sich, und sein Begleiter hatte wahrlich keine Lust, ihn jemals wieder aufzusuchen.

Bei Millin lernte ich noch den außerordentlichen Bücherliebhaber Boulard kennen, einen Mann, dessen Liebhaberei zu

einer heftigen Leidenschaft ausgeartet war. Boulard war sonst Notar gewesen und besaß glücklicherweise ein großes Vermögen und ein sehr geräumiges Haus; allein dieses Haus wurde fast zu klein für die vielen Bücher, die er ankaufte. Denn fast täglich ging er aus, um auf alte Bücher Jagd zu machen, und kam fast niemals zurück, ohne seine Taschen voll zu haben. Zuweilen kaufte er ganze Schichten von alten Büchern bei den Trödlern weg, die ihn Alle recht wohl kannten und manchmal Bücher, die sie nicht absetzen konnten, ausstellten, wenn sie wußten, daß er vorbeikommen würde. Die Miethsleute in seinem großen Hause hatten nach und nach den Büchern weichen müssen. Im Erdgeschosse lagen sie aufgeschichtet, wie sie aus den Läden der Trödler gekommen waren; die meisten Bündel waren nicht einmal aufgebunden.

Man erzählte, seine Frau wäre anfangs über diese Büchersucht ungehalten gewesen und habe ihn von seinen täglichen antiquarischen Ausflügen abgehalten. Darauf habe er sich abgezehrt und sei melancholisch geworden; der Zustand seiner Gesundheit habe dem Arzte bedenklich geschienen, und er habe gerathen, seiner Büchersucht freien Lauf zu lassen. Man habe nun die Feier seines Namenstages benutzt, um ihm durch das Auftreten von einem halben Dutzend Trägern mit Stößen alter Bücher eine Freude machen.

Selbst leistete Boulard wenig in der Literatur; doch las er viel und wußte auch Manches. Nach seinem Tode traf man die Veranstaltung, daß die dreißigtausend alten Bände, die er zurückließ, nach und nach ver-

kauft würden, sonst wäre dadurch der Markt mit alten Büchern zu plötzlich überschwemmt worden und ein Sinken der antiquarischen Waare entstanden. Kürzer wäre es freilich gewesen, den alten Plunder nach dem Kubikfuße zu versteigern.

Ein anderer sonderbarer Sammler, den ich auch kennen lernte, war der Abbé Tersan, der sich in Büchern und Kunstsachen gleichsam wie ein Wurm in seiner Seide eingesponnen hatte, so voll stand und lag Alles in seinen Zimmern; nur in der Mitte blieb ein kleiner Raum übrig, um von einem Zimmer zum andern gehen zu können. Mir schien dieses Kunst- und Gelehrtenleben eines Mannes, der nicht die geringste Sorge hatte, mitten unter seinen Schätzen alt geworden war und keine andere Gesellschaft hatte als die eines alten Bedienten, dem er in der Folge Alles vermachte, ein glückliches Loos. In einem Zimmer hatte er seine alten Münzen, in einigen andern seine Bibliothek und Kupferstichsammlung, in einem besondern Zimmer standen oder lagen die chinesischen Curiositäten, in einem zweiten die indischen, u. s. w. Er zeigte Alles mit großer Bereitwilligkeit und begleitete die Erklärungen mit lehrreichen Anmerkungen. Dabei war er aber sehr mistrauisch und guckte den Fremden beständig auf die Finger. Ich fand ihn eines Tages, wie er dem berühmten Abbé Sestini seine alten Münzen zeigte, ihn aber keinen Augenblick aus dem Gesichte verlor, aus Furcht, der gelehrte Numismatiker möge allzuviel Wohlgefallen an einer seltenen Münze finden und dieselbe aus des Abbé's Cabinete in sein eignes hinüberspielen. Das

Komische hierbei war, daß auch der Abbé solch eines Kunstgriffes für fähig gehalten wurde. Man erzählte, er habe einmal, als man ihm ein schönes Münzcabinet gezeigt, heimlich eine kleine seltene Münze dieser Sammlung verschluckt und dieselbe zu Hause auf einem andern Wege in sein Cabinet hineinpракticirt. Vielleicht war es nur ein Märchen; allein wenn man Jemanden solch ein Märchen andichtet, so muß doch wol einiger Grund dazu dasein.

Noch ein anderer Sammler, den ich zuweilen bei Millin sah, war der reiche Engländer Sir Francis Egerton, von der berühmten Familie Bridgewater, ein Sonderling, wie es wenige zu Paris gibt, über den man sich daher auch oft im Gespräche belustigte. Er kaufte sich in der Folge ein großes und schönes Hotel und bewohnte es ganz allein mit seinen zwanzig Bedienten. Er besaß eine bedeutende Sammlung von Urkunden und vermehrte dieselbe durch große Ankäufe. Diese Sammlung nannte er im Voraus Ashridge-collation, weil sie, wie ich glaube, späterhin in ein Familienschloß dieses Namens niedergelegt werden sollte. Er benutzte sie, um eine Familiengeschichte abzufassen, die er, obschon unvollendet, drucken ließ und unter die Gelehrten vertheilte. Sie ist wegen der Menge von historischen Actenstücken merkwürdig, welche darin abgedruckt sind.

Er war ganz Engländer und legte in Paris keine seiner Nationaleigenheiten ab. Zuweilen lud er Gelehrte zur Tafel; dann ließ er ganz den aristokratischen Stolz des englischen Adels blicken. Die Bedienten standen in zwei Reihen am Eingange des Saals, wohin sich die

Gesellschaft zum Essen begab. Wenn ein Gericht Fleisch aufgetragen wurde, so pflanzte er gravitätisch ein Messer hinein, und dann trug es der Haushofmeister auf einen Seitentisch, um es zu zerschneiden. Meistens aber speiste Sir Fr. Egerton mit seinem Lieblingshunde allein, der seinen Platz an der Tafel hatte, aus silbernen Schüsseln aß und die köstlichsten Gerichte bekam. Man erzählte, dieser Lieblingshund habe sich einmal, ich weiß nicht wie, gegen seinen Herrn vergangen, und in seinem Zorne habe Egerton dem Schneider befohlen, für den Hund eine Bedientenjacke zu verfertigen. Als ihm einst Jemand, der ihn besuchte, im Gespräche sagte, er habe am vorigen Tage das Fieber gehabt, flüchtete sich Egerton sogleich in den hintern Theil seines Hauses und befahl allen seinen Leuten, die Kleider, die sie an hatten, zu verbrennen, damit keine Ansteckung zu befürchten sei.

Als Napoleon von der Insel Elba zurückkam, verrammelte Egerton alle Eingänge seines Hotels und wollte dem Kaiser den Gehorsam verweigern, worauf aber Niemand Acht gab. Späterhin war der hintere Theil seines Gartens zur Vollendung der schon unter Napoleon begonnenen Rivolistraße unentbehrlich. Egerton weigerte sich beständig, der Stadt den nöthigen Grund abzutreten, und die große und schöne Straße blieb bis zu seinem Tode unvollendet. Sein ungeheures Vermögen kehrte nach England zurück; jedoch vermachte er einigen Gelehrten in Frankreich beträchtliche Summen.

Einige Jahre nachher lernte ich auch einen deutschen Sonderling in Paris kennen, den Grafen von Schlabrendorf, einen Mann voll Geist und Kraft, der sich mitten

in Paris zur Einsamkeit verurtheilt hatte, indem er seinen Bart hatte wachsen lassen und seit mehren Jahren nicht mehr ausging. Welchen Grund er zu diesem sonderbaren Entschlusse vorgab, weiß ich nicht. So einsam er aber auch lebte, so rege war doch seine Theilnahme an den Tagesbegebenheiten, und er fand Mittel, sich den ganzen Tag über mit Politik zu beschäftigen. Zu dem Ende hatte er auch eine bedeutende Sammlung von Flugschriften aus der französischen Revolutionszeit angelegt, und mitten unter dieser Sammlung, die sein Wohnzimmer sehr beengte, lebte er unaufhörlich. Besuchte ihn Jemand und leitete dieser das Gespräch auf die Politik, so konnte er hoffen, eine Fülle von Ideen, Plänen und Wünschen aus dem Munde dieses eingeschlossenen deutschen Politikers zu hören. Aber dabei hatte Schlabrendorf, wie alle abgesondert lebende sinnreiche Menschen, besondere Projecte und Einfälle, die im Verkehre mit der Welt nicht lange Stich gehalten haben würden. So setzte er zuweilen seinen Plan einer Sprachmaschine auseinander, wodurch die Aussprache bei den Völkern festgesetzt und auf die Nachkommenschaft überliefert werden sollte. Hätten die Griechen und Römer, meinte er, solche Sprachmaschinen verfertigt, so würde man in der neuern Zeit nicht darüber gestritten haben, ob man quisquis oder kiskis, eis oder is aussprechen müsse. Der gute Mann bedachte aber nicht, daß die Sprachmaschinen, falls die Mechanik solche liefern kann, weit eher untergehen als die Aussprache. Man lachte unter der Napoleonschen Herrschaft über ihn, weil er, wie man behauptete, in Erwartung einer neuen

Revolution stets einen bepackten Reisewagen dastehen habe. Darin zeigte sich aber Schlabrendorf weit heller sehend als Die, welche über ihn lachten; sein Reisewagen hätte ihm in der Folge nicht nur bei einer, sondern bei zwei oder drei neuen Revolutionen dienen können.

Sechstes Kapitel.

1808 — 1811.

Heirath. — Elend der münsterschen Exbeamten. — Die Kaiserin Josephine und der Schneider. — Anekdote der Marschallin Lefebvre. — Solvyns, der indische Reisende. Herausgabe seines Prachtwerkes über die Hindus. — Anekdote eines Banquiers. — Anekdote einer Leiche. — Über die Hindus. — Dr. Gall. — Zacharias Werner in Paris. — Damaze de Raymond; seine Übersetzung der „Wahlverwandtschaften.“ — La Reynaudière. — Buchhändler Colas. — Abfassung einer Geschichte Spaniens für ihn. — Lacretelle, der Censor. — Anekdote eines französischen Obersten im spanischen Feldzuge. — Geschichte eines Schatzes. — Anekdoten des Marschalls J** in Portugal.

In dem kleinen hôtel garni, in welchem ich seit meiner Selbständigkeit wohnte, hielt sich eine junge und schöne italienische Witwe auf, die sich in einem Alter von dreizehn Jahren mit einem bei dem französischen Heer im venetianischen Gebiete stehenden Offiziere von zwanzig Jahren verehelicht hatte. Sie war ihm überall hin gefolgt, sodaß sie seit ihrer Heirath fast nie eine häusliche Einrichtung hatte bewerkstelligen können. Als eine lebensfrohe, heitere Tochter des Südens hatte sie

mitten unter den Festlichkeiten, welche damals überall den großen Generalstab umgaben, fast nur das Angenehme des Militairlebens gekannt und in einem beständigen Taumel des Vergnügens gelebt.

Vor einem Jahre aber war ihr Mann, der es schon bis zum Obersten gebracht hatte, plötzlich umgekommen, und nun war dieses Paradies verschwunden. Allein sie besaß eine so unverwüstliche Heiterkeit, daß sie, obschon in einem fremden Lande und ohne Aussicht, nicht den Muth verlor und blos den Entschluß gefaßt hatte, wenn ihre Hülfsmittel nicht mehr ausreichen würden, zu ihrer Familie im Venetianischen zurückzukehren, wiewol sie von dieser durch die Zeitumstände sehr heruntergekommenen Familie nur wenig Unterstützung hoffen konnte. Allein was bedarf es unter dem schönen italienischen Himmel weiter als ein leichtes Obdach, Früchte und Blumen?

Ich sah diese reizende Witwe, die etwas Altrömisches in ihrer Gesichtsbildung hatte, oft und fühlte mich zu ihr hingezogen. Ihre Lage hatte insoweit Ähnlichkeit mit der meinigen, als wir Beide in dieser großen Hauptstadt fremd waren; darin aber war sie verschieden, daß die junge Witwe aus einem freuden- und geräuschvollen Leben trat, und ich die Freuden des Lebens erst noch erwartete. Ich mußte mit ihr von meinem Vaterlande, meinen Beschäftigungen, meinen Aussichten sprechen, und sie erzählte mir dagegen von der venetianischen Größe, die sie hatte fallen sehen, von dem Aufenthalte Napoleons in Italien, von den glänzenden Festen, die dem gefeierten Sieger überall gegeben worden waren, und wobei die junge Venetianerin gewiß

ein Gegenstand galanter Aufmerksamkeit gewesen sein mußte.

Nach und nach sahen wir uns häufiger; sie willigte ein, ihr Schicksal mit dem meinigen zu verbinden. Über das Entzücken, ein von der Natur so reich ausgestattetes Weib meine Frau nennen zu können, vergaß ich zwei Dinge, die ich nicht hätte außer Acht lassen sollen. Erstens, daß wir Beide kein Vermögen besaßen, und daß mein mühsam erworbenes Einkommen auf zu schwachem Grunde ruhe, als daß man darauf eine Ehe bauen könne; und zweitens, daß eine junge und schöne Frau, die es gewohnt war, freudig durch das Leben gleichsam zu hüpfen, nach italienischer Weise sich des Daseins zu erfreuen, ohne sich je Sorgen zu machen, sich unmöglich zu der Sparsamkeit und Einschränkung verstehen könne, die in der kleinen Haushaltung eines seine Laufbahn eben erst antretenden Gelehrten unumgänglich nöthig waren.

Das Hintansetzen dieser zwei Betrachtungen verursachte mir in der Folge manche Verlegenheit, und es that mir oft wehe, daß ich einem so reizenden Geschöpfe nicht alle die Annehmlichkeiten verschaffen konnte, wozu es gleichsam geboren zu sein schien.

Wir waren so wenig dazu eingerichtet, eine Haushaltung zu beginnen, daß wir es für nöthig hielten, unsere nur einigen vertrauten Freunden bekannte Heirath noch eine Zeitlang verborgen zu halten und getrennt zu leben, weshalb ich das kleine Hotel verließ und mir eine kleine Wohnung in der Nähe einrichten ließ. Erst einige Jahre nachher nahm ich eine größere, und nun

war ich im Stande, meine Frau mit dem unterdessen gebornen Kinde aufzunehmen.

Das Jahr 1808 ging ruhig vorüber. Im folgenden brach wieder der Krieg los; allein man war es schon in Frankreich gewohnt, Napoleon seine Siege in der Ferne vermehren zu sehen. Dadurch geriethen die Geschäfte in Paris keineswegs ins Stocken; Alles ging seinen Gang, wiewol schon damals Napoleons Sturz genug vorhergesagt wurde. Und wirklich, wenn man ihn ganz rücksichtslos Spanien anfallen sah, ohne daß er von Seiten Deutschlands Ruhe hoffen konnte, so mußten die Vernünftigen und Kaltblütigen denken, daß eine so grenzenlose Herrschsucht endlich an den Hindernissen scheitern müsse, die er so unbesonnen und tollkühn hervorsuche. Der große Haufe, und unter diesen rechne ich viele angesehene Männer, sah aber nur den Triumph Frankreichs und frohlockte. Die Zeitungsschreiber, die Redner in den gesetzgebenden Kammern und die Bischöfe in ihren Hirtenbriefen konnten fast keine neuen Lobesfloskeln mehr finden, so sehr hatte man schon alle möglichen Ausdrücke verbraucht.

Von Münster kamen die kläglichsten Briefe über das Verfahren der Napoleon'schen Beamten. Ich gab für meinen Vater, dem man in seinem hohen Alter nicht einmal die ihm gebührende und von der preußischen Regierung bewilligte Pension zahlte, eine Bittschrift an den Herzog von Bassano, Statthalter des Großherzogthums Berg, ein und ließ sie durch einen Bureauchef empfehlen, bekam aber gar keine Antwort. Seitdem der ehemalige Journalist Hugues Maret zur herzoglichen Würde

gelangt war, hatte er vergessen, was Noth sei. So ging es damals den meisten emporgekommenen großen Beamten; fast Alle waren von Stolz aufgeblasen, als ob sie mit den übrigen Erdensöhnen, aus deren Mitte sie sich emporgeschwungen hatten, nichts mehr gemein hätten. Dafür sind denn auch Manche vom Schicksale hart gedemüthigt worden und haben sich seitdem wieder humanisirt; Einige haben sich sogar aller aristokratischen Ideen entschlagen und sind wieder, wie zur Revolutionszeit, Vertheidiger der Volksrechte geworden; solche Metamorphosen sind in Frankreich nichts Ungewöhnliches.

Als die kaiserliche Universität errichtet und Graf Fontanes, der lange als bloßer Gelehrter ein kümmerliches Leben geführt hatte, nun aber als einer der beredtesten Lobredner Napoleons im Senate saß, an die Spitze dieser großen Anstalt gestellt wurde, hoffte eine angesehene Dame, welche die Freundschaft des Erzschatzmeisters, Lebrun's, Prinzen von Piacenza, genoß, sie würde mir nützlich sein können, und bewog daher den Prinzen, der ebenfalls als Gelehrter seine Laufbahn begonnen hatte, sich bei dem Grafen Fontanes für mich zu verwenden. Der Prinz that es mit vieler Bereitwilligkeit; Graf Fontanes antwortete ihm in einem zierlich feinen Schreiben, er werde gewiß nicht ermangeln, auf die Empfehlung Seiner Durchlaucht bei der ersten Gelegenheit meine Talente in Anspruch zu nehmen.

Man wünschte mir schon Glück zu einer bevorstehenden Professorstelle an der Universität; ich habe jedoch nichts davon gehört.

Dies gab mir zu ernsten Betrachtungen Anlaß. Wenn

sogar die Verwendung eines Prinzen, eines der ersten Männer im Staate, zu nichts half, was konnte ich dann durch Sollicitiren zu erlangen hoffen?

Übrigens ging es manchen Leuten damals nicht besser als mir. So erzählte man von einem Schneider des Hofes der Kaiserin Josephine, er habe ihr eine Bittschrift zur Anstellung seines Sohnes überreicht oder zu überreichen geglaubt. Josephine hatte versprochen, dieselbe noch an demselben Tage mit einer Empfehlung dem Minister, an welchen die Bitte gerichtet war, zu übergeben. Der Schneider hatte sich voller Hoffnung nach Hause begeben. Als er jedoch in seiner Stube angelangt war, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß er statt der Bittschrift eine Rechnung über verfertigte Kleider eingereicht und die Bittschrift selbst in der Tasche behalten hatte. Es überfiel ihn die Angst, die Kaiserin möchte sein Versehen für eine harte Beleidigung halten, ihm seine Rechnung zurückschicken und ihm seinen Dienst aufsagen. Er harrte zitternd einige Tage lang auf die Entscheidung der Gebieterin; da jedoch nichts erfolgte, so hielt er es für schicklich, sich zu ihr zu begeben und sie um Vergebung zu bitten. „Gnädige Kaiserin," hob er an, „die Bittschrift, die ich Euer Majestät zu überreichen gewagt habe" — „Ist recht gut abgefaßt," unterbrach ihn die Kaiserin; „ich habe sie eingereicht und empfohlen. Sie können nun ganz ruhig sein; Ihr Sohn wird ehestens angestellt werden."

Die Worte erstarben dem Schneider im Munde. Er verbeugte sich stumm und entfernte sich. Zu Hause aber sagte er zu sich: ein Narr ist Der, welcher auf die lee-

ren Versprechungen der Großen baut. Mein Sohn wird wohlthun, wenn er Hosen und Westen näht wie ich, anstatt die Gunst der Kaiser und Minister zu erwarten.

Es gehörte die energische Kraft der Marschallin Lefebvre dazu, um bei diesen von Hofschranzen umgebenen Machthabern etwas durchzusetzen. Bekanntlich war Lefebvre anfangs gemeiner Soldat und sie eine Wäscherin. Er schwang sich in der Folge durch seine Heldenthaten zur Marschalls- und Herzogswürde empor; sie behielt ihre vorige Sprache und Gesinnung bei und wurde von dem Glanze des Napoleonschen Hofes keineswegs betäubt. Man führte in den Gesellschaften eine Menge von sonderbaren Ausdrücken an, die der Marschallin bei Hofe entschlüpft sein sollten. Man lachte über die emporgekommene Wäscherin; Wenige wußten aber, daß in diesem von der Wäscherin zur Herzogin emporgestiegenen Weibe ein edler männlicher Geist thronte, wie ihn vielleicht keine der Hofdamen und die Kaiserin selbst nicht besaß. Als ihr Mann Herzog geworden war und ein großes Hotel in Paris bewohnte, meldete sich eines Tages ein alter Offizier bei dem Schweizer, und weil er hörte, daß der Marschall jetzt nicht sichtbar sei, so ließ er seinen Namen zurück und ging demüthig fort. Als man den Zettel mit dem Namen heraufgebracht hatte, sagte der Marschall: „Ei, mein ehemaliger Major hat mich besuchen wollen; es thut mir leid, daß man ihn ihn nicht heraufgelassen hat.“ — „Was!“ rief die Marschallin, „unsern alten Major, und man hat ihn nicht zugelassen?“ „Kerl!“ rief sie dem Schweizer zu, „suche mir sogleich den Major auf, oder ich jage dich fort;

weißt du wol, daß wir ohne den Major nicht so weit gekommen sein würden?"

Der Schweizer mußte nun herumlaufen, bis er nach vielem Suchen den Major auffand. Er lud ihn ein, zum Marschall zn kommen. Hier wurde der abgedankte Offizier wie ein alter Freund empfangen. „Was können wir für Sie thun?" fragte zuletzt die Marschallin. Er antwortete, er habe den Dienst verlassen und sich auf den Unterricht gelegt; könnte er eine kleine Stelle bei der Universität erhalten, so würde er froh sein. „Dafür lassen Sie mich sorgen!" versetzte sie. Noch an demselben Abende sprach sie mit der Kaiserin vom Major ihres Mannes; die Kaiserin gab, wie immer, das Versprechen, ihr Fürwort einzulegen. Man rieth der Marschallin, auch mit dem Grafen Fontanes zu sprechen. „Mit diesem armen Tropfe?" erwiederte sie; „doch ja, ich muß ihn sehen." Sie empfahl ihm den Major ihres Mannes. „Gut, Frau Herzogin; wir werden sehen." — „Sehen, sehen?" versetzte die Marschallin heftig; „so sprechen Sie immer; nein, anstellen, nicht sehen müssen Sie." Es war eine Stelle leer, allein ein Anderer bekam sie. Die Marschallin war auf den Großmeister der Universität und auf die Kaiserin erboßt. Am Abende ließ diese sie zum Spiel einladen. „Sie mag sich mit ihrem Spiele zum Teufel packen!" antwortete die Marschallin; „warum hat sie den Major meines Mannes nicht angestellt!"

Man hinterbrachte der Kaiserin die Antwort der Herzogin, aber vermuthlich etwas gemildert. Josephine lachte. „Wir müssen doch die Marschallin besänftigen," sagte

sie, und hielt um eine andere Stelle für den Major an, welcher zuletzt in dem Bureau des Kriegsministeriums angestellt wurde. In der Folge mußte die Marschallin zuweilen bei Hofe die Geschichte ihres Majors erzählen.

Den auf Ämter lauernden Gelehrten stand damals freilich eine Aussicht offen; sie brauchten nur die übertriebensten Lobreden auf den großen Kaiser drucken zu lassen. Wenn sie dies lange fortsetzten, wurde die Regierung zuletzt aufmerksam auf sie, besonders wenn sie einigen Schriftstellerruhm hatten, und gab ihnen eine Anstellung, die sie anspornen konnte, noch mehr zu loben. Dieses Mittel zum Emporkommen war mir aber zuwider. Ich konnte den Herrscher nicht lieben, der mein Vaterland unglücklich machte und für den die Menschheit nichts weiter als eine große Masse zu sein schien, aus der er sich neue Heere zu seinen Feldzügen ausheben konnte, wenn die alten aufgerieben waren.

Ich sah also, daß mir das Loos beschieden war, frei und unabhängig zu leben, soweit ich es konnte, das heißt, zu versuchen, in wie weit ich mit der einzigen Hülfe meiner Wissenschaft fortkommen konnte. Meine Lebensweise wurde geregelt und nach den Umständen eingerichtet. Ich begann des Morgens mit dem Lesen eines gutgeschriebenen und tiefgedachten Buches in alter oder neuer Sprache, dann begab ich mich an meine Schriftstellerarbeit, ging aus, um Stunden zu geben, kehrte hernach bei Millin ein, um seine Bibliothek zu benutzen, und blieb oft bis zum Abende.

Maltebrun führte mich im Jahre 1809 zu dem brabantischen Reisenden Solvyns, welcher nach seiner Rückkehr aus Indien sich in Paris niedergelassen hatte, um mit Hülfe eines alten Freundes, der ein Capital zulegte, ein großes Werk über die Hindus herauszugeben. Solvyns war vor der Revolution bei der Statthalterin der östreichischen Niederlande als Hafencapitain angestellt gewesen, und als die Niederlande ihre Revolution vollendet hatten und mit Frankreich vereinigt worden waren, hatte sich Solvyns, der auch Marinemaler gewesen war, nach Indien begeben; ich weiß nicht, in welcher Absicht; vermuthlich aber, um aus seiner Kunst einigen Nutzen zu ziehen. Er hatte hier eine Reihe von Zeichnungen über die verschiedenen Kasten und Unterabtheilungen der Hindus verfertigt. Diese Sammlung hatte er mit nach Europa gebracht, und seine Absicht war, dieselbe in einem sehr erweiterten Maßstabe mit prächtig gedrucktem französischen und englischen Texte herauszugeben. Er faßte den riesenhaften Entschluß, vier Foliobände dieses Prachtwerkes erscheinen zu lassen und die Kupfer dazu alle selbst zu stechen. Da er ein sehr fleißiger und häuslicher Mann war und vom Morgen bis zum Abend arbeitete, so hat er sein dem Publicum gethanes Versprechen redlich erfüllt, und die vier Foliobände mit ausgemalten Kupfern stehen in den großen Bibliotheken; aber um dies Unternehmen zu vollenden, besonders in den schlimmen Kriegsjahren, welche folgten, mußte er die größten Aufopferungen machen, gerieth dadurch später in Verlegenheit und verlor die Ruhe seines Lebens. Hätte ein mit Buchhändlerspeculationen ver=

trauter Freund ihm begreiflich gemacht, welche ungeheure Kosten eine solche Unternehmung erfodere, und welcher geringe Absatz sich von solchen Prachtwerken erwarten lasse, vielleicht hätte er dieselbe auf die Hälfte oder gar auf Dreiviertel eingeschränkt, und wäre dann für seine unsägliche Mühe nicht nur entschädigt, sondern vielleicht reichlich belohnt worden. Dazu kam, daß Solvyns das Kupferstechen nur nebenbei betrieben und es darin nicht sehr weit gebracht hatte, weshalb seine Blätter nichts Gefälliges haben. Dagegen gab er dem Publicum eine äußerst getreue Darstellung der Dinge, wie sie in Kupferstichen selten gefunden wird. Der Wahrheit opferte dieser Mann alles Andere auf; allein dieses Verdienst kann das große Publicum nicht gut beurtheilen und pflegt daher das Gefällige vorzuziehen. Man hatte in England seine in Indien herausgegebenen Kupferstiche in einem Quartbande nachgestochen und dem ungetreuen Nachstiche ein äußerst gefälliges Ansehen gegeben; diese Kupfer konnte Solvyns aber nie ohne Unwillen ansehen, weil sie sich von der Wirklichkeit weit entfernten. Nur war es zu bedauern, daß er nicht etwas poetischen Geist besaß und seine Zeichnungen allzu prosaisch angelegt hatte. Wenn er z. B. hinter einem Hindu, welchen er abzeichnete, eine leere Wand, eine alte Matte und dergleichen gemeine Dinge bemerkt hatte, so brachte er diese ganz getreu in seiner Zeichnung an, wenn sie auch zwanzig Mal wiederkehrten. Hier wäre eine poetische Auswahl der Gegenstände geschmackvoller und für das Auge gefälliger gewesen. Er wollte nun aber einmal die Gegen-

stände nicht anders als in dem Zusammenhange darstellen, wie er sie beim Zeichnen vor sich gehabt hatte.

Als mich Maltebrun zu ihm führte, war der erste Band ungefähr fertig, und es fehlte die Einleitung, welche dem ganzen Gebäude gleichsam zum Peristyl dienen sollte. Man hatte Maltebrun gebeten, diese Einleitung zu schreiben; er aber, der sich damit nicht befassen konnte, hatte mich vorgeschlagen. Ich übernahm also diese Einleitung, sowie auch die der folgenden Bände und die Übersicht des Textes, den Solvyns in einfachem Style sehr kurz hinschrieb, weil er nun einmal nichts Anderes geben wollte, als was er selbst gesehen und gehört hatte. Dieser Text ist sehr mager ausgefallen, enthält aber doch manche Thatsachen und hat das Verdienst, daß er nur eigene Beobachtungen mittheilt.

Ich mußte von nun an einmal in der Woche bei Solvyns speisen, und sein Haus ward für mich eines der angenehmsten in Paris. Er war in Indien ganz einheimisch geworden; statt seine Magd zum Markte zu schicken, befahl er ihr, nach dem Bazar zu gehen. Die Kupferstiche in seiner Wohnung stellten Indier vor; seine Meubles waren zum Theil in indischem Geschmacke. Er hatte eine junge, äußerst lebhafte und thätige Engländerin zur Frau, die sich aus Liebe zu ihrem Manne mit den Hindus ganz vertraut gemacht hatte und aus dem Unternehmen ihres Mannes das Hauptgeschäft ihres Lebens gemacht zu haben schien. Sie war allen Denjenigen, welche ihres Mannes Arbeit lobten und ihn aufmunterten, ganz besonders hold; aber wehe Denen, welche den geringsten Tadel laut werden ließen!

Sie setzten sich dem Zorne der schönen und liebenswürdigen Frau aus. Als man dieses erfahren hatte, hütete man sich, eine so reizende Dame zu beleidigen. Die nützlichen Warnungen blieben aus, und in dem Solvyn'schen Hause ging man auf einem Blumenwege dem Verderben zu, ohne es zu merken.

Die pariser Journale hatten mehrmals auf das wichtige und prächtige Werk aufmerksam gemacht; man hatte Hoffnung, von der Regierung reichlich unterstützt zu werden und einen Theil der Prachtausgabe nach England abzusetzen; alle Hausgenossen und Freunde waren guter Dinge und man war überhaupt sehr fröhlich.

Ich sah hier mehre Engländer und Flamänder und auch einige pariser Gelehrte, als Van Praet, den bekannten Conservator der großen Bibliothek, der mir die Erlaubniß ertheilte, Bücher aus derselben mit nach Hause zu nehmen (eine mir sehr wichtige Begünstigung), und den ich schon seit 28 Jahren beständig zuerst und zuletzt auf der Bibliothek erblicke; Langlès, den Professor des Persischen, der oft in halbverdeckten Ausdrücken über seinen Collegen und freilich gründlichern Gelehrten Sylvestre de Sacy klagte und mir sehr freundlich aus seiner kostbaren Bibliothek neue englische Reisebeschreibungen mittheilte, die ich für die „Annales des voyages“ benutzte; und Feletz, einen der geistreichsten Mitarbeiter am „Journal de l'empire,“ welcher späterhin Universitätsinspector, Bibliothekar und Akademiker wurde, aber nie etwas Anderes als seine Aufsätze im „Journal de l'empire“ herausgab.

Einer der heitersten Hausgenossen war ein ehemaliger Banquier, ein Jugendfreund Solvyns', welcher in der großen Welt gut Bescheid wußte und in der Unterhaltung gern auf seine Jugendthorheiten zurückkam. So erzählte er auf eine belustigende Art den Versuch eines Selbstmordes aus seiner Jugendzeit. Es war nämlich Etwas, ich weiß nicht, was, seinen Wünschen und Erwartungen ganz zuwidergegangen, und da man in der Jugend einen kurz vorübergehenden Kummer oft für eine ewige Störung der Lebensruhe hält, so hatte er geglaubt, dies sei ein hinlänglicher Grund, um das Leben zu verlassen, und daher beschlossen, sich zu erschießen. Zuvor wollte er noch an seine Verwandten schreiben und ihnen in einem langen Briefe die Ursachen weitläufig auseinandersetzen, weshalb er gar nicht umhin könne, sein Leben abzukürzen. Diese Ursachen schienen ihm unwiderleglich, und er war fest überzeugt, daß, wenn er sie gehörig auseinandersetzte, man ihm Recht geben und ihn nothwendig bedauern müßte.

Es war in den Hundstagen; vielleicht hatte die starke Hitze zur Exaltation seiner Phantasie beigetragen. Das Pistol lag da, das Schreibzeug auch. Da ihn gewaltig durstete, so ließ er eine Flasche Wein heraufkommen, schloß sich dann ein und begann, nachdem er, ohne es zu merken, die Flasche ausgetrunken hatte, den Verwandten sein Lebewohl zu schreiben. Er hatte sich in der finstersten Stimmung an das Schreibepult gesetzt; allein der Wein wirkte allmälig in dem erhitzten und aufgeregten Gehirn und er bekam ein Räuschchen. Bald klärten sich seine Ansichten auf, die trüben Ideen

verschwanden, und er war ganz erstaunt über die heitern Aussichten, die sich ihm in der Ferne zeigten. Zuletzt konnte er die Gründe, weshalb er sich das Leben nehmen wollte, nicht mehr wiederfinden. Er sprang auf, mit der Überzeugung, es sei thöricht, aus einem Leben, in welchem man so heiter sei, durch eine schreckliche That treten zu wollen, zerriß den Brief, hing das Pistol wieder an die Wand und verlor alle Lust, sich zu tödten.

Bald veränderten sich auch ohne Rausch seine Ansichten; er wurde in der Folge ein angesehener Kaufmann, Vater schöner Kinder, und es ist ihm nie wieder eingefallen, das ihm zugemessene Leben eigenmächtig abzukürzen.

Da in diesem Hause eine Erzählung die andere hervorrief, so gab ein anderer ältlicher Mann die Geschichte eines Oheims oder Großvaters, ich weiß nicht mehr, welches, zum Besten und dadurch herzlichen Stoff zum Lachen. Dieser hatte nämlich in seiner Jugend eine Neigung zu einer jungen Modehändlerin gefaßt, die im fünften Stockwerke wohnte. Er machte ihr häufige Abendbesuche, und einmal hatten sie bis spät in die Nacht zusammen geschwatzt. Da sie ihrem Rufe zu schaden fürchtete, wenn man so spät Jemand aus ihrer Kammer gehen hörte, so bat sie ihn, sich ganz leise und ohne Licht zu entfernen und nach der Treppe zu tappen, so gut es gehen wollte. Dies hatte er auch gethan; allein ehe er die Treppe hatte erreichen können, war er über Etwas gestolpert und auf einen eiskalten Körper gefallen, der eine Leiche zu sein schien. Der Schrecken, mit einem Todten in der Finsterniß in Be-

rührung zu gerathen, hatte ihm alle Kräfte geraubt. Er hatte sich zurückziehen wollen, aber nicht bemerkt, daß er der Treppe nahe war. Somit war er herabgepurzelt und die Leiche ihm nach. Geschunden und gelähmt war er unten angelangt. Der Lärm hatte die Leute aus dem Schlafe geweckt und sie waren mit Lichtern herbeigesprungen. Man kann sich ihren Schrecken, ihr Angstgeschrei denken, als sie einen Todten und einen Verwundeten unten an der Treppe liegen sahen. Der arme Liebende konnte sich nur mit Mühe aufrecht erhalten und man mußte ihn nach Hause tragen. Was den Todten betrifft, so ergab sich Folgendes. Der Modehändlerin gegenüber wohnte in demselben Stocke ein junger Wundarzt, welcher eine Leiche zum Seciren aus dem Hospitale zu bekommen gewünscht hatte. Man hatte sie ihm in der Nacht gebracht, als Jedermann im Hause zu schlafen schien. Aber gerade als der Wundarzt sie in seine Kammer ziehen wollte, war die Thür der Modehändlerin aufgegangen; er hatte nun die seinige leise wieder zugemacht, in der Hoffnung, seine bei Seite gelegte Leiche bald hereinziehen zu können. Über dieselbe nun war der Verliebte gestolpert. Jedermann erfuhr seine Liebschaft, man lachte ihn überall aus; aus Scham und Verdruß wagte er es nicht mehr, die junge Modehändlerin zu besuchen, und seine Liebschaft hatte ein Ende.

Als meine Einleitung für das Prachtwerk über die Hindus fertig war, wurde sie bei Solvyns in einer Gesellschaft von Gelehrten vorgelesen und, einige Bemerkungen abgerechnet, die mir vorzüglich Maltebrun machte, gebilligt, worauf sie mit derselben Pracht wie das ganze

Werk gedruckt wurde. Jedoch kann ich diese Einleitung jetzt nicht mehr für eine gute Arbeit ausgeben. Damals fehlten noch die Werke eines Ward, eines Buchanan, eines Dubois über die Hindus; vielleicht auch jetzt noch fehlte Manches, was nöthig wäre, um dieses merkwürdige Volk ins gehörige Licht zu stellen; und dennoch läßt sich ohne eine genaue und richtige Kenntniß und Würdigung seines Charakters, seiner Religion, seiner Kunstleistungen, seiner Literatur kein umfassendes und gründliches Urtheil über dasselbe fällen. Ein philosophischer Überblick über den vormaligen und jetzigen Zustand der Hindus am Eingange eines großen Werkes wie das Solvyns'sche, das alle Lebens- und Religionsverhältnisse darstellt, wäre eine verdienstliche Arbeit, wenn er mit Sachkenntniß und Unparteilichkeit gepaart wäre. Besser als damals erkenne ich jetzt aber die Schwierigkeit eines ähnlichen Versuches. Man hat schöne und sehr interessante Dinge über die Hindus geschrieben. Friedrich Schlegel war von ihrer Weisheit eingenommen; Andere staunen ihre großen Kunstdenkmäler an, sind entzückt über ihre Schauspieldichter, über die edle Einfachheit ihrer Lebensart, über ihre wenigen Lebensbedürfnisse, über ihren friedfertigen Sinn u. s. w. Allein wenn man daneben Bilder des würgenden, mit Menschenköpfen umgebenen Todesgottes sieht, wenn man ihre abscheulichen und grausamen Andachtsübungen, die Narrheit ihrer Fakirs, die abgeschmackten Vorurtheile aller Classen, die tiefe Erniedrigung der aus den Kasten gestoßenen Parias, das elende Leben der untern Menschenclassen, den fanatischen Stolz und die Dummheit

der höhern sieht, so verschwindet die Täuschung, und man erblickt dann nichts Anderes mehr als eines der vielen, unter dem doppelten Adels- und Priesterjoche gebeugten Völker Asiens. Freilich ist es der Phantasie erlaubt, sich in die uralte Zeit hineinzudenken, als die Hindus noch nicht unter der Botmäßigkeit der Muselmänner lebten; allein was uns aus jener Zeit bekannt ist, läßt keineswegs auf die geträumte paradiesische Unschuld der Hindus schließen, und es ist leider nur allzu wahr, daß die herrlichsten Gegenden der Welt seit dem hohen Alterthume durch Aberglauben und Despotismus entweiht und entehrt worden sind.

Gewöhnlich stellt Derjenige, der ein interessantes Gemälde von Indien liefern will, vorzugsweise die Lichtseite dar und läßt das Schlechte im Schatten; so verfuhr auch ich, nachdem ich durch Alles, was ich gelesen hatte, selbst verführt worden war und von dem reizenden Lande auf die Unschuld des Volkes geschlossen hatte. Erst späterhin habe ich aus den Schriften der Engländer, besonders der Missionarien, erkannt, in welchen Abgrund von Elend die Hindus durch ihre barbarische Verfassung und Religion versunken sind. Ich weiß wohl, daß die Missionarien zuweilen ihr Urtheil übertrieben haben; allein die Thatsachen, die beständig ans Tageslicht kommen, lassen keine Täuschung mehr zu. Es wäre auch unbegreiflich, wie die edle Einfalt und Reinheit der Sitten, die nur die Folge einer geläuterten Religion und einer hohen Bildung sein kann, einem Volke hätte zu Theil werden können, das in den unsinnigsten Götzendienst verfallen ist.

Um diese Zeit befanden sich mehre deutsche berühmte Männer in Paris. Dr. Gall erregte großes Aufsehen durch seine Schädellehre, die ihn bald beim „Journal de l'empire“ in den Ruf des Materialismus brachte. Er hatte es hier mit einem Schauspieldichter Hoffmann zu thun, der ihn sehr witzig angriff und mit der Gelehrsamkeit eines Theologen bekämpfte. So großes Ansehen aber damals auch das „Journal de l'empire“ hatte, so gelang es Dr. Gall doch, durch seine treuherzigen, mit vielen Anekdoten gewürzten Vorträge in der öffentlichen Achtung zu bleiben und sogar durch den stechenden Witz, wozu seine Protuberanzen Anlaß gaben, nicht niedergeschlagen zu werden. Er bekam eine ausgebreitete Praxis, besonders unter den Deutschen in Paris; durch sein großes Werk über das Gehirn setzte er sich bei den Ärzten und Physiologen in den Ruf eines gründlichen Anatomen, und er blieb von nun an in Paris, wo er auch in der Folge starb.

Eine ganz andere Figur spielte Zacharias Werner, der um diese Zeit, des wüsten Lebens in Deutschland müde, sich nach Frankreich begeben hatte und sich in Paris wie in einem Ocean der sinnlichen Freuden befand. Er wohnte in einem Hotel neben dem Carousselplatze, wo sich auch einige junge Dänen von meiner Bekanntschaft aufhielten, sodaß ich Gelegenheit hatte, ihn einige Male zu sehen. Er war ein hagerer Mann, der sich altmodisch kleidete und eine ungeheuer große Tabacksdose trug. Da er damals noch kein katholischer Geistlicher war und also dem schönen Geschlechte ohne Verstoß gegen seinen Stand (denn er hatte keinen) hold

sein durfte, so war das Besuchen des Palais Royal am Abende, wenn die Lustdirnen darin umherirrten, seine liebste Beschäftigung. Er hatte einen deutschen Bedienten bei sich, den er kurzweg das Rindvieh nannte, und bei welchem wirklich kein Überfluß des Verstandes vorherrschte. Dieser Bediente mußte hinter ihm hergehen, wenn des Abends der Verfasser der „Weihe der Kraft" seinen Spaziergang unter den Bogengängen des Palais Royal begann und die herumwandelnden Mädchen in Augenschein nahm. Werner hatte ein sehr kurzes Gesicht und trug eine Brille; dessenungeachtet konnte er die Reize der „Unverschleierten" nicht wohl erkennen und hatte einige Male das Versehen begangen, daß er eine sehr Häßliche für eine Bildschöne genommen hatte, und da er im Französischen nicht wohl bewandert war, so konnte er sich, wenn er einmal Unterhandlungen mit der Häßlichen angeknüpft hatte, nicht gut von ihr losmachen. Um nun nicht mehr solche Irrthümer zu begehen, war er mit seinem Bedienten übereingekommen, daß dieser, wenn er ein recht schönes Mädchen erblicken würde, zum Zeichen ihn beim Rockschoße ziehen sollte. Dies that der Bediente auch pünktlich, aber so plump, daß die Mädchen, die ohnehin schon über die Donquixotte'sche Figur Werner's ihren Spaß hatten, es bald bemerkten.

Als die losen Dirnen nun einmal die Liebhaberei des hagern Deutschen kannten, hatten sie tausend Späße mit ihm. Sobald er unter den wohlerleuchteten Bogengängen erschien und sie ihn erblickten, liefen sie hinzu, umringten ihn und riefen um die Wette: „Nehmen Sie

mich! Nein, mich müssen Sie nehmen, ich bin die schönste von Allen!“ Dabei schäkerten und lachten sie über den hagern Mann, den sie unter sich den Deutschen mit den vier Augen nannten.

Werner war wüthend über das verrathene Incognito und über das Mislingen seiner heimlich seinsollenden Heerschau der feilen Schönheiten. Wenn er den ganzen Abend umhergeschwärmt hatte, vom Palais Royal nach Hause kam und die jungen Dänen beim Studiren fand, konnte er sich nicht der Bemerkung enthalten, daß er, ein bejahrter Mann, sich wie ein Taugenichts aufführe, indeß sie, die Jüngern, denen er ein gutes Beispiel schuldig sei, ihren Aufenthalt in Paris zur Förderung ihrer Studien und zu ihrer Bildung benutzten.

Einer dieser Dänen traf ihn hernach in Rom wieder, wo er fastete und sich kasteite. Da ihm diese Mummerei nach solcher Liederlichkeit in Paris höchst verächtlich schien, so verhehlte er Werner seine Gesinnung nicht, wie denn der Dichter überhaupt manche harte Äußerung über seine Schlechtigkeit von jenem Gelehrten vernehmen mußte. Er antwortete immer gelassen, suchte sein Betragen zu entschuldigen, und mitten unter dem Geständnisse seiner Erbärmlichkeit ließ er zuweilen sein Genie durchblitzen.

„Wissen Sie wol,“ sagte er einmal zu seinem Sittenrichter, „daß mir noch Niemand so harte Wahrheiten gesagt hat als Sie, und daß ich dergleichen von Niemanden so geduldig angehört habe als von Ihnen? Vermuthlich kennen Sie selbst die Ursache meiner Gelehrigkeit nicht; ich will sie Ihnen erklären. Jeder

Mensch hat ein doppeltes Princip in sich: das männliche und das weibliche. Ist ersteres vorherrschend, so wird ein kräftiger, energischer Mann aus ihm; die Herrschaft des zweiten Princips aber macht weichherzig und schwach und verursacht, daß man dem überwiegenden männlichen Principe eines Andern nicht widerstehen kann. Dies ist, sehen Sie, der Fall mit mir und Ihnen. Ihrem männlichen Principe kann ich fast nur mein schwaches weibliches entgegensetzen; Sie beherrschen mich; ich hänge an Ihnen und liebe Sie, obschon Sie mich zuweilen hart behandeln."

Einer der Gebrüder Riepenhausen in Rom hatte einmal zum Spaße Werner als Johannes in der Wüste, tiefsinnig dasitzend, mit ausgemergeltem, bloßem Leibe, aber mit seiner großen Tabacksdose in der Hand und von Heuschrecken umschwärmt, dargestellt. Hätte man dies possirliche Caricaturbild in die Mitte hängen wollen, so hätte man zwei Gegenstücke dazu, einerseits den Dichter im Palais Royal, von den Lustdirnen umringt, und andererseits den katholischen, über das jüngste Gericht predigenden Geistlichen in Wien anbringen können. Man hätte alsdann seinen doppelten Lebenslauf anschaulich vor Augen gehabt.

Oder wenn man sich mit der Riepenhausen'schen Caricatur begnügen wollte, so müßte man im Hintergrunde des büßenden Predigers in der Wüste die Bogengänge des Palais Royal andeuten, als Erinnerung an das rohe Leben, welches den Kasteiungen vorhergegangen war. Als Werner Paris verließ, rühmte er sich, den Kelch der sinnlichen Lüste bis auf den Grund ausgeleert zu

haben. Vielleicht war es die Übersättigung und die Betrachtung über die Leere des Herzens nach einem solchen Rausche, die ihn der Andacht in der katholischen Kirche zuführte und aus dem Besucher des Palais Royal einen Bußprediger machte.

Bei Maltebrun hatte ich die Bekanntschaft zweier jungen Gelehrten gemacht; der eine hieß Damaze de Raymond, ein rühriger Mensch, der sich in dem „Journal de l'empire“ als Volontair zu thun machte, da er nicht dabei angestellt war, und allerlei literarische Beschäftigungen unternahm. Eines Tages kam er zu mir, schien mir etwas Eiliges mittheilen zu wollen und entdeckte mir in der That seine Verlegenheit. Er hatte nämlich mit einem Buchhändler die Übersetzung des Göthe'schen Romans: „Die Wahlverwandtschaften,“ verabredet, aber kaum angefangen. Nun hatte er an diesem Tage erfahren, ein Anderer habe schon das ganze Werk übersetzt, und seine Übersetzung, die größtentheils schon gedruckt sei, solle in vierzehn Tagen erscheinen. Hier sei nun kein anderes Mittel, um den geschlossenen Contract vollziehen zu können, als man müsse die vorgehabte Übersetzung in acht Tagen herausgeben.

Dies schien mir ein Spaß von ihm, da der Roman noch nicht einmal übersetzt, geschweige denn gedruckt war. Er aber redete in vollem Ernste. Er habe nämlich schon mit dreien seiner Bekannten gesprochen und diese haben ihm ihre Hülfe zugesagt; ich möchte ihm nun auch die meinige zusagen, und dann stehe er für das Erscheinen des Werkes binnen acht Tagen. Jeder müsse einen Bogen des Tages übersetzen; er, Damaze de Raymond,

wolle dann die Bindungssätze am Anfang und Ende der Bogen einrichten und das Manuscript am Abend in die Druckerei schicken, die dann in der Nacht mit dem Drucke des am Tage Übersetzten eilen würde, und so solle es die acht Tage hindurch gehen.

Der Einfall kam mir sehr drollig vor und ich sagte ihm lachend meine Hülfe zu. Ich bekam also einzelne Bogen ohne Zusammenhang jeden Tag zugeschickt, übersetzte sie richtig, mit Auslassung der ersten und letzten Worte, die keinen ganzen Satz bildeten. Die drei Mitarbeiter waren ebenso pünktlich als ich; am achten Tage war die Übersetzung fertig und gedruckt und am neunten oder zehnten konnte sie erscheinen. Man kann denken, daß der andere Übersetzer gewaltig erstaunte, als er auf einmal eine Übersetzung erscheinen sah, von der er nicht den mindesten Wink erhalten hatte und die also bewirken konnte, daß die seinige als eine ganz überflüssige Arbeit im Laden des Verlegers liegen blieb.

Leider war aber die in der Eile von vier sich einander nicht kennenden und besprechenden Personen verfertigte Übersetzung keine gute Arbeit geworden. Ja, es kamen Widersprüche darin vor, die sogleich auf die Vermuthung brachten, es müßten hier mehre Hände gewirkt haben. Der andere Übersetzer entdeckte dies gar bald und verfehlte nicht, in seiner Vorrede die Beweise des blinden Zusammenwirkens mehrer Personen an der Übersetzung des Romans dem Publicum handgreiflich vorzulegen.

Übrigens erregte keine von den beiden Übersetzungen viel Aufsehen. „Werther's Leiden“ hatten in Frankreich

zwar nicht so viel Eindruck gemacht als in Deutschland, weil dieser Roman ein ganz deutsches Gepräge hat; allein er war doch in Frankreich allgemein bekanntgeworden, und man erkannte darin einen genialen Dichter; es war ein Werk aus Einem Gusse und im jugendlichen Dichterfeuer erzeugt. „Die Wahlverwandtschaften" aber hatte der Dichter in seinem Alter bedächtig und mit Ruhe geschrieben, Manches war vielleicht einzeln gedichtet und bekam nur durch Zufall eine Stelle in diesem Roman. Diese Dichtung konnte gefallen, aber keinen elektrischen Schlag bewirken wie „Werther's Leiden," und in einer mittelmäßigen Übersetzung ging nun vollends die eigenthümliche Schönheit derselben verloren. Das französische Publicum hätte sich schon durch den dunkeln Titel vom Lesen abschrecken lassen, weshalb der zweite Übersetzer, Namens Breton, auch einen andern Titel erfand.

Immerhin aber bleibt es merkwürdig, daß ein ganzer Roman binnen acht Tagen übersetzt und gedruckt ward, und ich wüßte kein anderes literarisches Werk, welches mit solcher Schnelligkeit zu Tage gefördert worden wäre. Freilich hätte das Publicum, das die Übersetzung keineswegs mit Ungeduld erwartete, da es das Dasein des Originals nicht einmal kannte, lieber gesehen, wenn man ihm später etwas Besseres geliefert hätte. Es ist aber ein Beweis, wie man in Paris sowol geistige als materielle Dinge schnell zu Tage fördert, wenn das Interesse eines Unternehmens davon abhängt.

Zwei Jahre nachher bat mich Damaze de Raymond, ihm noch in einer andern literarischen Arbeit beizustehen.

Er versprach, sie mir bald zu vergüten; einige Tage darauf bekam er Händel mit Jemand, hatte einen Zweikampf mit seinem Gegner und ward erschossen. Er war zwar unverheirathet, hinterließ aber ein mit einer Schauspielerin erzeugtes Kind. Dies war das Ende eines jungen Mannes, der vielen Lärm in den Zeitungen gemacht, aber wenig geleistet hatte. Sein wichtigstes Werk ist sein „**Tableau de la Russie,**" das er zur Zeit des Krieges mit Rußland herausgab, und zwar ganz in dem Sinne, wie es die Napoleonsche Regierung wünschte; es hatte nämlich den Zweck, zu zeigen, daß das russische Reich seiner Größe ungeachtet nicht furchtbar sei, und daß sich die russische Kriegsmacht mit der französischen nicht messen könne. Das Werk wurde in den Zeitungen sehr gelobt; auch waren wirklich manche gute deutsche Werke über Rußland dabei benutzt. Ein Herr Alphonse Rabbe, der in der Folge auch einige Schriften über Rußland herausgegeben hat, behauptete aber, das Meiste rühre von ihm her; denn er habe seine Arbeit über das russische Reich dem Damaze de Raymond verkauft. Auf diese Art werden in Frankreich manche Compilationen veranstaltet.

Eine bessere Bekanntschaft für mich war die des La Reynaudière, eines jungen Gelehrten, welcher damals am „**Publiciste**" arbeitete, einem der wenigen freisinnigen Blätter, welche sich aus den republikanischen Zeiten erhalten hatten, die aber nach und nach eingingen und dem immer mehr steigenden Rufe des „**Journal de l'empire**" weichen mußten. La Reynaudière besaß einiges Vermögen und hatte eine beträchtliche Bibliothek. Wir

besprachen zusammen den Plan einer Weltgeschichte für die Jugend, die wir in ebenso vielen Abtheilungen, als große Länder oder Völker vorhanden sind, erscheinen lassen wollten. Dieser Plan wurde aufgesetzt, und la Reynaudière fand an dem Buchhändler Colas einen bereitwilligen Verleger zu unserer historischen Jugendbibliothek. Er führte mich zu Colas, welcher damals an der Spitze eines sehr achtbaren Handlungshauses stand und mehre wichtige Unternehmungen im Werke hatte. Er war ein verständiger und ernsthafter Mann, der ehemals in der berühmten Buchdruckerei des Herrn Beaumarchais zu Kehl gearbeitet hatte und von derselben viel zu erzählen wußte. Zu Paris hatte er bei Panckoucke gearbeitet und kannte genau die Verhältnisse dieses unternehmenden Buchhändlers zu den berühmten Schriftstellern, welche an seiner „Encyklopädie" gearbeitet hatten. Colas stand mit vielen Gelehrten in Verbindung; er war ein sehr gastfreier Mann und sein Haus wurde für mich eins der angenehmsten, die mir offen standen.

Es wurde unter uns Dreien verabredet, daß ich mit der historischen Bibliothek den Anfang machen und vorerst die Geschichte Spaniens und Portugals in ein paar kleinen Bändchen bearbeiten sollte. Dies legte mir die Nothwendigkeit auf, das Spanische und Portugiesische zu lernen; mit diesen Sprachen ward ich leicht fertig, wenigstens um die Geschichtswerke hinlänglich zu verstehen. Die große Bibliothek besitzt einen beträchtlichen Reichthum an ältern spanischen Werken. Ich arbeitete mich also in die Geschichte der schönen Halbinsel hinein und fing dann an, die Materialien in Ordnung zu brin-

gen. Es fanden sich deren aber so viel vor, daß ich bald genöthigt wurde, nach einem größern Maßstabe zu arbeiten, als ich mir vorgesetzt hatte, und statt eines kurzen Abrisses der Geschichte Spaniens für die Jugend wünschte ich nun ein größeres Werk für die Erwachsenen zu schreiben. Die wichtige Revolution, welche die Bourbons vom Throne Spaniens gestürzt und die Napoleonsche Familie und Armee in das Land geführt hatte, erregte damals die allgemeine Aufmerksamkeit. Der Widerstand der Spanier, des ersten Volkes, welches gewagt hatte, gegen das Joch Napoleons aufzustehen, ward allgemein bewundert, und von Spanien aus erwartete man schon damals das Ende des kaiserlichen Despotismus. Dem Verleger war ein größeres Werk über Spanien sehr willkommen, und es wurde die Übereinkunft getroffen, daß ich die Geschichte dieses Reiches in vier Octavbänden bearbeiten sollte. Die beiden ersten Bände sollte ich schon im Laufe des Jahres 1810 beendigen.

Diese Arbeit, die ein außerordentliches Interesse für mich bekam, je tiefer ich hineingerieth, ward nun meine Hauptbeschäftigung. Wenn ich in den spanischen Chroniken die crassen Vorurtheile sah, womit die Geschichte dieses Landes von den Einheimischen geschrieben worden war, so fühlte ich einen neuen Antrieb, die Begebenheiten wahrer darzustellen, und die Bemühungen der Menschheit, zu einem Zustande der Freiheit und Selbständigkeit zu gelangen, der in der Natur der menschlichen Gesellschaft liegt, aber von Herrschsucht und Aberglauben oft verunstaltet worden ist, gehörig zu würdigen.

Was mir die große pariser Bibliothek nicht liefern

konnte, fand ich in der Millin'schen und in andern Privatsammlungen.

Ein Schüler des berühmten Orientalisten Sylvestre de Sacy gab mir Auszüge aus den arabischen Handschriften der großen Bibliothek, welche sich auf die Geschichte Spaniens unter der Herrschaft der Mauren bezogen. Ich konnte hoffen, manche neue Aufschlüsse in meinem Werke zu geben. Leider aber hatte ich noch nicht reiflich genug über die Foderungen nachgedacht, die das Publicum an eine Geschichte eines großen Volkes zu machen berechtigt ist, und auch die neuern Muster von Specialgeschichten nicht tief genug studirt. Ich verlor mich zu sehr auf Abwegen, schied das Zufällige nicht streng genug vom Wesentlichen und hielt den Erzählungston nicht hoch genug, sondern ließ mich zuweilen verleiten, den ironischen Ton Voltaire's, wovon ich den Kopf voll hatte, nachzuahmen, was denn mit dem ernsthaften Tone, den ich an andern Stellen annahm, einen sonderbaren Contrast bildete.

Hätte ich dieses Werk zehn Jahre später angefangen, so würde es unstreitig besser ausgefallen sein; so aber litt es an allen den Mängeln meiner frühern Schriften. Das Jahr 1810 war noch nicht um, als die beiden ersten Bände fertig waren. Colas fing nun an zu drucken, aber mit der bedächtigen Langsamkeit, die in seinem Charakter lag und die zuletzt seinen Handel zu Grunde richtete. Übereilung ist bei einem Handelsmanne sicher ein großer Fehler und führt oft zum jähen Sturze; aber Unschlüssigkeit und Zaudern schaden

den Handelsspeculationen nicht minder und können den Kaufmann ebenso gut zu Grunde richten.

Aller meiner Bitten ungeachtet ging Colas keinen Schritt schneller als gewöhnlich, und erst gegen die Mitte des Jahres 1811 wurde der Druck der beiden Theile vollendet. Zuvor hatte Napoleon die Zeitschriften wol in Fesseln gehalten, aber die übrige Literatur noch ziemlich frei gelassen, indem er vermuthlich dachte, sein Militairdespotismus werde wol ausreichen, um mit den Schriftstellern fertig zu werden. Seit dem Kriege in Spanien aber, als sich die öffentliche Meinung so theilnehmend für die Spanier zeigte, welche für ihren Glauben und ihr Vaterland fochten, sah er die Gefahr ein, welche für seine Dynastie daraus erwachsen würde, wenn nun auch die Literatur diese Theilnahme zeigte und verstärkte. Er wollte nirgends Widerstand noch Hemmung seiner Pläne dulden; er beschloß also, da schon so manche Freiheiten von ihm aufgeopfert worden waren, nun auch die Preßfreiheit, oder was davon noch übrig war, zu zerstören, und ordnete die Censur über alle erscheinende Werke an. Obschon kraft der Staatsgesetze eine besondere Commission im Senate zur Aufrechthaltung der Preßfreiheit bestand, so that dieser freie Staatskörper doch nicht den mindesten Einspruch gegen die willkürliche Vernichtung einer der wichtigsten Gewährleistungen zu Gunsten der bürgerlichen Freiheit, und von nun an bis zum Ende der Herrschaft Napoleons mußte die Literatur in der elendesten Knechtschaft verbleiben.

An die Spitze des Buchhändlerwesens wurde nicht ein erfahrner Literator, sondern ein tollkühner General, Namens Pommereul, gesetzt, der kein anderes Recht als das des Säbels kannte, und mit dem sich nun Buchhändler und Schriftsteller herumzufechten hatten. Für Jeden, der sich mit Schriftstellerei abgab, war dies fast unvermeidlich, indem Napoleon oder der Haudegen Pommereul noch allerlei Vorkehrungen trafen, um die Schriftsteller und Verleger zu plagen. Unter andern Ungereimtheiten hatten sie ein sonderbares Mittel erfunden, um die Buchhandlungsdirektion auf Kosten der Verleger und Autoren freizuhalten. Von jeder aus einem andern Werke citirten Stelle sollte nämlich nach Maßgabe der Länge der Citation eine Abgabe entrichtet werden. Also mußte die Direction Leute anstellen, welche nichts Anderes thaten, als daß sie die vom Verfasser citirten Stellen maßen und in Rechnung brachten. Man kann sich vorstellen, daß dies zu unaufhörlichen Streitigkeiten mit den Verlegern Anlaß gab. Die Verordnung war so abgeschmackt, daß sie nie gehörig in Ausübung gebracht werden konnte.

Mein Verleger Colas hatte mit dem Drucke der Geschichte Spaniens so lange gezaudert, daß die Napoleonsche Censur bereits im Gange war, als er den Druck vollendete. Nun konnte er das Werk nicht erscheinen lassen, bevor er die Druckbogen bei der Censur eingereicht hatte. Lacretelle der Jüngere, Verfasser der „Geschichte Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert," wurde zum Censor derselben angestellt. Dieser Lacretelle war ganz der Mann, wie ihn eine despotische Regierung

brauchte. Sein Scharfsinn errieth sogleich, in welchem Geiste der Despotismus auf die Literatur wirken müsse, um ihr alles Gefahrbringende zu benehmen. Lacretelle besaß so zu sagen den Instinkt der Knechtschaft; dies hatte er in seinem Geschichtswerke bewiesen, und hätte es von ihm abgehangen, so hätten künftighin alle in Frankreich erscheinenden Geschichtswerke dieselbe Richtung genommen. Als in der Folge Lacretelle den Bourbonen unterthänigst huldigte, wie er Napoleon gehuldigt hatte und nun im Sinne ihres Regierungssystems schrieb, wie er zuvor im Sinne des Kaiserlichen geschrieben hatte, wunderte mich dieses keineswegs; denn warum hätte er nicht unter einer Regierung so gut als unter der andern seine Vortheile suchen und denselben unterwürfigen Geist beibehalten sollen, der ihm eigen zu sein schien? Gab es nicht hundert Andere, welche vor Napoleon niedergekniet hatten und, als die Restauration sie in dieser Stellung überrascht hatte, fortfuhren, vor den Bourbonen auf den Knien zu liegen? Aber wundern mußte ich mich, und gewiß haben sich Alle, die ihn kannten, mit mir gewundert, daß er späterhin zur Opposition überging, wegen seines Freisinns von der liberalen Partei gelobt und wegen seiner Freimüthigkeit als ein Muster von Selbständigkeit dargestellt wurde. Ich habe mir diese unerwartete Metamorphose nur durch die Vermuthung erklären können, Lacretelle müsse wol von den Bourbons nicht Das erlangt haben, was er durch seinen dienstbaren Sinn von ihnen zu bekommen gehofft hatte.

Dieser Mann nun sollte über das Schicksal meiner „Geschichte von Spanien" entscheiden. Einige Zeit

nachher erhielt ich die Weisung, mich zu ihm zu begeben, da er über dieses Werk als Censor mit mir zu sprechen habe. Ich begab mich zu ihm; er empfing mich mit der vornehmen Kälte eines Richters, der einen Beklagten zu verhören hat. Ich vermuthete schon, was meiner „Geschichte Spaniens" bevorstand. Er lobte zuerst in seinem kalten Tone meine Arbeit, meinte, ich hätte Unrecht gethan, mich in verschiedene Digressionen einzulassen (worin er richtig urtheilte), und zog dann ein bedenkliches Aber heraus. Nämlich die ganze Epoche, welche von den Kämpfen der Spanier wider die Römer um Freiheit und Selbständigkeit handelte, wäre mit sichtbarer Vorliebe für die Erstern geschrieben. Dies könnte als eine Anspielung auf den gegenwärtigen Kampf der Spanier, ja als eine Aufmunterung in ihrem hartnäckigen Widerstande gegen Napoleons Herrschaft ausgelegt werden. Dies müßte ich nothwendig vermeiden, wenn das Buch erscheinen sollte.

Ich war wie versteinert. In einem schon gedruckten Werke von zwei Bänden sollte also eine ganze Epoche umgearbeitet werden, und zwar in einem Sinne, der mir nicht behagen konnte! Die Geschichte sollte aufgefaßt werden, nicht wie es mir gut und wahr schien, sondern wie es dem Herrn Lacretelle, kaiserlichem Censor, gefiel. Ich gestand ihm, daß ich hier keinen Rath wüßte und nicht einsähe, wie ich dem gefürchteten Übel abhelfen könnte. Er rieth mir, mich mit Maltebrun darüber zu besprechen. Ich kam ganz muthlos nach Hause und verwünschte hundert Mal den saumseligen Verleger, der durch sein Zögern Schuld war, daß wir

in die Hände eines solchen literarischen Kapers gefallen waren; aber gut, dachte ich, Colas wird für seine Langsamkeit ebenso hart büßen als ich. Am andern Morgen ging ich zu Maltebrun und stellte ihm meine Verlegenheit und meinen Kummer dar. Er erbat sich einige Tage Bedenkzeit, während welcher er diesen Theil meiner Geschichte sehr aufmerksam lesen wolle, um zu sehen, wie derselbe nach dem Geschmacke und Befehle des gestrengen Censors eingerichtet werden könne.

Nach bezeichneter Frist verfehlte ich nicht, Maltebrun wieder zu besuchen; er gestand mir, daß er auffallende Anspielungen, zufällige oder absichtliche, gleichviel, in der Geschichte des Kampfes der Spanier wider das Joch der Römer bemerkt habe. In den kaltblütig erobernden Römern, die nur ihren Zweck, die Unterjochung der Landesbewohner, vor Augen hätten, ohne sich durch die edeln Züge von Vaterlandsliebe und patriotischer Aufopferung der Spanier rühren zu lassen, und die hernach das Land ausplünderten, erkenne man sogleich die Napoleonsche Armee. Ohne das Gemälde zu entstellen, glaube er aber, kann man die Geschichte dieses Zeitraums unter einem andern Gesichtspunkte auffassen, welcher der Wahrheit nicht zuwiderläuft und der Napoleonschen Censur nicht misfallen wird, denn sie wird darin Anspielungen anderer Art entdecken.

Er gab mir nun einige schriftliche Andeutungen, die er zu verschiedenen Stellen der Druckbogen verfertigt hatte; ich habe sie stets als einen Beweis der großen Gewandtheit dieses biegsamen Schriftstellers aufbewahrt. Seine Hauptideen waren diese: die Karthaginenser hatten lange

vor den Römern Spanien unterjocht und ausgeplündert. Dieses herrschsüchtige Volk bediente sich spanischer Schätze und spanischer Truppen, um die Römer in Italien zu beunruhigen. So lange Spanien die Karthaginenser unterstützte, konnte Rom vor diesen nicht sicher sein; das Recht der Nothwehr erfoderte es, die Karthaginenser aus Spanien zu vertreiben und dort festen Fuß zu fassen. Dadurch wurden die Karthaginenser nach Afrika hinübergeworfen, und statt der Herrschaft eines blos hab- und herrschsüchtigen Volkes ward Spanien Theil eines großen Reichs, worin Kunst und Wissenschaft blühten.

Diese Ansicht mußte der Napoleonschen Censur um so mehr gefallen, da es ja nur von ihr abhing, sich unter den Karthaginensern die Engländer zu denken, welche im neunzehnten Jahrhunderte von Spanien aus Frankreich zu beunruhigen suchten, wie das alte Karthago die Römer. Ich folgte diesen Andeutungen im Eingange des Buches über die Römerkriege und milderte an mehren Stellen die Ausdrücke, welche das Betragen der Römer in Spanien schilderten oder die Spanier wegen ihres Widerstandes zu sehr lobten; der gestrenge Herr Lacretelle gab seine hohe Bewilligung; Colas mußte auf eigene Kosten zehn ganze Bogen wieder umdrucken, und nun endlich konnte das Werk erscheinen.

Da es in der französischen Literatur an einer zeitgemäßen Geschichte Spaniens fehlte, so erregte die meinige einiges Aufsehen; das „**Journal de l'empire**" und andere Zeitschriften lieferten kritische Artikel über die neue Erscheinung; sogar der madrider „**Moniteur**" machte sie den Spaniern bekannt; es fehlte ihr aber zu viel, als

daß sie den reißenden Absatz gehabt hätte, der ihr sonst nicht ausgeblieben sein würde. Ich will nun gleich die Geschichte meines Werkes vollenden, um nicht nöthig zu haben, wieder darauf zurückzukommen.

Obschon es eben keine allgemeine Theilnahme erregt hatte, so erhielt ich doch Aufmunterung genug, um mit neuer Kraft in meinem Unternehmen fortzufahren. Ich arbeitete den dritten Theil im Manuscripte aus; allein unterdessen ging Napoleons Herrschaft zu Ende, seine Kriege hatten alle Geschäfte zum Stocken gebracht; Colas machte schlechte Geschäfte; sein ganzer Verlag wurde den Meistbietenden verkauft; die noch übrigen Exemplare meiner Geschichte wurden von einem ziemlich armen Buchhändler erstanden, welcher die Vorrede unterdrückte und einen neuen Titel drucken ließ, nach welchem man schließen konnte, daß das Werk vollständig sei; nachdem er so das Publicum betrogen und einige Exemplare ausgegeben hatte, ward er selbst bankerott, und nun hatte das Werk gar keinen Verleger mehr. Ich habe mehrmals das Verlangen gehegt, diese beiden Bände ganz wieder umzuarbeiten und dann das Werk fortzusetzen und bis zu sechs oder acht Bänden auszudehnen; allein dazu würde eine Zeit und Muße erfoderlich sein, die ich bisher noch nicht habe erlangen können.

Auch haben sich seitdem die Gesinnungen über Spanien sehr geändert. Jetzt denkt man oft mit Unwillen an ein Volk, das nach so blutigem Kampfe und nach Aufopferung seines kostbarsten Gutes für Freiheit und Unabhängigkeit seinen Nacken wieder unter das Joch des Despotismus und des Aberglaubens hat beugen können

und von dem so theuer Erkauften nichts behalten hat. Damals sah man seinen Kampf, hörte bewunderungswürdige Züge von Vaterlandsliebe, von Fremdenhaß, von Nationalstolz; es war die einzige Nation, die man zu gleicher Zeit bemitleiden und bewundern mußte. Manche andere Völker wurden durch ihre Erniedrigung verächtlich, wenn sie das Joch ohne Widerstand trugen; an Spanien ketteten sich alle Hoffnungen Derjenigen an, welche den Sturz des unerbittlichen Weltbesiegers und die Wiedergeburt der bürgerlichen Freiheit erwarteten.

Wie viele sonderbare Abenteuer erfuhr man damals in den pariser Gesellschaften aus dem Munde so mancher Krieger, welche an dem großen Kampfe hatten Theil nehmen müssen! Wie neugierig hörte ich Denjenigen zu, welche soeben aus Spanien kamen und noch ganz bewegt von der Vorstellung so mancher Gefahren waren, die ihnen gedroht hatten! Ich speiste eines Tages bei der Familie eines meiner Schüler. Es waren mehre Gäste bei Tische, unter Andern ein französischer Oberst, ein Mann in seinen besten Jahren, der erst kürzlich aus Spanien zurückgekommen war. Natürlich lenkte sich das Gespräch bald auf den blutigen und gefahrvollen Krieg mit der spanischen Bevölkerung. Nachdem er Mehres aus seinen Feldzügen erzählt hatte, fuhr er so fort:

„Von allem Widerwärtigen, was mir in Spanien begegnet ist, bleibt nichts in meinem Gedächtnisse so lebhaft stehen als der schreckliche Vorfall in einem Dorfe (ich glaube, er nannte es; ich wüßte es aber nicht anzugeben). Ich hatte nämlich vom Hauptquartiere des

Marschalls ** Befehl erhalten, mich mit einem Theile meines Regiments nach jenem Dorfe, das einige Meilen von unserm Standpunkte entfernt lag, zu begeben und es bis auf weitere Ordre zu besetzen. Als wir ins Dorf einrücken wollten, kam uns der Alcalde mit den Ältesten der Dorfgemeinde entgegen, bewillkommte uns freundlich und führte uns in sein Haus. Hier wurde ein Mahl bereitet und wir setzten uns Alle guten Muthes zu Tische. Während wir so dasitzen und mit den Spaniern im besten Verhältnisse sind, kommt auf einmal eine Estaffette vom Hauptquartiere und bringt mir eine Ordre des Marschalls, mit dem Zusatze, sie leide gar keinen Aufschub. Ich erbrach sie also bei Tische. Denken Sie sich, meine Herren und Damen, den eiskalten Schauer, der mir durch alle Glieder fuhr, als ich folgende Worte las: „Sogleich nach Empfang dieser Ordre lassen Sie den Alcalde und die Gemeindeältesten ergreifen und öffentlich aufhängen; Sie werden mir heute noch Bericht über die Vollziehung dieses Befehls erstatten.""

„Und Sie vollzogen diesen Befehl?" riefen alle Gäste wie von Einem Gefühle beseelt.

„Wie konnte ich anders?" erwiederte uns der Oberst. „Mehr todt als lebendig eilte ich aus dem Zimmer, nachdem ich einem der Offiziere einen Wink gegeben hatte. Er folgte mir; ich zeigte ihm die Ordre und trug ihm auf, für das Weitere zu sorgen. Ich schloß mich in mein Zimmer ein und war den übrigen Theil des Tages unfähig, etwas Bestimmtes zu denken oder zu thun."

„Wie!“ riefen mehre Gäste; „also haben Sie Ihren Wirth und seine Tischgenossen umbringen lassen?“

„Dazu war ich ja gezwungen,“ antwortete der Oberst in einem ziemlich ruhigen Tone. „Sie wissen nicht, meine Herren und Damen, wozu die Dienstpflicht einen Offizier verbindet. Sie werden auch weniger Mitleiden mit dem Alcalde haben, wenn ich Ihnen berichte, daß mehre Tage zuvor in eben jenem Dorfe zwei kranke Franzosen, die ihrer Compagnie nicht schnell genug folgen konnten, ermordet worden waren. Da solche Verbrechen leider nur zu oft statthatten, so war der Befehl ergangen, die Alcaldes und die Gemeindeältesten zur Verantwortung und Bestrafung zu ziehen. Dieser Befehl war bekannt. Die Obrigkeit jenes Dorfes wußte es; dennoch ging ihr Haß gegen unsere Nation so weit, daß sie verrätherischerweise über zwei fast wehrlose Menschen, welche zu derselben gehörten, hergefallen waren und sie ermordet hatten. Zwar gingen sie uns mit den Beweisen der größten Freundschaft entgegen, allein vielleicht sannen sie auch auf Verrath gegen uns. Und wäre dies nicht der Fall gewesen, so verdiente jener Meuchelmord doch hinlänglich die Strafe, die vom Hauptquartier aus über sie verhängt worden war. Ich konnte nichts weiter thun, als den erhaltenen Befehl zu vollstrecken. Strenge war nöthig; sogar Schrecken mußte verbreitet werden, wenn wir nicht Alle ermordet werden wollten. Jedoch muß ich gestehen, daß mir nichts in meinem Leben so hart vorgekommen ist, als hier gehorchen zu müssen, und daß ich zum ersten Male bedauerte,

mich in einer untergeordneten Stellung zu befinden, die mir nicht erlaubte, hier meinen Gefühlen zu folgen."

Ob diese Erzählung auf die andern Gäste einen so lebhaften Eindruck machte als auf mich, weiß ich nicht. Die ganze Mahlzeit hindurch konnte ich meine Augen von dem so ruhigen Obersten nicht abwenden, welcher ganz kaltblütig versichert hatte, daß er einmal von der Tafel aufgestanden sei, um seinen Wirth und seine Tischgenossen aufhängen zu lassen. Es kam mir vor, als ob ich neben einem Pascha des Großsultans säße, und ich zweifelte kaum, daß, wenn die seidene Schnur ihm für Einen von uns geschickt worden wäre, er uns dieselbe auf einem Teller zierlich würde haben präsentiren lassen, wie es in der Türkei der Gebrauch sein soll. Oft habe ich in der Folge an diese Geschichte gedacht und mich gefragt, ob ich in ähnlichem Falle mich für verbunden gehalten hätte, einem solchen Befehle zu gehorchen. Nein, gewiß nicht; und einem gefühlvollen Menschen würde es, dünkt mich, nicht sehr schwer gefallen sein, hier einen Ausweg zu finden, welcher die Opferung mehrer Menschenleben verhindert hätte.

Bringt ein Eroberer eine ganze Nation wider sich auf, so muß er das Vergehen der Eroberung durch andere Vergehen unterstützen, wenn er nicht mit Denjenigen zu Grunde gehen will, die er zu Werkzeugen seiner Herrschsucht gebraucht. Pope sagt von dem Lügner, er sei genöthigt, eine Lüge mit hundert andern zu unterstützen. Eben dies läßt sich von dem Ungerechten sagen. Eine einzige Ungerechtigkeit muß er mit einer Menge anderer unterstützen, wenn er die Frucht der er-

sten nicht verlieren will. Die Spanier rächten an Einzelnen, oft Unschuldigen das Verbrechen des Oberhauptes, und dieser ließ wieder Rache an den Unterdrückten üben, die manchmal ebenso unschuldig waren, oder welche die Verzweiflung zu einem Morde angetrieben hatte.

Hätte ich auch sonst nichts von Napoleon gehört, so würde die Erzählung jenes Obersten schon hingereicht haben, mir den greulichen Despotismus desselben verabscheuungswürdig zu machen. Er hatte den Militair- wie den bürgerlichen Beamten eine solche Furcht eingejagt und sie so sehr zum Gehorsam gewöhnt, daß Niemand sich weigerte, die empörendsten Befehle zu vollstrecken.

Andere Geschichten, welche man damals von den aus Spanien Zurückkehrenden hörte, waren nicht so trauriger Art. So habe ich einmal von einem Offiziere die Folgen einer Plünderung erzählen hören, wie sie damals oft stattfanden.

Die französischen Soldaten, welche seit der Revolution in fremden Ländern Krieg führten, waren äußerst geschickt im Auffinden der verborgenen Sachen, besonders des Gold- und Silberzeuges geworden, ungefähr so geschickt wie späterhin die Kosaken. In Spanien, wo fast alle Gewaltthätigkeit verstattet war, weil sie wechselseitig ausgeübt wurde, raubten sie oft Schätze, welche die Einwohner nicht gut genug verborgen hatten. So hatte ein Soldat zu Cordova eine Summe von 12,000 Dublonen gefunden. Da aber das Heer immer vorwärtsmarschirte und er doch den schweren Sack nicht mit sich schleppen, noch auch sich Jemanden anvertrauen konnte, so beschloß er, diesen Sack außerhalb der Stadt

neben einem mit Bäumen umgebenen Platze, welcher zum Spaziergange diente, zu vergraben. Dies that er eines Morgens sehr früh, und kurz darauf marschirte das Heer ab, nach Cadix zu. Hier wurde er von den Engländern gefangengenommen und mit den andern Kriegsgefangenen auf ein Pontonschiff eingesperrt. Er wurde krank, und da er fühlte, daß er sterben würde, so vertraute er einem Unglücksgefährten das Geheimniß seines Schatzes an, indem er, so gut als er konnte, die Stelle beschrieb, wo er den Sack mit Dublonen vergraben hatte. Kurz darauf starb er.

Sein Gefährte dachte nun an nichts als an den Schatz, den er zu heben hatte, und träumte sich schon mitten in seinen künftigen Überfluß hinein. Er versuchte Alles, um aus der Gefangenschaft zu entkommen, und es gelang ihm auch endlich, die spanische Küste zu erreichen. Er eilte nun geradeswegs nach Cordova und fing sogleich an zu suchen. Der kranke Freund hatte ihm aber die Stelle, wo der Schatz lag, nicht deutlich genug angeben können; er suchte vergebens. Es war ihm nicht möglich, so verschwiegen zu sein wie der Vergraber; er entdeckte einigen Kameraden seinen Unmuth. Bald verbreitete sich die Nachricht von dem vergrabenen Schatze in Cordova umher; nun suchten Bürger und Soldaten um die Wette. Manche brachten ganze Nächte mit dem Aufsuchen zu und der Baumplatz glich zuletzt einem umgewühlten Acker. Unter diesen war auch ein Gensdarm, welcher endlich so glücklich war, den Schatz zu finden, und, ohne sich dessen zu rühmen, ihn heimlich fortschaffte.

Vom General J**, welchen Napoleon zum Herzog erhoben hatte und der in Portugal die französischen Truppen befehligte, wurden mir von Personen, die sich bei ihm zu Lissabon aufgehalten hatten, Züge erzählt, die von noch räuberischerer Art waren als jenes gierige Forschen nach Schätzen durch die französischen Soldaten.

Er hatte in der Hauptstadt Portugals einen Stadtmagistrat nach seiner eignen Wahl eingesetzt, und ließ denselben kommen, um ihm anzumelden, daß es Gebrauch sei, den Oberbefehlshabern französischer Truppen in fremdem Lande monatliche Tafelgelder auszusetzen. Der Stadtmagistrat verneigte sich tief und sagte, er sei bereit, dem General seine Tafel freizuhalten; jedoch ließ er etwas von Seltenheit des baaren Geldes verlauten. „O," erwiederte J**, „ich weiß sehr wohl, daß man sich nach den Umständen bequemen muß, und ich bin weit davon entfernt, der Stadt Lissabon eine drückende Last auflegen zu wollen. Ich will mich gern mit 100,000 Franken monatlich begnügen; auch verlange ich keineswegs baares Geld. Sie brauchen mir nur zwölf Schuldverschreibungen oder eine einzige für die Summe von 1,200,000 Franken auszustellen." Der Stadtmagistrat verbeugte sich von neuem, zog sich zurück und stellte die ungeheure Schuldverschreibung aus.

Nun befand sich zu Lissabon eine Depositenkammer für kostbare Sachen, besonders Juwelen, worüber Processe im Gange waren und die einstweilen hier in Verwahrung blieben. General J** warf sein Augenmerk auf diesen kostbaren Schatz und trug einem seiner Vertrauten öffentlich auf, sich mit der Schätzung der Kost-

barkeiten zu befassen und ein Inventarium darüber aufzusetzen. Heimlich befahl er ihm aber, die Juwelen zu 1,200,000 Franken anzuschlagen. Dies geschah dem Anscheine nach mit der größten Gewissenhaftigkeit; als nun der ganze Schatz zu 1,200,000 Franken angeschlagen worden war, ließ J** ihn zu sich bringen und dafür die Schuldverschreibung dieser Summe, die er vom Stadtmagistrate bekommen hatte, niederlegen. Er blieb seitdem im Besitze der ungeheuren Juwelenmenge, und als er wieder nach Frankreich zurückgekommen war, ließen arme Verwandte und besonders Verwandtinnen hinzu, um einen kleinen Antheil der herrlichen Beute zu bekommen. So kam ein Theil davon in den Handel; allein zu Brüssel wurden sie als falsche Juwelen verworfen. War damit Unterschleif vorgegangen oder hatte man J** selbst betrogen? Hierüber habe ich keine Auskunft.

Da er ein großer Liebhaber alles Kostbaren war und eben die Mittel nicht scheute, die ihn zum Ziele führen konnten, so hatte er auch Lust, sich der prächtigen Bibel, die man zu Lissabon verwahrte, auf dieselbe Art oder auf eine noch kürzere zu bemächtigen, als er sich bei den Juwelen bedient hatte. Besagte Bibel besteht aus fünf Foliobänden, welche ein Papst hatte zu Rom verfertigen lassen, um einem Könige Portugals (ich glaube, es war Johann V.) damit ein Geschenk zu machen. Zu dem Ende hatte er von allen berühmten, damals lebenden Malern der italienischen Schule Miniaturgemälde zu dem biblischen Texte verfertigen und die Bibel damit zieren lassen, sodaß diese Sammlung Muster der Kunst der

größten Meister aufzuweisen hatte. General J** hatte viel von dieser Bibel gehört und trug einem jungen Franzosen, dem jetzigen Requetenmeister E. N., auf, sie ihm herbeizuschaffen. Dieser ging ihr auf die Spur und hörte, sie befände sich in einem Nonnenkloster. Er begab sich also in das Klostrr, ließ sich die Bibel verabfolgen und brachte sie im Triumph zum General.

Als dieser sie aufgeschlagen hatte, ward er unwillig; denn es war nur die bekannte Polyglottbibel des spanischen Cardinals Ximenes und nicht die geschriebene und gemalte. Es wurden also überall Nachfragen nach dieser gethan, ohne daß jedoch die Bibel aus dem Nonnenkloster den Besitzerinnen wieder zurückgegeben ward.

Man war endlich so glücklich, die echte Bibel zu finden und sie dem General einzuhändigen. Er war sehr erfreut über den Fund, und brachte diese Bibel mit den andern Schätzen nach Paris, verschwendete aber Alles und starb ohne großen Ruhm.

Nach dem Sturze Napoleons foderten die Portugiesen die Prachtbibel zurück und erboten sich zu einer Entschädigung. Die Witwe foderte, wie man behauptet, 150,000 Franken, und erhielt sie. Vieles andere aus Portugal Geraubte ward nach England verkauft.

Siebentes Kapitel.

1811—1812.

Pharmazeutischer Verein bei Colas; Cadet Gassicourt, Cadet de Vaux. — Die Zwillingsbrüder Fauchee. — Maler Dufau. — Witwe Panckoucke. — Bernardin de St.-Pierre; Anekdoten von diesem Schriftsteller. — Unternehmen der „Biographie universelle“ durch die Gebrüder Michaud. — Der Jugendschriftsteller P. Bl.** — Herausgabe der „Naturschönheiten Frankreichs.“ — Raßmann's „Eos.“ Aufsatz über die Feier des münsterschen Lambertsabends. — Des Tischlers Tochter in Paris. — Beispiele weiblicher Geisteszerrüttungen aus Liebe. — Wiedemann. — Anfang der Correspondenz im „Morgenblatte.“ — Choiseul-Gouffier; sein Werk über Griechenland. — Anekdote Ruffin's, des Dolmetschers in Konstantinopel. — Maltebrun's Streitigkeiten. — Das lernbegierige Mädchen. — Zirkel bei einer pariser Schriftstellerin.

Bei dem Buchhändler Colas sah ich mehre interessante Männer. Er war Verleger des „Journal de pharmacie,“ und da die Mitarbeiter an demselben, worunter sich die ausgezeichnetsten Apotheker von Paris befanden, sich monatlich zu einem gemeinschaftlichen Gastmahle bei einem derselben nach der Reihe versammelten, so traf auch die Reihe zuweilen den Verleger, und ich hörte

hier nicht allein lehrreiche, sondern auch witzige Unterhaltungen. Cadet Gassicourt glänzte vorzüglich in diesen Vereinen durch seine geistreichen Bemerkungen. Er gab eine burleske Parodie von Chateaubriand's „Itinéraire à Jérusalem" heraus, wie auch eine Reisebeschreibung nach Östreich während des Feldzugs von 1809, mit vielen militairischen Anekdoten. Er ward in der Folge mein College in der philotechnischen Gesellschaft; als er aber hörte, daß bei der einstweiligen Wiederherstellung der Censur ein Mitglied der Gesellschaft sich zum Censor hatte ernennen lassen, so verlangte er auf der Stelle seine Entlassung.

Ein Verwandter von ihm war Cadet de Vaux, der auch ein besonderer Freund meines Verlegers war. Er war ein achtungswerther, sanfter und gefälliger Greis, der immer etwas Interessantes zu erzählen wußte, aber zuletzt sich mit unnützen Dingen abgab, die er empfahl, als ob sie die wichtigsten von der Welt gewesen wären; z. B. seinen Milchanstrich, welcher, wie er ernsthaft versicherte, die Mauern dauerhaft mache. Ebenso verhielt es sich mit seinen 48 Gläsern warmen Wassers, wodurch er die Gicht heilen wollte. Colas hatte einmal den Muth, diese Cur anzuwenden; ich weiß aber nicht, ob er bis zum 48sten Glase gelangte. So viel ist gewiß, daß seine Gicht der Menge warmen Wassers, das er verschluckt hatte, nicht weichen wollte.

Überhaupt hatte sich Cadet de Vaux stets mit kleinlichen Erfindungen abgegeben; hiervon waren aber einige in der Haushaltung nützlich geworden, z. B. sein Kaffeesieder, welcher fast allgemein eingeführt, aber in der

Folge von Andern verbessert oder durch andere Apparate ersetzt wurde. Wir besuchten ihn einmal zu Franconville, wo er ein schönes Landgut besaß; hier setzte er uns spanische Weine von seiner Fabrik vor und zeigte uns in seinem Garten seine sogenannten Arquûre-Bäume, das heißt Obstbäume, deren Zweige er rundgebogen hatte; dies Verfahren sollte nämlich mehr Früchte hervorbringen, als wenn man den Zweigen ihre gewöhnliche Richtung ließe. Nun erblickte man freilich an den Zweigen, welchen er die Gestalt eines Bogens gegeben hatte, mehr Früchte als an den andern; wahrscheinlich erschöpfte dies aber den Baum; denn wenn die Rundung des Zweiges fruchtbringender wäre, warum sollte die Natur nicht diese Gestalt vorgezogen haben? Auch habe ich dies Verfahren nirgends als bei Cadet de Vaux gesehen.

Als Hausfreunde sah ich in der Familie meines Verlegers zwei Zwillingsbrüder, welche in der Folge ein sehr trauriges Schicksal erlebt haben und deren Geschichte man in diesem Jahre (1831) sogar auf einem der pariser Theater dramatisch dargestellt hat. Wer uns damals vorhergesagt hätte, wir würden einmal diese Brüder als Theaterhelden erblicken, würde für einen Narren gegolten haben. Es waren zwei Gasconier, Namens Faucher, gleich an Gestalt, an Geist, an Lebhaftigkeit. Wenn die beiden Zwillinge erschienen, brauchte man für die Unterhaltung der Gesellschaft nicht mehr zu sorgen; sie wußten Jedermann aufs angenehmste zu unterhalten; da sie stets beisammen gelebt und sich nie getrennt hatten, so wußte der Eine dieselben Geschichten und Anekdoten als der Andere, und wenn der Eine etwa

aufhören wollte zu erzählen, so konnte der Andere sogleich fortfahren, ohne daß die geringste Störung entstand. Sie wußten so zu sagen von Allem Bescheid; zu Colas waren sie wegen seines „Journal d'agriculture“ gekommen, indem sie an allen landwirthschaftlichen Verbesserungen lebhaften Antheil nahmen, und ein Gut, das sie zu La Réole, in der Gegend von Bordeaux, besaßen und mit ihrer Schwester, die auch, wie es schien, eine geistreiche Person war, verwalteten, diente ihnen zu Versuchen in der Landwirthschaft.

Sie sahen so schlau aus und ihre Augen irrten so thätig in der Gesellschaft umher, daß man ihnen nicht recht traute. Einige muthmaßten sogar, sie wären Spione vom bon ton in Napoleons Diensten. Sie waren in den hohen Gesellschaften, sogar bei Ministern und Prinzen, gern gelitten, und sie gehörten zu Napoleons warmen Anhängern, wie sie es in der Folge hinlänglich bewiesen haben. Als nämlich Napoleon im Jahre 1815 von der Insel Elba entwichen und mit seinen getreuen Kriegern in Frankreich gelandet war, und als in allen Gegenden dieses Reichs die dreifarbige Fahne wiederaufgepflanzt wurde, waren die Gebrüder Faucher, welche sich auf ihrem Gute zu La Réole befanden und zuvor in Kriegsdiensten gestanden hatten, unter den Ersten, welche sich dort zu seiner Partei schlugen und ihn wieder als Kaiser anerkannten.

Nach dem zweiten Sturze des Herrschers ward ihnen dies Betragen von den Ultraroyalisten zum Staatsverbrechen angerechnet, wiewol sie nicht strafbarer als tausend Andere waren. Man verhaftete sie, machte ih=

nen übereilt den Proceß und erschoß sie zusammen, nachdem sie sich noch brüderlich umarmt und sich gefreut hatten, zur nämlichen Minute mit einander sterben zu können, wie sie in der nämlichen Minute mit einander zur Welt gekommen waren.

Alle Diejenigen, welche die beiden Zwillingsbrüder gekannt hatten, wurden erbittert. Das gesetzwidrige Verfahren bei ihrem Criminalprocesse wurde der bourbonischen Regierung auf der Rednerbühne in der Deputirtenkammer mehrmals hart vorgeworfen, und als endlich Karl X. vom Throne entfernt und nebst seiner Familie aus Frankreich vertrieben wurde, kam neben andern Vorfällen aus der traurigen Regierungszeit der Bourbonen auch die beklagenswerthe Verurtheilung der beiden Zwillinge auf die Bühne des pariser Schauspiels.

Ein anderer interessanter Mann, dessen Bekanntschaft ich Colas verdankte, war der Maler Dufau, einer der edelsten Menschen, die ich je gesehen habe, und der echteste Freund, dessen ich mich rühmen kann. Bei diesem Künstler sprachen sich alle edelmüthigen Gefühle leidenschaftlich aus, was in seinem Temperamente lag; denn er war zu St.-Domingo geboren und hatte die Glut des tropischen Klimas dieser Insel gleichsam in sich gesogen, obschon er frühzeitig nach Europa gekommen war. Er hatte, wie es scheint, nie seine Familie gekannt. Als er in der Folge vernahm, daß sein Vater, ein Pflanzer auf dieser Insel, ihn nicht als Sohn anerkannt habe, verschmähte er auch dessen Unterstützung und lebte von nun an einzig von seiner Kunst, die er bei David erlernt hatte.

Im Anfange der französischen Revolution hatte er dienen müssen, war Kriegsgefangener geworden und bis nach Ungarn gewandert, wo ihm seine Kunst schon einige Erleichterung seines harten Schicksals verschaffte; denn er malte Heiligenbilder für die sogenannten Stationen und zuweilen auch Portraits. Als er wieder nach Frankreich zurückkam und auch Italien besucht hatte, trat er mit Kunstfreunden und vielen achtungswerthen Männern in angenehme Verhältnisse. Alle, die ihn kennen lernten, mußten ihn hochschätzen und blieben seine Freunde, wenn sie es verdienten; denn Dufau war ein sehr strenger Richter; Alles, was nach Hinterlist, Intrigue, Unredlichkeit aussah, verabscheute er, und eine Ungerechtigkeit, besonders von Stärkern gegen Schwache, brachte ihn aufs äußerste. Seine Freunde wünschten, er möchte diese Aufwallungen dämpfen und sich mit der großen Welt, wie sie einmal ist, befreunden, da ein Einzelner sie doch nicht ändern könne. Dies hieß aber verlangen, Dufau sollte ein anderer Mensch werden; denn gerade dieses Aufbrausen wider alles Unredliche machte gerade seine Individualität aus, und durch eben diesen Charakter unterschied er sich von so vielen Leuten, welche das Vorhandensein des Unrechts als eine Bedingung dieser Welt betrachten und sich mit demselben gar wohl vertragen.

Ob Napoleons Herrschsucht und despotische Regierung den guten Dufau oft aufbrachte, läßt kaum eine Frage zu; seine Freunde hatten alle Mühe, ihn dahinzubringen, sich nicht als einen offenbaren Feind des furchtbaren Kaisers zu zeigen, weil sonst sein Unglück

entschieden worden wäre. Es war ja schon genug, daß keine der Aufmunterungen, welche unter Künstler vertheilt wurden, ihm zufiel; man zog natürlich diejenigen vor, welche sich hinzudrängten und zum Darstellen der Großthaten Napoleons anboten; denn unter den Künstlern gab es damals ebenso viele Schmeichler als unter den Schriftstellern und Beamten. Wer emporkommen wollte, mußte wie die Andern in die Lobesposaune stoßen, sonst ließ man ihn zurück, ohne auf sein Talent zu achten.

Die weitern Schicksale des braven Dufau habe ich in einer nekrologischen Notiz angegeben, welche Mahul in sein „Annuaire nécrologique" eingerückt hat. Der Künstler starb zu früh für seinen Ruf und besonders für seine Freunde, welchen sein Tod ein unersetzlicher Verlust war; denn solche edle und energische Menschen bringt die Natur nur wenige hervor. Ich für meinen Theil habe in meinem Lebenslaufe viele mit vortrefflichen Eigenschaften begabte Menschen angetroffen, mit denen ich gern vertrauten Umgang pflog; aber einen zweiten Dufau hat mir das Glück niemals wiederbeschieden. Als Künstler leistete er nicht genug, um berühmt zu werden; er hätte sich in günstigern Verhältnissen befinden müssen, um sein tiefes Kunstgefühl und sein Talent gehörig entwickeln zu können.

Colas führte mich eines Tages zu der Witwe des Buchhändlers Panckoucke, einer geistreichen, aber damals schon blinden und alten Frau, welche die ausgezeichnetsten Männer aus der französischen Gelehrtenwelt des achtzehnten Jahrhunderts sonst in ihrem Hause aufge-

nommen hatte. Gerade als wir bei ihr ankamen, ging Bernardin de St.-Pierre fort, und ich sah nur kaum noch das schöne Antlitz dieses ehrwürdigen Greises, dem die Frauen wegen seines „Paul und Virginie" hold waren, wie sie vormals Rousseau wegen der „Neuen Heloise" geschätzt hatten. Einige waren in ihn verliebt geworden, ohne ihn je gesehen zu haben, und es hätte nur von ihm abgehangen, unter manchen verliebten Leserinnen zu wählen. Jemand von meiner Bekanntschaft, jetzt ein bejahrter Mann, hatte in früherer Zeit von einer derselben den Auftrag, ihm eine Heirath mit ihr vorzuschlagen. Bernardin de St.-Pierre wollte aber nicht eher heirathen, als bis er eine unabhängige Existenz erworben hätte, und diese setzte er in ein festes Einkommen von 3000 Franken.

Gegen sein funfzigstes Jahr besaß er wahrscheinlich ein solches Einkommen; denn um diese Zeit heirathete er Demoiselle Didot, ein achtzehnjähriges Mädchen, welches auch durch „Paul und Virginie" gleichsam verführt worden war. Diese Heirath fiel jedoch nicht zum besten aus. Bernardin de St.-Pierre hatte seine eigenen Ideen über die große Welt und die Gesellschaften. Vielleicht war er auch etwas eifersüchtig auf seine junge Frau; er bedachte den Unterschied ihrer beiden Alter nicht und verlangte, daß seine Frau so zurückgezogen wie er leben sollte. Kurz, er machte sie nicht glücklich; eine Verleumdung ist es aber, wenn man behauptet, er habe sie gemishandelt.

Sie starb, und in seinem sechsundsechzigsten Jahre heirathete er die Tochter eines Marquis von Pelleport; auch diese

hatte ihn in seinen Schriften liebgewonnen. Seit Bernardin de St.-Pierre's Tode hat sie einen andern Schriftsteller, Aimé Martin, geheirathet, welcher seitdem der Herausgeber der sämmtlichen Schriften ihres ersten Mannes geworden ist.

Bekanntlich schätzte Napoleon den Verfasser von „Paul und Virginie" sehr hoch, vielleicht deswegen vorzüglich, weil Bernardin de St.-Pierre, einer der berühmtesten Schriftsteller der Nation, seiner Gunst entbehren zu können schien. Als Napoleon den Senat einsetzte, begab er sich zu dem anspruchlosen Gelehrten und wollte ihm darstellen, weshalb er ihn nicht auf die Liste der Gelehrten gesetzt hatte, welche in den Senat eintraten. Er behauptete nämlich, die durch ihre Wissenschaft berühmten Männer, die er in den Senat berufen habe, hätten sich seiner Aufnahme widersetzt, weil er in seiner „Chaumière indienne" über die Gelehrten und die Akademien gespottet habe. Einen so leichtsinnigen Mann zum Senator machen, würde ihrer Behauptung nach ein schlechtes Beispiel sein. Wahrscheinlich war dies aber nicht der wahre Grund, weshalb sie seine Ernennung widerriethen. Die wahre Ursache war wol die, daß sie, als Akademiker, den Verfasser der „Études de la nature," worin unhaltbare Vermuthungen über Weltsystem und Naturlehre vorkommen, und worin die Phantasie des Dichters die Wissenschaft des Gelehrten weit aufwiegt, nicht als einen ebenbürtigen Gelehrten, sondern vielmehr als einen Romandichter und Träumer betrachteten und daher nicht für würdig hielten, neben Monge und Laplace zu sitzen.

Bernardin de St.-Pierre antwortete dem Kaiser, er habe in der „Chaumière indienne“ zwar über den Charlatanismus in der Wissenschaft, nicht aber über die Wissenschaft selbst gespottet, deren warmer Verehrer er selbst sei. Übrigens verlange er auch keine so große Ehrenstelle und wünsche nur ruhig zu leben. In einer öffentlichen Sitzung des Institut de France, dessen Mitglied er war, wagte er es, die damals verpönte Philosophie zu loben, welches so viel hieß, als der Unabhängigkeit der Gelehrten Lob zu sprechen; eine wahre Kühnheit zu einer Zeit, als man durch Journale, durch Schriften und durch Reden den Grundsatz festzustellen suchte, die Gelehrten und überhaupt alle denkenden Personen müßten sich nach den Eingebungen der Regierung richten und in dem Willen des hohen Beherrschers ihr Gesetz suchen.

Ein Theil der Zuhörer lief schon während der Vorlesung davon. Das servile „Journal de l'empire“ behandelte den großen Schriftsteller wegen der Freiheit, die er sich öffentlich herausgenommen hatte, wie einen Schulknaben. Dies empfand Bernardin de St.-Pierre tief und lange, und als er seine Prachtausgabe von „Paul und Virginie“ drucken ließ, konnte er sich nicht enthalten, über die Gleißnerei der damaligen Journalisten einige harte Worte zu sprechen. Er sandte Napoleon ein Exemplar dieser Ausgabe zu. Der Kaiser wünschte mit dem Verfasser zu sprechen. Bei seinem Eintritt in das Cabinet Napoleons sah Bernardin de St.-Pierre sein Exemplar auf dem Tische. Die Vorrede war aufgeschnitten und wahrscheinlich gelesen worden. Napoleon

bezeigte dem Verfasser seine Zufriedenheit und kündigte ihm an, er habe ihm eine Pension von 3000 Franken auf die Casse des „Journal de l'empire“ angewiesen, aus welcher damals mehre Personen pensionirt wurden, gleichsam als ob jene Casse eine Staatscasse wäre.

Als Bernardin de St.-Pierre nach Hause kam und über die kaiserliche Gabe nachdachte, fand er es äußerst lustig, daß Diejenigen, die ihn gemishandelt hatten, jetzt genöthigt wären, für seinen Unterhalt zu sorgen. Er sagte lachend: „Der Kaiser hat den Hund, der mich gebissen hat, gezwungen, meinen Bratspieß umzudrehen.“

Nach alle diesem zu urtheilen, muß man sich verwundern, wie Napoleon zu St.-Helena mit so weniger Achtung von Bernardin de St.-Pierre hat sprechen können; entweder hat das berüchtigte „Mémorial de Ste.-Hélène“ von Las Cases die Äußerungen des Kaisers nicht genau berichtet, oder Napoleon hatte seine Meinung geändert und war ungerecht gegen einen Schriftsteller geworden, der ihm freilich nicht oft seine Huldigung bezeigt hatte.

Gegen Ende des Jahres 1810 war ich in eine große Thätigkeit gerathen. Die Gebrüder Michaud hatten den großen Plan der „Biographie universelle“ entworfen, und ich ward, sowie eine große Menge anderer Schriftsteller, eingeladen, Theil an diesem Werke zu nehmen. Man hielt anfangs Zusammenkünfte, worin eine Auswahl der interessantesten Artikel in Gegenwart von Mitarbeitern und von Damen verlesen wurde. Diese Vereine waren sehr angenehm; bald aber merkte man, daß sie weiter nichts als dieses wären und den beabsichtigten

Zweck, nämlich Beurtheilung und Prüfung der Artikel, keineswegs förderten. Denn wer hätte sich unterstanden, wenn die Damen einem Schriftsteller Beifall zugeklatscht hatten, den Kritiker abzugeben und historische Schnitzer nachzuweisen, oder die Meinungen des Verfassers zu bestreiten; und wenn nun gar der Verfasser seine Ansichten vertheidigt hätte, so konnte daraus ein Streit entstehen, welcher für die Damen nichts weniger als ergötzlich gewesen wäre.

Es wurde also von dieser Art von Vereinen abgegangen und man führte andere ein, in denen blos die Mitarbeiter erschienen und worin man sich kritische Bemerkungen über die verlesenen Aufsätze erlaubte. Ich weiß nicht, warum diese letztern Vereine nicht fortgesetzt wurden; denn erstens waren sie ein Band zwischen so vielen Gelehrten, die zu einem großen Zwecke mitwirken sollten und wovon mehre sich nicht kannten; zweitens hatten sie den Vortheil, daß sie auf manche Unrichtigkeit in den biographischen Aufsätzen und auf manches Lückenhafte aufmerksam machen konnten. Ich glaube aber, als die Herren keine Damen mehr erscheinen sahen und nur mit Aufsätzen zu thun hatten, wovon manche von gar keinem Interesse für sie waren, blieben sie meistens weg und suchten den Abend anderswo auf eine angenehmere Art zuzubringen.

Von nun an arbeitete Jeder für sich, und da sich auch Michaud der Akademiker zurückzog, so fiel die Sorge des Ordnens, Censirens und Herausgebens Michaud dem Buchhändler anheim, welcher späterhin ein recht originelles Männchen, Namens Pillet, zu diesem Geschäfte

gebrauchte. Pillet war wie so manche arme Savoyarden nach Paris gekommen, um hier Brot zu suchen. Er war ein wahrer Bücherwurm, besuchte beständig die Bücherversteigerungen, nahm Commissionen dazu an, ließ sich einigen Rabatt geben, lebte immer fort wie ein armer Bergbewohner in Savoyen und darbte so sehr, daß er zuletzt vor lauter Noth umkam, aber 10,000 Franken Renten hinterließ. Seine Bibliothek bekamen die Jesuiten in Chambery; denn er war der Geistlichkeit sehr zugethan und hatte sehr beschränkte Ansichten über Staatsverfassungen und über das Verhältniß der Kirche zum Staate. Daher strich er in den Aufsätzen, welche für die „Biographie universelle“ bestimmt waren, Manches aus, was sich mit seiner Denkungsart nicht vertrug, und flickte hier und da Etwas ein, um es mit seinen Gesinnungen einigermaßen in Einklang zu bringen. Dies hat er auch mit meinen Aufsätzen einige Male gethan. Alles Widerrufen half nichts; denn man entdeckte so etwas erst, wenn der Aufsatz schon lange gedruckt war. Michaud selbst war dem sogenannten alten régime weit mehr als dem Zeitgeiste zugethan, und seine eigenen Aufsätze zeugen alle von dieser Stimmung. Daher ist es denn gekommen, daß ein so großes und schönes Werk, an welchem so viele ausgezeichnete Schriftsteller Theil genommen haben, doch nicht das Gepräge der Zeit an sich trägt, worin es geschrieben worden ist, sondern im Gegentheile Spuren des Hasses dieser Zeit enthält, welche doch den Verfassern selten zur Last gelegt werden konnten.

Dieses große, im Jahre 1810 begonnene Werk wurde

erst neunzehn Jahre nachher vollendet. Über die Hälfte der ersten Mitarbeiter waren beim Erscheinen des letzten Bandes nicht mehr vorhanden; Andere waren abgetreten, weil die mit ihren Aufsätzen vorgenommenen Veränderungen sie verdrossen hatten; ich habe vom Anfange bis zum Ende Beiträge dazu geliefert, jedoch nur in geringer Zahl, weil die interessantesten Aufsätze meist immer von Andern schon in Beschlag genommen waren, und weil die Arbeit nicht so honorirt wurde, daß ein von seiner Arbeit lebender Schriftsteller sich ausschließlich mit solchen Beiträgen hätte beschäftigen können. Daher war es den meisten Mitarbeitern auch nur darum zu thun, von Zeit zu Zeit durch einige Beiträge zu erkennen zu geben, daß sie an dem großen Unternehmen Theil nähmen. Einige Wenige gaben sich ausschließlich mit der Biographie ab und lieferten eine außerordentliche Menge von Artikeln.

Schwerlich wird so bald ein biographisches Lexikon nach einem so großen Maßstabe unternommen werden wie dieses. Gewiß lassen sich manche Aufsätze weit besser, das heißt vollständiger und richtiger liefern, als sie in der „**Biographie universelle**" abgefaßt sind; aber das Gesammte zeugt von einer seltenen Vereinigung von Talenten. Man wird nicht so leicht einen ähnlichen Verein zu Stande bringen.

Zu dieser Beschäftigung gesellte sich für mich um jene Zeit eine andere. Es war in Paris ein Schriftsteller vorhanden, welcher viel für die Jugend geschrieben hatte. Was er herausgab, besaß eben keinen großen literarischen Werth; allein die Jugend konnte sich darin

auf eine leichte Art unterrichten, und wahrscheinlich war es dieser Vorzug, welcher bewirkte, daß die Werke des P. Bl.** sehr gut abgingen. Er selbst hatte sich zwar nicht damit bereichert, aber sein Verleger, welcher anfangs ein bloßer Hausirer gewesen war und die Jahrmärkte mit kleinen Büchern besuchte, dann aber in Paris einen Buchladen für den Verkauf von Jugendschriften eröffnet und nach und nach so bedeutende Geschäfte gemacht hatte, daß er mehre große Häuser hatte ankaufen können, befand sich bei den P. Bl.**'schen Schriften sehr gut.

Nun hatte ein gewisser unternehmender Kopf, Namens Eymery, welcher einiges baare Geld besaß, diesen Schriftsteller, der ein sanfter und genügsamer Mann war, überredet, mit ihm einen Buchhandel anzulegen, indem er dann natürlich den Gewinn, den er zuvor seinem Verleger hatte überlassen müssen, selbst behalten würde. Dies fand P. Bl.** ganz seinem Wunsche gemäß, und die Beiden begannen nun einen Buchhandel für Erziehung und Jugendunterricht.

Da P. Bl.** das Eigenthumsrecht seiner vorigen Schriften nicht mehr besaß, so mußte er neue schreiben, was aber bei den Buchhandelsgeschäften nicht wohl anging. Sie suchten also einige Schriftsteller für ihre Absichten zu gewinnen. So ward denn auch mir der Antrag gethan, einige Jugendschriften für ihren Verlag zu verfertigen. Eymery wußte den Schriftstellern gut beizukommen und behandelte sie mit vieler Aufmerksamkeit. Auf diese Art beredete er Männer, welche nie daran gedacht hatten, für die Jugend zu schreiben, z. B. Azais,

den Grafen Ségur, die Madame Dufresnoy, sich nach seinen Ansichten zu fügen.

Ich setzte zuerst einige Schulbücher für ihn auf; da er aber mit der Schulbehörde in keiner Verbindung stand, so wurden diese Bücher nicht in öffentlichen Schulen eingeführt und konnten daher nur beim Privatunterrichte gebraucht werden. Ich hatte aus Deutschland eine der schlechten Compilationen mitgebracht, welche die deutschen Messen beständig überschwemmen. Dies waren Samuel Wagner's „Naturwunder und Ländermerkwürdigkeiten.“ Dieses Werk brachte mich auf den Gedanken, die Naturschönheiten Frankreichs zu schildern. Da ich jedoch selbst nur erst einen kleinen Theil dieses Reichs bereist hatte, so war ich gezwungen, eine Menge von Reisebeschreibungen und topographischen Werken zu Rathe zu ziehen, sodaß daher meine Arbeit meistens nur aus zweckmäßigen Auszügen bestand. Ein ähnliches Werk war in Frankreich gar nicht vorhanden, und man kannte überhaupt die Naturschönheiten dieses reichen und fruchtbaren Landes sehr wenig.

Eymery ließ dieses Werk sogleich drucken. Es erschien im Jahre 1811 unter dem Titel: „**Merveilles et Beautés de la nature en France,**“ erregte Aufmerksamkeit, und die erste Auflage von 2000 Exemplaren wurde in weniger als einem Jahre abgesetzt. Nun arbeitete ich das Werk zum Theil um; Reisende und Gelehrte aus der Provinz theilten mir Materialien mit, ich selbst besuchte, wie ich weiterhin anführen werde, einige Provinzen, und 1812 folgte die zweite Auflage. Nach dieser erschienen bis jetzt noch vier andere, welche

alle, mit Ausnahme der fünften, die ohne mein Wissen und Zuthun erschien, bedeutende Umänderungen bekamen; und ist es mir vergönnt, es noch künftighin verbessern zu können, so soll es hoffentlich einen mehr als vorübergehenden Werth bekommen, obschon die Entdeckungen und Fortschritte der Naturgeschichte, besonders der Erdkunde, beständig neue Materialien herbeiführen.

Dieses Werk verbreitete sich allgemein in Frankreich, und da es von den Herausgebern der Handbücher für Reisende fleißig benutzt wurde, so hat es den Vortheil hervorgebracht, daß seitdem Einheimische und Fremde auf die von der Natur so reichlich gespendeten Schönheiten weit aufmerksamer geworden sind als zuvor und nicht mehr so sehr in der Fremde Dinge bewundert haben, die in Frankreich selbst vorhanden waren. Jedoch habe ich späterhin die Wahrheit einer Bemerkung gefühlt, welche einst Professor Villemain in seinen Vorträgen über die Literatur machte, diese nämlich, daß es sehr schwer ist, durch die Beschreibung der Schönheiten der bloßen Natur lange zu ergötzen. Also ein Gedicht oder ein Werk in ungebundener Rede über die erhabenen Werke der Natur ist nicht im Stande, den Leser lange zu fesseln, wenn nicht der Mensch auf dieser herrlichen Schaubühne eine Rolle spielt. Der Geist kann zwar staunen, aber das Herz bleibt leer; nur der Mensch zieht den Menschen an; nur menschliches Treiben, menschliche Leidenschaften fesseln die Aufmerksamkeit der Lesewelt in einem hohen Grade; und zudem, welche Beschreibung kann einen einzigen Blick der beschriebenen Gegend aufwiegen? Die große Kunst wäre also, in ei-

nem Werke über die leblose Natur (denn nur von dieser ist hier die Rede) den Menschen irgend eine Rolle spielen zu lassen, sodaß der Leser herzliche Theilnahme an der Gegend nehmen könne, wo einer seiner Mitmenschen handelnd auftritt. So hat es Bernardin de St.-Pierre in seinem „Paul und Virginie," Chateaubriand in seiner „Atala" gemacht. Aber dann ist Dichtung die Hauptsache, und die Beschreibung der Naturschönheiten sinkt zur Nebensache, zur Einfassung des Gemäldes herab, welches einen andern Zweck voraussetzt als den, der mir vorschwebte, als ich jenes Werk über die Naturschönheiten Frankreichs entwarf.

Ein in Münster wohnhafter, armer und dem Trunk ergebener Dichter, Namens Fr. Raßmann, hatte dort eine Zeitschrift unter dem Titel: „Eos," angefangen, obschon außer dem „Münsterschen Wochenblatte" bisher keine Zeitschrift dort hatte gedeihen wollen. Auch die seinige dauerte nur sechs Monate. Er hatte mich um Beiträge gebeten, und ich hatte ihm einige zugeschickt, von denen ich hier nur zwei anführen will. In der Handschriftensammlung der großen pariser Bibliothek waren mir Winckelmann's Papiere in die Hände gerathen, welche sich damals mit so vielen andern Handschriften aus dem Vatican dort befanden. Ich habe nachher, als dieser Schatz wieder hatte zurückgegeben werden müssen, oft bedauert, ihn nicht besser benutzt zu haben, obschon die Auswahl derselben nicht im besten Sinne geschehen war. Unter den Winckelmann'schen Papieren befanden sich mehre Briefconcepte von seiner Hand; ich schrieb einige davon ab und sandte sie Raßmann zu.

Als letzten Aufsatz lieferte ich ihm Muthmaßungen über den Ursprung eines besondern Gebrauches in Münster, worüber ich nachgedacht, seitdem ich Boulanger's Abhandlung: „L'antiquité dévoilée," gelesen hatte.

Einige Tage vor der Herbstgleiche nämlich versammelt sich in Münster die Jugend auf den Gassen und Plätzen, besonders in den vom eigentlichen Volke bewohnten Stadttheilen. Es werden grüne Kränze mit Lichtern aufgehangen und auch Lichter auf die Erde gestellt. Um diese tanzt man herum und singt dabei ein altes Lied oder vielmehr einen Wechselgesang; nämlich Einer geht um den tanzenden Kreis herum und stellt einen um seine Geliebte trauernden Liebhaber vor; diese ist in dem verschlossenen Garten, welcher durch den tanzenden Chor vorgestellt wird; er sucht den Kreis zu durchbrechen, und gelingt es ihm, ins Innere zu gelangen, so verwandelt sich seine Trauer in lebhafte Freude, worein auch der Chor mit einstimmt, und damit hört das Spiel auf; es wird aber den ganzen Abend hindurch erneuert.

Nun hat Boulanger eine Menge von Trauerfesten angeführt, welche in verschiedenen Gegenden der Welt gefeiert werden, worin ein verlornes Gut beklagt und zuletzt wiedergefunden wird. Als ich dieses las, fiel mir sogleich das münstersche Lambertsfest ein, welches gerade ein solches Beklagen über den Verlust eines verlornen „Schatzes" und die Freude über das Wiederauffinden desselben in dem Garten andeutet. Ich zweifle also nicht, daß sich dies Fest den in Europa und Asien, bei Christen, Mohammedanern und Chinesen gefeierten an=

reiht und ein hohes Alterthum hat, obschon es im Laufe der Zeit ein ziemlich neues Ansehen bekommen haben mag. Das Lied, welches dabei gesungen wird, ist in der That nicht alt, Lieder schleifen sich aber oft allmälig ab wie alte Münzen. Es fragt sich: welches war die ursprüngliche Bedeutung dieses sowie manches andern, mit einer freudigen Handlung schließenden Trauerfestes?

Boulanger hat hierüber eine eigene Idee, die aber nicht haltbar ist. Er meint nämlich, von der Sündfluth wäre den Menschen eine melancholische Erinnerung verblieben, und dieser zufolge hätten sie das Andenken an jene große Begebenheit durch jährliche Feste erneuert. Allein seit Boulanger hat die Kunde des Erdbodens bedeutende Fortschritte gemacht. Es ist jetzt durch Thatsachen bewiesen, daß mehre große Überschwemmungen unsere Erdrinde allmälig gebildet haben, und daß kein Mensch Zeuge dieser großen Revolutionen war.

Woher nun aber in so manchen Gegenden und bei so verschiedenen Völkern ein Trauerfest mit einem fröhlichen Ende? Ich habe die Vermuthung gehegt, es sei ein Naturfest, wie man deren beim Wechsel der Jahreszeiten ehemals oft feierte; vielleicht hat man das Absterben der Natur im Winter und ihr Wiederaufleben im Frühjahre darstellen wollen. Bei manchen Völkern mag es blos ein von andern entlehnter Gebrauch sein, dessen Ursprung und Bedeutung sie selbst nie gewußt haben.

Nach Beendigung der „Eos“ wünschte Raßmann eine Sammlung von Erzählungen und andern größern

Aufsätzen herauszugeben und sprach mich wieder um einen Beitrag an. Ich sandte ihm eine wahre Geschichte tragischen Inhalts, die sich vor einem Jahre in einer deutschen Handwerkerfamilie zu Paris zugetragen hatte. Als ich nämlich eines Tages Jemanden, der in solchen Sachen Bescheid wußte, um einen redlichen Meublenhändler befragte, bei welchem ich die Meublen für meine kleine Haushaltung zu kaufen wünschte, wies er mich an einen deutschen Fabrikanten, welcher in dem Stadttheile Marais, nicht fern von der Vorstadt St.-Antoine, dem eigentlichen Aufenthalte der deutschen Meublenhändler, wohnte. Dabei erzählte er mir, wie dieser Fabrikant, Vater einer zahlreichen Familie, vor einem Jahre seine älteste Tochter, ein Mädchen voller Liebreiz und Munterkeit, verloren habe. Dieses Mädchen hätte ihn oft an Werther's Lotte erinnert; denn obzwar die Mutter noch lebte, so wurde sie von den Schwestern fast als eine zweite Mutter geehrt, und sie vertrat bei den kleinern Geschwistern oft Mutterstelle. Alle, welche dieses Mädchen sahen, wurden von ihrer Anmuth bezaubert, und man pries den Vater glücklich, eine solche Tochter zu besitzen.

Ein ziemlich begüterter Kaufmann aus den Rheingegenden hatte sie zufällig gesehen, war sogleich von dem Zauber ihrer Person eingenommen worden und hatte sie zur Ehe verlangt. Sie aber liebte schon lange im Stillen einen jungen Handwerker, welcher bei ihrem Vater gearbeitet hatte; durch eine Verbindung mit diesem konnte sie hoffen, neben ihren geliebten Ältern zu bleiben; einen andern Wunsch hatte das gute Mädchen nicht.

Der Bursche war aber wankelmüthig, und nachdem er bereits die Ehe mit den Ältern besprochen und seine Geliebte in die süßesten Hoffnungen eingewiegt hatte, fiel es ihm auf einmal ein, seine Besuche im Hause des Fabrikanten abzubrechen, und als das Mädchen eines Sonntags mit ihren Ältern im Pflanzengarten spazieren ging, begegnete er ihnen dort, that aber, als ob er sie nicht sähe, und ging gleichgültig vorüber. Das Mädchen, das für diesen Burschen eine so heftige Leidenschaft in ihrem Busen empfunden hatte, konnte solch einen Wankelmuth nicht ertragen. Sie grämte sich in kurzem bis zu einer tödtlichen Krankheit ab und starb, nachdem sie noch rührenden Abschied von ihren Ältern genommen hatte. Ihre Gespielinnen, welche alle mit inniger Liebe an ihr gehangen hatten und die wahre Ursache ihres frühen Todes nicht ahneten, geleiten sie unter vielen Thränen zu Grabe. Für die Mutter war alle Freude des Lebens dahin. Man durfte mit ihr kaum von ihrer Tochter sprechen, so heftig empfand sie noch den Verlust eines Kindes, welches ihr keines der noch lebenden Kinder ersetzen konnte.

Die Geschichte dieses vor Liebesgram gestorbenen Mädchens setzte ich gerade so auf, wie sie mir ziemlich weitläufig erzählt wurde, und Raßmann rückte sie in seine „Abenderheiterungen" ein. So schrieb er mir hernach. Nie ist mir die Sammlung zu Gesichte gekommen; ich weiß daher nicht, ob der Abdruck getreu ist. Hat die Geschichte Jemand gerührt, so ist dies einzig das Verdienst des Inhalts; denn Nichts daran ist mein als die Einkleidung.

Ich habe den Vater gesehen; er war ein fleißiger Handwerker, aber ein Mann von ganz gewöhnlichem Schlage. Die Mutter war so abgezehrt und niedergeschlagen, daß man nicht mehr urtheilen konnte, wie sie sonst gewesen sein mochte. Die noch übrigen Geschwister schienen auch nichts Besonderes anzudeuten. Allein der Enthusiasmus, womit man von dem abgeschiedenen Mädchen sprach, bewies mir, daß es auf Alle den tiefsten Eindruck gemacht und ganz vorzügliche Eigenschaften besessen haben mußte. Zuweilen fügt es die Natur so, daß in einer schlichten Familie solch ein Engel erscheint, der dann dieselbe gleichsam in seinen Himmel erhebt, aber wenn er wieder verschwindet, viel bitterer als zuvor die Mittelmäßigkeit des Standes und der häuslichen Verhältnisse empfinden läßt.

Furchtbar groß ist in einer Hauptstadt wie Paris die Zahl der Mädchen, die durch eine unglückliche Liebe zu Grunde gehen. Die Männer erwägen nicht genug, wie zart die Leidenschaften des weiblichen Geschlechts behandelt werden müssen, und wie leicht die heftige, aber verschmähte oder schlecht erwiederte Liebe eines aufrichtigen Mädchens die Zerrüttung der weiblichen Körperconstitution herbeiführen kann. Hiervon habe ich eine Menge rührender Beispiele erlebt. Ich will im Vorbeigehen nur zwei derselben erwähnen.

Bei einem der zu Paris in Garnison liegenden Regimenter stand ein Feldscherer, der mit einem Mädchen, das ihn leidenschaftlich liebte, versprochen war, als sein Regiment Befehl bekam, nach einer entfernten Provinzialstadt abzumarschiren. Die beiden Liebenden verspra-

chen, sich einander jede Woche regelmäßig zu schreiben. Anfangs war der Feldscherer in der Erfüllung seines Versprechens sehr pünktlich; aber allmälig nahm diese Pünktlichkeit ab und seine Briefe wurden kälter. Das ihn so innig liebende Mädchen argwöhnte sogleich, er liebe sie nicht, verfiel in einen tiefen Gram, welcher dergestalt überhandnahm, daß sie den Verstand verlor und in ein Irrenhaus gebracht werden mußte. Unterdessen hatte der Feldscherer die nöthige Einrichtuug zu seiner Heirath mit dem Mädchen getroffen und kam nach Paris, um sich mit ihr zu vermählen. Der Vater machte ihn mit dem Unglücke seiner Tochter bekannt. Der Bräutigam wurde bestürzt; dennoch wünschte er seine Geliebte zu sehen; ungeachtet ihn der Vater davon abzubringen suchte, bestand er doch auf seinem Vorsatze und begab sich heimlich zum Irrenhause. Hier sprach er seiner Geliebten freundlich zu und erinnerte sie an ihre wechselseitigen Schwüre der Treue. Sie aber erkannte ihn nicht. „O nein!“ rief sie; „Du bist nicht mein Geliebter! Er hatte ein anderes Kleid, und einen Hund, seinen treuen Begleiter!“

Der arme Feldscherer entfernte sich mit Kummer; dennoch wollte er sein Versprechen erfüllen. Der Vater aber, ein verständiger und einsichtiger Mann, rieth ihm, an diese Heirath nicht mehr zu denken und sich eine andere Lebensgefährtin auszusuchen. Nach diesem Rathe kehrte der Feldscherer in die Provinz zurück, wartete noch einige Zeit, und da kein Anschein der Besserung der Braut da war, befolgte er den Rath ihres Vaters und verheirathete sich mit einer Andern. Indessen be=

wirkte doch die sorgfältige Pflege, die man der Geisteskranken zukommen ließ, so viel, daß sie ihren Verstand wiederbekam; nur blieb ihr bis zu ihrem Tode ein gewisser Trübsinn eigen und sie sprach nur wenig mehr. Nach dem Tode ihres Vaters nahm sich ein Freund desselben ihrer an und beschloß, sie zu heirathen, um ihr einen Stand in der Welt zuzusichern. Dies wollte sie nicht; allein man sprach ihr von ihrem vorigen Geliebten vor, versicherte ihr, er wünsche diese Heirath (wie es auch der Fall war) und bitte sie inständig, in dieselbe einzuwilligen. Jetzt gab sie sich zufrieden und willigte in Alles ein. Sie blieb aber immer trübsinnig und starb wenige Jahre nachher.

Als ich einst das Irrenhaus zu Charenton bei Paris besuchte, zeigte man mir im Garten eine junge und schöne Person, welche durch verachtete Liebe in den Fall gerathen war, in diesem Hause behandelt zu werden. Sie war die Tochter eines Steuereinnehmers in einer Provinzialstadt und half ihrem Vater bei seiner Arbeit. Ein sehr begüterter junger Mensch aus dieser Stadt war von ihrer Schönheit und ihren vortrefflichen Eigenschaften eingenommen worden und hatte ihr zu gefallen gesucht, was ihm auch gelungen war. Er wünschte sie zu heirathen; allein seine Ältern wollten höher hinaus und verweigerten ihre Einwilligung. Einige Zeit nachher schlugen sie ihm ein reiches Mädchen aus einer angesehenen Familie in der Umgegend vor. Von nun an erschien der junge Mensch seltener bei dem Steuereinnehmer. Das arme Mädchen ahnte ihr Unglück, beruhigte sich indessen mit der Hoffnung, daß er sie im

Grunde doch noch liebe. Zuletzt blieb er ganz aus; er vollzog seine Heirath, die man aber dem Mädchen, dessen Empfindlichkeit man kannte, sorgfältig verbarg. Sie befand sich vierzehn Tage nachher zufällig mit ihrem Vater in einer Gesellschaft, als man Herrn und Madame ** ankündigte. Es war ihr Geliebter mit seiner Frau. Diese erschien in großem Putze und schien die arme Einnehmerstochter kaum zu beachten. Der junge Ehemann war entzückt und empfing voll Freude die Glückwünsche der Gesellschaft. Es ward dem zurückgesetzten Mädchen übel; sie bat ihren Vater leise, sie schnell nach Hause zu führen.

Am folgenden Tage wollte sie sich an ihre gewöhnliche Beschäftigung begeben und versuchte sich durch die Arbeit zu zerstreuen; aber bald zeigte sie Spuren einer gänzlichen Geisteszerrüttung. Sie zerriß die Rechnungsbücher ihres Vaters und äußerte verworrene, unzusammenhängende Gedanken. Man mußte sie ins Irrenhaus bringen. Der Vater, dessen Hauptfreude dieses gute Mädchen gewesen war, starb vor Gram, und der verlassenen Waise blieb nur ein Bruder übrig, welcher sie von Zeit zu Zeit im Irrenhause besuchte.

Die münstersche „Eos" ging zu Ende, als mir ein Deutscher in Paris, Namens Wiedemann, den ich bei Maltebrun hatte kennen lernen, vorschlug, mich mit Cotta zu Stuttgart in Verbindung zu setzen, um die Correspondenz für das „Morgenblatt" zu übernehmen, welcher er sich bisher unterzogen hatte. Wiedemann war ein freisinniger Politiker, der sich zu Wien befand, als Napoleon einen großen Theil Östreichs eroberte. Da er

von dem großen Herrscher die Aufklärung des östreichischen Volkes und die Abschaffung der Herrschaft der Geistlichkeit und des Adels hoffte, die er wenig achtete, so schloß er sich sogleich an Napoleon an und unterstützte seine Absichten durch Aufsätze in den Zeitungen. Aber bald darauf machte Napoleon Frieden mit dem östreichischen Kaiser, ohne weiter seine Pläne zu verfolgen; und da nun für Wiedemann kein sicherer Aufenthalt mehr in Wien zu erwarten stand, so folgte er der großen Armee nach Frankreich und bekam hier eine kleine Anstellung am Kriegsministerium. Er schrieb seitdem für die „Allgemeine Zeitung" und fürs „Morgenblatt," und ließ oft seine Verehrung für Napoleon durchblicken. Sein Antrag gefiel mir, da es ganz meinen Wünschen angemessen war, mit Deutschland in literarischer Verbindung zu bleiben, obschon mein eigentliches Publicum in Frankreich war, und ich wohl wußte, daß die Beiträge in Journale die Zeit eines Gelehrten zersplittern und ihn von ernsthaftern und wichtigern Arbeiten abhalten. Dies nannte Jemand: sein Talent in kleiner Münze vergeuden.

Ich begann also Correspondenzartikel aus Paris für das „Morgenblatt" zu schreiben; anfangs waren diese Artikel kurz und unbedeutend, konnten auch nicht ins Ernste eingehen, weil der despotische Arm Napoleons in Stuttgart wie in Paris gefürchtet wurde und Niemand sich einer Verfolgung von seiner abscheulichen Polizei aussetzen wollte. Zu Stuttgart strich man aus, was nur immerhin den geringsten Anstoß geben konnte, und auch in Paris wäre es gefährlich gewesen, eine Corre=

spondenz einzuleiten, welche misfällige Dinge angekündigt hätte.

So blieb diese Correspondenz einige Jahre lang in dem gewöhnlichen Tone der deutschen Unterhaltungsblätter; erst nach dem Sturze Napoleons, als Preßfreiheit kein leeres Wort mehr war und der Verfasser auch in Paris alle nöthige Unabhängigkeit zum Schreiben bekam, nahm jene Correspondenz einen festern und bestimmtern Charakter an und entfernte sich von den frivolen Tändeleien anderer Blätter. Unwillkürlich bekam sie einen etwas politischen Anstrich; allein wenn ich so manche deutsche Blätter durchlas, wovon auch nicht eins einen freien Gedanken auszusprechen wagte, so regte sich bei mir der Unmuth, und ich glaubte meinem Vaterlande einen Dienst zu erweisen, wenn ich die Tagesbegebenheiten immer mit dem edeln Streben der großen Völker Europas nach Freiheit und Unabhängigkeit in Verbindung setzte und die Leser oft auf die Zeichen der Zeit in Frankreich hinwiese.

Daß diese Winke von Vielen verstanden worden sind, haben mir ihre Besuche bewiesen, wenn der Zufall sie nach Frankreich führte; und meiner nunmehr seit zwanzig Jahren fortgesetzten Correspondenz im „Morgenblatte," die mir jedoch viele Stunden raubte, welche zu einem größern Werke besser hätten verwendet werden können, danke ich die Bekanntschaft manches edeln deutschen Reisenden und sogar auch mehrer Fremden aus andern Ländern, denen diese Artikel nicht unbekannt geblieben sind.

Was nun Wiedemann betrifft, der sich von dem „Morgenblatte" allmälig zurückzog, so war seine Rolle

in Frankreich aus, als Napoleons Herrschaft zu Ende ging; er kehrte nach Deutschland zurück, ließ sich zu Augsburg nieder, besorgte hier eine Zeitlang die Redaction der „Allgemeinen Zeitung," oder nahm wenigstens Theil daran, gab dort auch eine eigne politische Zeitschrift heraus und starb einige Jahre nachher. Napoleon hatte unter den Deutschen wenige so warme Anhänger gefunden, als er war. Ob sich diese Verehrung bis ans Ende ebenso warm erhalten hat, weiß ich nicht. Wiedemann wird doch zuletzt erkannt haben, daß nicht Alles an dem weltberühmten Herrscher zu loben war, und daß er zwar die Aufklärung beförderte, aber nur insoweit sie mit seinem Despotismus nicht in Collision gerieth. Hätten die Mönche in Spanien und Portugal zu Gunsten seiner Dynastie gebetet und dem Volke blinde Unterwürfigkeit gepredigt, so würde er sie wahrscheinlich ihren übrigen Unfug ruhig haben treiben lassen.

Feletz, der Bibliothekar der Mazarin'schen Bibliothek, den ich, wie früher gesagt, bei Solvyns hatte kennen lernen, fragte mich, ob ich für den Grafen von Choiseul = Gouffier eine Arbeit von einigen Monaten übernehmen wollte. Dieser durch seine Gesandtschaft nach Konstantinopel und durch seine Reisebeschreibung bekannte Staatsmann lebte seit seiner Rückkehr in Frankreich ziemlich eingezogen, da er unter Napoleons Regierung nicht zum besten angesehen war; ob durch seine Schuld oder durch das Mistrauen des Kaisers, weiß ich nicht. Choiseul = Gouffier, der nicht einmal seinen Grafentitel mehr hatte, wollte wahrscheinlich seinen alten Adelstolz unter dem emporgekommenen Herrscher nicht

beugen, und dieser, welcher schon Altadelige genug in seinen Vorzimmern hatte, kümmerte sich nicht sehr um den Gesandten Ludwigs XVI., der jedoch mit einigen wichtigen Männern des neuen Régime, besonders mit Talleyrand, in Verbindung blieb.

In seiner Muße war er so klug gewesen, sich wieder nach Griechenland zu wenden, welchem er seinen Ruf verdankte. Der erste Band seiner „Malerischen Reise" war vor der Revolution erschienen. Von Denen, welche diesen Band hatten erscheinen sehen, waren schon Viele längst ins Grab hinuntergestiegen. Er arbeitete nun für eine andere Generation an dem zweiten und letzten Theile, aber mit mehrem Ernste. Sein erster Theil war nämlich eine Jugendarbeit, wozu die Veranlassung, wie man mir erzählt hat, ziemlich sonderbar war. Choiseul-Gouffier war erst neunzehn Jahre alt, als er in der festen Hoffnung, ein Regiment zu bekommen, sich eine prächtige Husarenuniform hatte machen lassen; allein der König ließ ihm sagen, er sei zum Befehlen noch zu jung. Darüber erboßte sich der junge Adelige und wollte nicht mehr nach Hofe gehen, sondern schiffte sich nach der Levante ein und besuchte Griechenland. Als ein aufgeweckter Kopf und Kunstliebhaber besah er Manches, so jung und oberflächlich er auch war, brachte viele Noten und flüchtige Zeichnungen mit. Diese arbeitete sein Zeichnenmeister Leprince fleißig aus; Andere halfen an dem Texte arbeiten, der mitten unter den Vergnügungen von Paris zu Stande kam, und so erschien der erste Band der „Malerischen Reise."

Mit dem zweiten ging er, wie gesagt, ernsthafter

zu Werke. Er war seitdem als Gesandter nach Konstantinopel geschickt worden, hatte Ausgrabungen veranstalten lassen und Alles besser untersuchen können; das Unglück hatte den Hofmann auch geprüft, denn die Revolution war ausgebrochen; anstatt nach Frankreich zurückzukehren, wo ihm vielleicht das Schicksal so mancher anderer Adeligen zu Theil geworden wäre, war er nach Rußland gewandert und hatte sich dort bei Paul I. in Gunst gesetzt. Erst spät war er aus Rußland nach Frankreich zurückgekehrt. Sein Hauptgeschäft war nun, seine Materialien in Ordnung zu bringen und im Alter das in der Jugend begonnene Werk zu vollenden. Er hatte einen jungen Griechen, Gregorios Zalikoglon, bei sich, mit dem er täglich den Homer las; und da man ihm begreiflich gemacht hatte, daß er die gelehrten Forschungen der Deutschen zu Rathe ziehen müsse, wenn er etwas Gründliches über die alten Griechen liefern wollte, so wünschte er mit Jemanden die in Deutschland erschienenen Werke über die Ebene von Troja durchzugehen und zu excerpiren.

Zu diesem Behufe hatte Feletz mich vorgeschlagen. Es war mir lieb, mit einem so berühmten Diplomaten in Verbindung zu treten, an dem ich die ganze Urbanität des alten französischen Hofes erkannte. Choiseul-Gouffier hätte als der Repräsentant des alten Adels gelten können, nicht allein wegen seiner ausgezeichneten Höflichkeit, sondern auch wegen der Unordnung, die in seinen Finanzen herrschte. Einnahme und Ausgabe in ein gehöriges Verhältniß zu stellen, war damals eine Sache, welche dem Adel nicht sehr am Herzen lag, und

wenn die Ausgabe, wie es meistens der Fall war, die Einnahme überstieg, so ließen sie sich darüber kein graues Haar wachsen, sondern erwarteten vom Schicksal, oder von der Hofgunst, oder von ihren Vorrechten eine Rettung aus ihrer verwickelten Lage. Auch war dem Grafen von Choiseul-Gouffier noch eine starke Gefallsucht aus seiner frühern Zeit übriggeblieben, und ich war nicht wenig erstaunt, nachdem ich ihn schon mehrmals des Morgens, wenn er noch im Schlafrocke war, besucht hatte, eines Tages, da er sich eben zu einer großen Visite angekleidet hatte, seine grauen Augenbrauen in pechschwarze verwandelt zu sehen. Ob er noch andere Theile seines Gesichtes angemalt hatte, konnte ich nicht untersuchen; es wäre aber gar nicht zu verwundern.

Wir arbeiteten nun mehrmals in der Woche des Morgens zusammen. Ich mußte die deutschen Abhandlungen vornehmen, welche von der Ebene von Troja handelten, ihm im Kurzen den Gang ihrer Beweisführungen angeben, und er hielt die Feder und schrieb sich den Hauptinhalt auf. Dies war eine harte Aufgabe für mich; denn da die deutschen Gelehrten sich nicht immer der Deutlichkeit befleißigen, sondern ihre Gedanken ins Breite ausdehnen, auch durch allerlei Einschiebsel, Zusätze und Einschränkungen den Hauptgedanken modificiren, so hatte ich oft Mühe, mich in der Eile herauszufinden und dem ehemaligen, mit der französischen Nationallebhaftigkeit begabten Gesandten zu entdecken, was der deutsche Verfasser sagte oder hatte sagen wollen. Zuweilen langweilte es ihn, nicht zu einem Endresultate mit dem

deutschen Autor zu kommen, und er fragte dann ganz komisch dazwischen: „Qu'est-ce qu'il dit, celui-là?“

Im Ganzen fand es sich, daß die deutschen Schriften ihm wenig Ausbeute gaben; denn da die Gelehrten, wie dies meistens der Fall ist, nicht an Ort und Stelle gewesen waren, sondern auf dem Papiere in ihrem Cabinete oft ganz willkürliche Folgerungen zogen, so schienen ihre Abhandlungen dem reisenden Grafen, welcher mehrmals, wie er versicherte, ein Stück Land in der Ebene von Troja gekauft hatte, blos um es ausgraben lassen zu können, meistens ungereimt. Nur die Zusammenstellung der Quellen und ihre Vergleichung war ihm nützlich. Hierin übertrafen sie sicher die Schriftsteller anderer Länder.

Da Choiseul-Gouffier bald nachher aufs Land ging, so hörte diese Arbeit auf. Er hat sein Werk vor seinem Tode nicht vollenden können, und die letzte Abtheilung ist von Barbié du Bocage und Letronne ausgearbeitet worden. Dieser Theil hat übrigens das Lebendige und Frische nicht, wodurch sich der erste Band auszeichnet, dagegen ist er weit gelehrter.

Außer diesem wichtigen Werke betrieb Choiseul-Gouffier die Herausgabe anderer Werke, z. B. der Handschrift des Lydus, die er aus der Türkei mitgebracht hatte, und welche vom Professor Hase herausgegeben wurde, und des griechischen, von Gregorios Zalikoglon verfertigten Wörterbuches, welches Choiseul-Gouffier, obschon es ihm selbst an Geld mangelte, drucken ließ.

Bei diesem ehemaligen Gesandten zu Konstantinopel wurde oft von der Türkei gesprochen und man hörte

dort manche interessante Dinge über den Orient. So wurde einmal von Ruffin gesprochen, der beinahe vierzig Jahre lang französischer Dolmetscher zu Konstantinopel gewesen ist und daher die Levante besser als die meisten Europäer gekannt hat. Er war mit einem Khan der Tataren, welcher, wenn ich mich recht erinnere, Malek-Selim hieß, auf einem vertrauten Fuße umgegangen und hatte ihm zu Gefallen einen Theil von Molière's „Bourgeois gentilhomme“ ins Tatarische übersetzt. Der Khan hatte sich außerordentlich daran belustigt. In einem seiner vertrauten Gespräche hatte ihn der Khan gefragt, ob man in seinem Vaterlande auch die Engel verehre. „O ja,“ erwiederte Ruffin; „besonders auf dem Lande.“ „Ah, ich verstehe,“ hatte ihn der Khan unterbrochen, „nur die Einfältigen verehren sie.“

Ein anderes Mal machte Ruffin dem Khan die Bemerkung, er scheine seinen jüngsten Sohn den übrigen vorzuziehen. „Freilich ziehe ich ihn vor,“ hatte der Khan erwiedert; „denn er ist der keckste und muthigste von allen. Ich will Dir Beweise davon geben. Eines Tages sagte ich zu meinem Sohne: du bist doch nur ein ungeschickter Schütze. Vater, rief der Junge zornig, stelle dich hundert Schritte weit von mir, entblöße deine Brust, und du sollst sehen, ob mein Pfeil dich trifft! Diese Antwort entzückte mich. Einige Zeit nachher schlug ich ihm vor, mit einem starken albanesischen Sklaven zu ringen, um mir seine Stärke zu zeigen. Vater, schrie er, wisse, daß Malek-Selims Sohn nicht mit elenden Sklaven ringt; und wer mir einen solchen Vorschlag thut, könnte leicht von mir gezüchtigt wer-

den! Läßt sich etwas Rührenderes denken?" — Der Khan führte noch einige ähnliche Züge an, aus denen hervorging, daß er mehrmals von seinem Lieblingskinde bedroht worden war, erstochen, erschossen oder erwürgt zu werden.

Im J. 1810 oder 1811 kam ein sonderbarer Mensch nach Paris und nistete sich gleichsam bei Maltebrun als Landsmann ein. Es war der Alterthumsforscher Martin Arendt, ein Jütländer, der sein Lebelang ein wanderndes Leben geführt und nie einen eigentlichen Wohnsitz gehabt hat. Er trug wie jener griechische Philosoph alle seine Habe bei sich und bedurfte keine großen Zubereitungen zu einer Reise. Man würde ihn seiner Wissenschaften halber überall gern aufgenommen haben, wenn er nicht ein dreister, cynischer Mensch gewesen wäre, der seine Wohlthäter ebenso grob wie andere Leute behandelte. In Norwegen hatte man einst kein anderes Mittel gefunden, sich seiner zu entledigen, als daß man die Stube eines Bauernhauses, wo er sich angesiedelt hatte, ganz mit Rauch anfüllte.

Maltebrun nahm ihn sehr gastfreundlich auf und bekam von ihm einiges Antiquarische für seine „Annales des voyages;" mir theilte er einige interessante handschriftliche Nachrichten über die in Westfalen eröffneten heidnischen Gräber mit. Millin erwies ihm Gutes und gebrauchte ihn zur Anfertigung eines Verzeichnisses der Münzen der Merovingischen Könige im Münzcabinete.

Eines Tages bekam Arendt Lust, die schon von Ackerblad untersuchte römische Inschrift am Löwen zu Venedig zu besichtigen, und nun machte er sich sogleich auf

den Weg dahin. Italien gefiel ihm, weil er da mit wenigem Gelde leben und sich von Früchten nähren konnte. Er erschien hernach wieder in Paris, nachdem er, wenn ich nicht irre, schon wieder im Norden Europas gewesen war. Darauf wollte er nach Neapel reisen und begab sich auf den Weg, und zwar zu Fuße wie gewöhnlich. Nicht weit von Paris wurde er als Landstreicher angehalten und ins Zuchthaus von Melun gebracht. Von hier aus schrieb er an Maltebrun, welcher denn auch sogleich bewirkte, daß er wieder in Freiheit gesetzt wurde.

Zuletzt ging er nach Neapel, und hier hielt die kurzsichtige Regierung den unschuldigen Alterthumsforscher für einen Carbonaro, weil er seine Meinung frei auszusprechen pflegte, warf ihn in einen feuchten Kerker, ließ ihn dort lange schmachten, und als er endlich wieder freigelassen wurde, war es um die Gesundheit des armen, von Allem entblößten Gelehrten geschehen; er kam elendiglich um. Ich habe keinen so originellen Mann wieder angetroffen. Überall war er zu Hause; er betrachtete die ganze Welt gleichsam wie seine Vaterstadt, spazierte nach Herzenslust darin umher, sorgte niemals für den folgenden Tag, nahm das Gute, das ihm dargeboten wurde, gern an, dankte aber niemals und härmte sich keineswegs, wenn es ihm schlecht ging. Er wußte viel, lieferte aber, da er stets auf der Wanderung begriffen war, nichts Ausgearbeitetes. Nur einzelne Stücke sind von ihm gedruckt erschienen.

Maltebrun hatte unterdessen fortgefahren, auf verschiedene Weise seinen Ruf zu erweitern. Unter den

Aufsätzen, die er im „Journal de l'empire" hatte einrücken lassen, befand sich einer, welcher angeblich von einem Zöglinge der polytechnischen Schule geschrieben war, und worin des Professors Biot an dieser Schule auf eine etwas hämische Weise gedacht wurde. Ich erinnere mich nicht mehr, weshalb Maltebrun dem Prof. Biot auf den Leib wollte; vermuthlich hielt er ihn für den Verfasser irgend einer harten Kritik wider ihn. Überhaupt waren damals die Schriftsteller in den Tagesblättern außerordentlich beißend. Da ihnen das Gebiet der Politik fast verschlossen war, hatten sie keine andere Beschäftigung als die kleinlichen Streitigkeiten in der Tagesliteratur; sie lagen sich beständig in den Haaren, und diese Plackereien belästigten ein Publicum, dem ebenfalls eine höhere Richtung versagt war. So hatte der Despotismus der Napoleonschen Censur und Polizei Schriftsteller und Leser herabgewürdigt.

Die Schüler der polytechnischen Anstalt, aus welcher damals lauter wissenschaftliche Männer hervorgingen, nahmen die Sticheleien auf ihren Professor sehr übel; sie hatten bald ausgewittert, daß Maltebrun der Verfasser des Aufsatzes sei, begaben sich eines Tages zu ihm, fielen über ihn her, versetzten ihm einige Schläge und entflohen dann wie Meuchelmörder. Dieser gewaltthätige Auftritt machte viel Aufsehen. Man soll Napoleon davon gesagt, er aber soll nichts weiter gethan als darüber gelächelt haben. Biot wollte nicht das Ansehen haben, als ob er die Schüler im Geringsten zur Rache aufgereizt habe, und ließ im „Mercure de France," woran er arbeitete, einen Aufsatz einrücken,

worin er Maltebrun's mit Lob erwähnte. Nun wollte auch Maltebrun nicht der Letzte an Edelmuth sein. Anstatt die gerichtliche Untersuchung über die in seinem Hause begangene Gewaltthätigkeit betreiben zu lassen, suchte er sie niederzuschlagen und lobte seinerseits Biot im „Journal de l'empire."

Ein anderes Mal lag ihm viel daran, dem Publicum zu beweisen, daß das „Journal de Paris," welches ihn oft wegen seiner geographischen Kenntnisse bekrittelt hatte, von geographischen Stümpern verfaßt werde; er ließ daher unter einem Regierungssiegel diesem Journal die Nachricht von der vorgeblichen Entdeckung mehrer Inseln unter angegebenen Längen- und Breitengraden zukommen, nebst den von den Russen diesen Inseln beigelegten Namen. Das „Journal de Paris" untersuchte die Sache nicht, sondern eilte, sie dem Publicum sogleich am folgenden Tage mitzutheilen. Nun hatte Maltebrun seine Freude daran, am Tage darauf im „Journal de l'empire" zu zeigen, daß man das arme „Journal de Paris" zum Besten gehabt habe, indem die vorgeblich soeben entdeckten Inseln mitten in Petersburg lägen und, so lange diese Stadt stehe, unter ihren Namen bekannt seien. Ich sah, wie er sich vor Freuden die Hände rieb, daß ihm dieser Spaß gelungen sei, und daß die Stümper so schön in die Falle gelockt worden seien. Ich dachte an meinen Camille, Herausgeber der „Annales d'architecture," und an die thurmhohe Wolfsfalle, die er seinem Gegner aufgebunden hatte.

Hätte Maltebrun seine Zeit mit lauter solchen klein-

lichen Zwistigkeiten verdorben, so würde er wahrscheinlich keinen so großen Ruf hinterlassen haben; allein sie waren gleichsam nur Erholungen für ihn, und eben die große Reizbarkeit, welche bewirkte, daß er an kleinen Fehden sich außerordentlich belustigte, machte ihn auch fähig, sich lebhaft und anhaltend mit großen Dingen zu beschäftigen, welche seinen Geist in Anspruch nahmen. So hatte er damals den Plan zu seinem „**Précis de géographie universelle**“ entworfen, welche eine Erdbeschreibung werden sollte, wie es noch keine gab. Man hatte bisher das ganze Verdienst einer großen Erdbeschreibung in die systematische Darstellung richtiger Thatsachen gesetzt. Zwar hatte man auch versucht, Erdbeschreibungen in einem angenehmen Style für die gebildeten Stände zu liefern; diese waren aber meistens Compilationen ohne vieles wissenschaftliche Verdienst. Maltebrun wollte ein gründliches Werk über die allgemeine Erdbeschreibung in einem gefälligen Style schreiben. Sein Handbuch sollte kritisch zusammengestellt und dabei erzählend sein. Er arbeitete fleißig an der Ausführung dieses Plans, und es ist sehr zu bedauern, daß er nicht noch weit mehr Muße und Fleiß daran verwenden konnte. Denn obschon seine Aufsätze im „**Journal de l'empire**“ die Biegsamkeit und Vielseitigkeit seines Geistes beweisen, so ist doch jener „**Précis**“ das einzige Werk, welches zeigt, was dieser Geist hat leisten können.

Diese Arbeit wurde aber durch manche Kleinigkeiten unterbrochen, und ich mußte oft über die komische Verzweiflung seines Verlegers Buisson lachen, welcher ihm jeden Morgen seine Aufwartung machte, um zu sehen,

ob die Arbeit vorrücke, und der sich zuweilen allerlei unbedeutende Dinge mußte erzählen lassen, die Maltebrun's beweglichen Geist eben auf sich gezogen hatten. Buisson wagte sich nicht zu beklagen, indem er wohl sah, daß es zu nichts helfen würde, und ging mit niedergeschlagener Seele von dannen. Traf er Maltebrun an einem Tage an, wo dieser eben durch nichts Neues aufgereizt wurde, sondern mit seiner Erdbeschreibung beschäftigt war, so benutzte Buisson diesen Augenblick, um ihm neue Versprechungen abzulocken, und versprach seinerseits klingende Münze und andere reizende Dinge. Nun ging das Geschäft einige Tage rasch vorwärts; allein ehe sich's Buisson versah, fand er den Geographen wieder emsig mit einer leichten Tagesbegebenheit beschäftigt, und von dem „Précis" war keine Rede.

Dann schnitt er saure Gesichter und entfernte sich mismuthig. Er war ein sehr schlauer Kopf, aus Briançon, in den Gebirgen der Dauphiné, gebürtig, von wo jährlich eine Menge von Bewohnern auswandern, unter Anderm um als Hausirer Volksbücher feilzubieten. Buisson hat viele gute Schriften verlegt, die ohne sein Betreiben vielleicht niemals das Tageslicht erblickt, ja nicht einmal abgefaßt worden wären. Er verstand das Buchhändlergeschäft wohl, hielt viel auf Ordnung und zahlte sehr pünktlich. Es ward unter uns Dreien ausgemacht, daß ich von Maltebrun's „Erdbeschreibung" einen Abriß zum Gebrauch für Schulen machen sollte, sobald das große Werk fertig sein würde. Allein Maltebrun hat sein Werk nie beendigt und somit konnte auch der Auszug nicht gemacht werden.

Maltebrun hatte sich seit Kurzem mit einem Mädchen ohne das geringste Vermögen verheirathet; da er aber viel verdiente, so war er im Stande, eine ziemlich ansehnliche Haushaltung zu führen und oft Gesellschaft in seinem Hause zu versammeln.

Außer den vielerlei literarischen Arbeiten, welche um diese Zeit zusammentrafen, hatte ich noch beständig mehre Stunden Unterricht in Familien zu geben, mit denen es mir lieb war, in angenehmen Verhältnissen zu bleiben. Wenn aber die Schüler allzu langsam dem Unterrichte folgten und zu nachlässig waren, verlor ich auch bald alle Lust und Geduld, auf sie meine Mühe zu verwenden, und suchte mich dann unter irgend einem Vorwande von ihnen loszuwinden. Nichts schien mir peinlicher, als eine ganze Stunde und länger an Jemanden gleichsam gefesselt zu sein, von dem man sich keine Fortschritte versprechen konnte. Ich habe damals einsehen lernen, wie groß das Verdienst Derjenigen ist, welche niemals bei dem Unterrichte die Geduld verlieren und lieber mehrmals von neuem anfangen, als daß sie den Schüler hinter sich lassen möchten. Ehe man einen Lehrer in einer öffentlichen oder einer Privatanstalt annähme, sollte man nicht allein seine Fähigkeiten, sondern auch seine Geduld auf allerlei Proben stellen, und bestände er in beiden Dingen gut, so sollte man ihm eine Zulage bewilligen, um ja einen so wichtigen Mann nicht wieder zu verlieren.

Unter den Zöglingen, die ich nach und nach bekam, muß ich ein sehr merkwürdiges Mädchen erwähnen; sie war die Tochter eines reichen Kaufmannes aus dem mit-

täglichen Frankreich; ihr Wuchs war schlank, ihre Gesichtszüge waren fein und ausdrucksvoll; etwas Melancholie vermischte sich mit der Anmuth dieser Züge, sodaß selbst in ihrem Lächeln etwas Ernst lag; da sie ein wenig mager und blaß war, so hob sich dieses Melancholische noch mehr hervor. Dunkelbraune Locken ringelten sich auf beiden Seiten des Gesichts bis auf die Schultern herab. Ein schöner Fuß trug den schlanken Körper, an welchem Alles Grazie und Anmuth war, und hob ihn beim Gehen leicht empor. Im Hause selbst hüpfte sie immer lustig einher, sodaß sie leicht über den geglätteten Boden hinzugleiten schien. Ihr Anzug war immer einfach, aber geschmackvoll.

Ihre geistigen Eigenschaften waren aber noch ausgezeichneter als ihre körperlichen. Sie schien von einem unauslöschlichen Durste nach Wissenschaften und Kenntnissen angetrieben zu werden, und hatte in Zeit von einigen Jahren den ganzen Kreis des Unterrichts der jungen Pariserinnen aus den reichen Ständen erschöpft. Sie drückte sich in ihrer Muttersprache mit Correctheit und Eleganz aus, sprach Englisch und Italienisch, zeichnete, tanzte, malte und musicirte vortrefflich. Da sie ihren jüngern Bruder hatte Latein studiren sehen, wollte sie diese Sprache mit ihm lernen. Sie hatte ihn in Kurzem eingeholt und bald dichtete sie schon lateinische Verse.

Ihr unermüdlicher Geist verlangte nun wieder neue Übung, und sie bekam Lust, Deutsch zu lernen, was bei Französinnen etwas Seltenes ist, wenn sie nicht besondere Beweggründe haben, sich diese Sprache zu erwerben.

Ein Freund der Familie, den ich kannte, schlug sie mir zur Schülerin vor und führte mich zu den Ältern, belehrte mich jedoch im Hingehen, daß es mit diesem Mädchen eine höchst traurige Bewandniß habe. Der Arzt vom Hause hatte ihm nämlich gesagt, er sähe den außerordentlichen Trieb des jungen Mädchens zum Studiren als die Folge einer zu schnell erfolgten organischen Entwickelung an, und fürchte, die Natur werde sich bei ihr in weniger Zeit, er sagte, in zwei Jahren, völlig erschöpfen, und dadurch müsse dieses schöne Gebilde ganz zu Grunde gehen, wie eine Blume verwelkt, deren Bildung und Entfaltung besondere Umstände vor der Jahreszeit hervortreiben und die nach Kurzem keinen Nahrungsstoff mehr bekommt.

Ich kann nicht beschreiben, wie weh mir in der Folge das von dem unbekannten Arzte ausgesprochene Todesurtheil that. So oft mich die reizende Schülerin durch ihre schnellen Fortschritte und durch ihre geistreiche Unterhaltung in Erstaunen setzte, verbitterte der Gedanke an ihr bevorstehendes Schicksal meine Freude, und wehmüthig dachte ich: armes und unschuldiges Geschöpf! besser wäre es für dich, wenn die Natur dich nicht so reichlich mit ihren Gaben überschüttet hätte! Wozu nützen dir deine außerordentlichen Geistesfähigkeiten? Das Grab wird in Kurzem Alles verschlingen, was sich Schönes in deiner Seele entfaltet, und auch das Wenige, was ich zu deiner Bildung beitrage, wird vergebens sein. Jetzt bist du die Freude und der Stolz deiner Familie, wie werden sie sich je über den Verlust einer solchen Tochter trösten können!

Als ich das Deutsche mit ihr anfing, behauptete sie lächelnd, solch eine schwere Sprache werde sie nimmer lernen. Sie brauchte aber nur wenige Monate Unterricht, um die ältern classiischen Schriftsteller Deutschlands zu verstehen, und wir konnten nun ziemlich rasch die besten Werke zusammen lesen. Bei dieser Lecture überraschte sie mich oft mit ihren geistreichen und treffenden Bemerkungen, die sie aber immer im Tone des Zweifels und fragweise vorbrachte. So erinnere ich mich, daß, als wir Lessing's „Miß Sara Sampson" zusammen lasen und an die Stelle des fünften Aufzuges gekommen waren, wo Sir William seine Tochter sterben sieht und bedächtig ausruft: „Ich sehe, du wirst von Augenblick zu Augenblick schwächer; ich sehe es und bleibe hülflos stehen!" ihr dieses „Hülflosstehenbleiben" in einer solchen Lage auffiel, und sie mich fragte, weswegen denn der Vater, der seine Tochter mit dem Tode ringen sehe, nicht sogleich Hülfe herbeirufe, sondern sagen könne: „Ich sehe es und bleibe hülflos stehen." Ich konnte ihr nichts Anderes antworten, als daß es Augenblicke gibt, wo man alle Geistesgegenwart verliert und wie eingewurzelt am Boden stehen bleibt. Sie aber schüttelte den Kopf und meinte, es sei doch nicht natürlich, daß ein seine Tochter in Todesgefahr erblickender Vater nichts thue, um sie daraus zu retten.

Vielleicht ist in Deutschland das phlegmatisch-bedächtige Betragen des Vaters in dieser Lage Niemanden aufgefallen, weil es dem Nationalcharakter entspricht; allein sicher würde eine ähnliche Stelle auf der französischen Bühne stark getadelt werden. Übrigens läßt der

Dichter hier nur deswegen den Vater verweilen, um eine Gelegenheit zu haben, in dem folgenden Auftritte einen heftigen Ausbruch zwischen ihm und dem herbeieilenden Verführer Melfort zu veranlassen. Jedoch hätte er allerdings besser gethan, wenn er ein anderes Mittel ersonnen hätte, Vater und Verführer beim Hinscheiden der Miß Sara zusammenzuführen.

Nach Verlauf eines Jahres war meine Schülerin schon so weit fortgeschritten, daß sie nur noch Übung im Sprechen bedurfte; da sie jedoch mit ihren Ältern nach ihrer Vaterstadt zurückkehrte, so hörte ich nichts mehr von ihr. Vielleicht deckt das Grab schon seit vielen Jahren alle diese Reize; vielleicht aber hat sich der strenge Ausspruch des Arztes nicht bewährt, wie dies zuweilen der Fall ist, und trotz der Verurtheilung des Äskulaps lebt sie vergnügt im Kreise der Ihrigen und beglückt eine junge Familie, wie sie sonst das Glück ihrer Ältern war.

Einige meiner literarischen Freunde führten mich bei einer Schriftstellerin, Madame **, ein, welche damals einen kleinen Zirkel von Literatoren und Freunden um sich versammelte. Hier öffnete sich für mich eine neue Gesellschaft. Madame ** war nicht mehr in der ersten Jugendblüte und konnte eben nicht als schön gelten; aber sie hatte etwas Elegantes in ihrem Äußern, eine sanfte Stimme und einen schönen Wuchs. Da sie gar keine Familie in Paris hatte und von ihrem Manne, wie es schien, getrennt war, dabei sehr wenig Vermögen besaß, so waren ihre Zerstreuungsmittel auch sehr gering, und ich sah bei ihr, wie eine geistreiche Frau,

welche in Paris ganz allein steht, es anzufangen hat, wenn sie Alles mitmachen will, ohne daß sie von ihrer Familie oder durch ein bedeutendes Vermögen unterstützt wird. Ihre frühere Geschichte ist mir unbekannt geblieben. Als ich bei ihr eingeführt wurde, schrieb sie in Zeitschriften sehr interessante Artikel und versammelte die Gelehrten und Journalisten um sich her; doch vergaß sie auch nicht, Personen aus andern Ständen herbeizuziehen, und ich habe Gesandten und Prinzen in ihrem kleinen Gemache angetroffen. Da sie eine reizende Gesellschafterin war, so suchte Jeder nach seinem Vermögen ihr Lustbarkeiten zu verschaffen. Der Eine führte sie auf den Ball, der Andere zum Schauspiele, der Dritte ins Concert, mit einem Vierten machte sie eine Landpartie, und dies Leben war ihr Element. Wenn sie einsam zu Hause bleiben mußte und Abends die Kutschen auf der Gasse zu den Assembleen rollen hörte, wurde sie traurig, weil sie sich bei dem Rasseln der Kutschen alle die Vergnügen dachte, welche die Leute in denselben diesen Abend genießen würden und deren sie selbst beraubt sei. Hatte sie nur einen Gesellschafter, besonders einen heitern oder geistreichen, so war sie für den Abend zufrieden; kamen deren zwei, so war sie fröhlich, und so vermehrte sich ihre Freude mit der Zahl der Gäste.

Sowie alle geistreichen Pariserinnen förderte sie emsig ihren Geist zu Tage und mochte nicht gern in dieser Hinsicht andern Damen nachgeben. Ich fand sie einmal fast trostlos, weil sie in einer Unterhaltung mit einer als sehr geistreich bekannten Dame, welche sie zum

ersten Male besucht hatte, zwei Mal den Faden des Gesprächs habe fallen oder reißen lassen und viele Mühe gehabt, ihn wieder anzuknüpfen. „Was wird Madame N. N** von mir denken!“ rief sie kläglich aus.

Ein anderes Mal, als sich zwei ihrer Bekannten über einen Dritten auf eine witzige Art lustig machten, rief sie lachend aus: „Hört auf, ihr Herren! sonst kann ich mich nicht enthalten, mit euch einzustimmen.“

Ihr Hauptgedanke war immer, wie sie sich einzurichten habe, um die Zeit, besonders die Nachmittage und Abende, nie leer zu lassen, sondern auf eine angenehme Art auszufüllen. Dies gelang ihr denn auch nicht übel, und in der That war jeder ihrer Freunde, dem sie einen Abend oder im Sommer einen ganzen Tag im Freien schenkte, sehr erfreut über diesen Vorzug; dabei wußte sie die Herren, die leicht auf einander eifersüchtig hätten werden können, in gutem Vernehmen zu erhalten, und man traf bei ihr wirklich manchen sehr interessanten Mann, unter Andern den jungen Dichter Millevoie, dessen stutzerähnliches Äußere gegen seine Elegien sehr abstach und den die Vergnügungen von Paris zu früh und zu sehr in Anspruch nahmen. Seine Laufbahn war fröhlich, aber kurz, und manche Schöne beweinte den jungen elegischen Dichter.

Ich lernte aus dem Gespräche der Madame ** sehr viel; auch wußte sie vortrefflich Bescheid über Gebrauch und Sitte in den pariser Gesellschaften und wies mich manchmal zurecht; eine Mühe, die sich noch Keiner genommen hatte, weil man in Paris überhaupt beständig fürchtet, die Eigenliebe der Personen, mit denen man

umgeht, zu beleidigen, und daher im Gespräche Alles vermeidet, was ihnen misfallen könnte. Im Ganzen ist diese Sorgfalt lobenswerth; denn sie bezeigt das Verlangen, Denjenigen, mit welchen uns das Schicksal zusammenführt, gefällig zu sein, und es werden manche Ursachen des Haders vermieden, indem die Menschen sich gegen einander wohlwollend zeigen und ihre rauhen Seiten wechselsweise verbergen. Andererseits aber ist es für junge Leute, welche noch zu lernen haben, äußerst nützlich, wenn sie Personen antreffen, welche ihnen in der Annehmlichkeit des Umganges weit überlegen sind und sich die Mühe nehmen, den jungen Leuten ihre Fehler zu zeigen, und ihnen anzudeuten, wo sie sich ungeschickt benehmen. Der Unterricht der Damen besonders ist in diesem Falle sehr wirksam, und es wäre zu wünschen, daß jeder Jüngling, welcher aus der Provinz oder vom Lande in die Hauptstadt versetzt wird, in die Lehre bei einer wohlwollenden Dame geriethe und bei ihr anständig seine gesellschaftliche Bildung vollendete.

Bei der Madame ** zogen sich jedoch die Abende bis tief in die Nacht hinein; da sich dies nicht mit ernsten Beschäftigungen vertrug, welche vom frühen Morgen ihren Anfang nahmen, und da ich auch noch zu rechter Zeit merkte, daß mein Erwerb nicht hinreichte, um mit so manchen begüterten und galanten Herren zu wetteifern, um der Frau vom Hause Lustpartien zu verschaffen, so zog ich mich allmälig aus dieser Gesellschaft heraus, so viele Reize sie auch hatte, und dies Verfahren habe ich in der Folge bei ähnlichen Gelegenheiten

beobachtet, sodaß ich von dem Strudel der Zerstreuungen nicht fortgerissen wurde und Herr über meine Zeit blieb; zwar mußte ich dabei einige Vergnügungen einbüßen, dagegen wurde ich aber an ein regelmäßiges Leben gewöhnt, welches auch seine Reize hat, und das man zu bereuen in einer großen Hauptstadt nie Ursache bekommt.

Achtes Kapitel.

1812 — 1813.

Betragen der französischen Beamten in Münster. — Grafen R**'s Prachtwerk über die Völker Rußlands. — Ausflug in die Schweiz. — Reise nach München. — Audienz beim Könige. — Maximilians Regierung. — Akademie; Schlichtegroll. — Anekdoten über den Grafen von Rumford. — Graf de B**. — Graf von Goltz. — Écumeurs de tabatières. — Philotechnische Gesellschaft. — Ausgabe von Léveques' „Geschichte Rußlands." — Trauriges Abenteuer eines liefländischen Edelmannes unter Kaiser Paul I. — Proceß zweier reichen Speculanten in Paris.

Einer meiner Bekannten, Mangourit, Verfasser der „Reise nach Hanover" und der „Vertheidigung von Ancona," vernahm eines Abends, als er nach Hause kam, Jemand von der Polizei habe geheimnißvoll nach ihm während seiner Abwesenheit gefragt und sich genau erkundigt, um welche Stunde man ihn antreffen könne. Dies fiel Mangourit auf; er konnte nicht begreifen, was die Polizei von ihm wollte. Da es unter Napoleons eigenmächtiger Herrschaft eine gefährliche Sache war, von der Polizei beobachtet zu werden, so war er nicht ohne Unruhe wegen seiner Person und hielt so-

gleich Musterung über seine Papiere, um zu sehen, ob nichts darin sei, was ihm Verfolgungen zuziehen könne.

Am folgenden Morgen früh, als er noch im Bette lag, erschien der Polizeibeamte wieder und verlangte ihn allein zu sprechen. O weh! sagte Mangourit für sich, der kommt gewiß, um mich zu verhaften. Nun ist's um meine Freiheit geschehen! Es fand sich aber, daß der Polizeibeamte blos kam, um ihn zur Subscription auf die Werke des Dichters von Piis, Generalsecretairs der Polizeipräfectur, einzuladen. Mangourit war froh, daß man nur seiner Börse, nicht aber seiner Person etwas anhatte, und gab die 36 Franken für die vier dicken Bände der Piis'schen Dichtungen her, die man seitdem bei allen Büchertrödlern um eine Kleinigkeit kaufen kann.

Etwas Ähnliches begegnete auch mir. Ich stand einmal am Fenster meines Zimmers und sah in den Hof hinein, als ich unten einen dicken Mann mit grauem Überrocke nach mir fragen höre. Eine Menge Leute folgen ihm. Er tritt an der Spitze dieses Haufens herein, welcher aus Franz Moor's Gesellen zu bestehen schien. Mein erster Gedanke war, es wären Polizeispione, und sie kämen, um mich in Verhaft zu nehmen, obschon ich mir keines Vergehens gegen Napoleon bewußt war, den der damalige Katechismus von ganzem Herzen zu lieben befahl. Diese Furcht verschwand jedoch bald, als mich der dicke Mann im grauen Überrocke, der den zweideutigen Haufen anführte, mit dem Namen: Vetter! begrüßte und sich und die Seinigen als münstersche Conscribirte zu erkennen gab, die einem Regimente, das in

der Umgegend von Paris lag, einverleibt werden sollten und mir als Landsmann einen Besuch hatten abstatten wollen, ehe sie Paris verließen.

Münster war französisch und der Hauptort des Lippedepartements geworden. Aber die ehemaligen Beamten, besonders die auf Pension gesetzten, wurden nicht bezahlt, und es herrschte ein großes Elend in der sonst so ruhigen und zufriedenen Stadt. Die Leute hatten es längst schon eingesehen, daß die preußische Regierung, der sie sich anfangs mit so großem Widerwillen unterworfen hatten, doch pünktlich ihre Verpflichtungen erfüllte, wogegen Napoleon zwar die Klostergüter unter seine Generale verschenkte, aber der bedrängten Staatsdiener sich gar nicht annahm. Zuletzt wurden jedoch die Klagen so laut, daß endlich ein Commissair, der Baron Louis, nach Münster geschickt wurde, um die Foderungen der Staatsgläubiger zu berichtigen. Ich hoffte nun, daß mein Vater endlich auch seinen Rückstand erhalten würde, und ich empfahl ihn deshalb einem jungen Auditeur, welcher den Baron Louis begleitete; auch sprach ich mit diesem. Allein der erste Brief, welchen der junge Auditeur nach Paris schrieb, enthielt die Nachricht von dem Tode meines Vaters, welchen kurz vor der Ankunft der Liquidationscommission der Schlag getroffen hatte. Der Kummer über eine unsichere Zukunft und die Beraubung mancher ihm zum Bedürfnisse gewordenen Dinge mögen nicht wenig dazu beigetragen haben, das Ende dieses redlichen Mannes zu beschleunigen. Meine Mutter blieb noch mit drei unversorgten Kindern und hat in der Folge von dem meinem Vater

schuldigen Rückstande nichts erhalten können. Alles Liquidirens ungeachtet wurde ihr nichts oder wenig ausgezahlt. Baron Louis schien sein Geschäft ohne viele Rücksicht auf Recht und Billigkeit zu betreiben, oder konnte Napoleon zu nichts Rechtlichem bewegen; genug, die französische Regierung nahm ein und zahlte nicht. Die Preußen weigerten sich in der Folge, die Schuld anzuerkennen, und Östreich, in dessen Staatsschuld mein Vater sein erspartes Geld angelegt hatte, verlor durch seine heillosen Finanzoperationen allen Credit, und die angelegte Summe sank auf eine sehr unbedeutende herab. So schienen sich alle Regierungen zum Unglück einer kleinen Familie zu vereinigen. Wie manche solcher partiellen Ungerechtigkeiten verlieren sich in der ungeheuren Masse der größern, welche die Staatsumwälzungen nach sich ziehen! Wie viel Thränen fließen in den Häusern, während vor den Palästen und in den Zeitungen gejubelt wird! Glücklich sind die Länder, wo das Volk Stellvertreter hat, welche seine Anliegen und Klagen öffentlich zur Sprache bringen können! Wenn auch nicht alle Ungerechtigkeiten vermieden werden, so werden derselben doch weit weniger begangen. Alle Regierungen, wenn ihr Gewissen nicht rein ist, fürchten die Öffentlichkeit; daher ist das Recht, Misbräuche und Ungerechtigkeiten frei bekanntzumachen, eine der besten Schutzwehren für die Bürger, und sie sollten sich dieses Recht niemals nehmen lassen.

Napoleon hatte zum Präfecten von Münster einen seiner Kammerherren, de * * * *, ernannt, der von der Staatsverwaltung wenig zu verstehen schien und wahr

scheinlich glaubte, es sei genug, die Befehle seines gestrengen Herrn pünktlich zu vollziehen und im Kleinen dessen Beispiele nachzuahmen. Obschon nun die Münsterländer im Ganzen sehr gutmüthig sind und sich Manches gefallen lassen, so zeigten sie doch einige Male unter der Napoleonschen Herrschaft, daß sie ihre Menschenwürde nicht abgelegt hatten. Bei einer der Conscribirtenloosungen, wo die Maires der verschiedenen Gemeinden ihre jungen Leute herbeiführten und dem Präfecten vorstellten, reichte einer der Maires für einen der jungen Conscribirten ein Attestat ein, welches bezeugte, daß der junge Mensch berechtigt sei, eine der gesetzlichen Ausnahmen vom Conscriptionsgesetze für sich geltend zu machen. Der Präfect nahm das Papier verächtlich an und zerriß es. „Herr Präfect!" hob der Maire in einem würdevollen Tone an, „der Mensch ist kein zum Joche verdammtes Thier; so niedrig er auch stehen mag, so verdient er doch angehört zu werden, wenn er das Gesetz für sich in Anspruch nimmt." Die ganze Versammlung billigte diese muthige und edle Äußerung. Der Präfect war beschämt, sah seine Übereilung ein, hob die Papierstücke auf und versprach, das Zeugniß zu untersuchen. Die Münsterländer schlossen daraus, daß der Kammerherr Napoleons wenigstens kein verstockter Dummkopf sei, denn sonst hätte er ja auf seiner Weigerung bestanden. Es konnte ihm aber auch vor einem Bericht an seinen Herrn und Meister bange sein, der ihn vielleicht ohne Weiteres wieder ins Vorzimmer relegirt hätte, wenn die Klage des Maire direct an ihn gelangt wäre.

Weit schlimmer betrug sich aber der Herr Präfect bei einer Gelegenheit, welche mehren Menschen das Leben gekostet haben würde, wenn nicht wiederum ein Münsterländer Muth und Eifer für die Sache der Menschheit bewiesen hätte. Einige mit Schießgewehren beladene offene Wagen waren durch die kleine Stadt Coesfeld gezogen und hatten dort die Nacht über weilen müssen. Sie waren schlecht bewacht und die Gewehre lagen offen da. Dies gab dem Gesindel Lust, sich einiger dieser Gewehre zu bemächtigen. Bald fanden sich mehre Liebhaber ein, und zuletzt wurden beinahe hundert Stück Flinten entwendet.

Als die Wächter diesen Diebstahl bemerkten, machten sie Lärm; es wurde ein Protokoll aufgenommen und durch ein Versehen die Sache als ein gewaltsamer Raub dargestellt, obschon sie nichts weiter als ein Diebstahl war. Als der Bericht in die Hände des Präfecten kam, machte dieser eine Meuterei und einen Hochverrath aus der Sache, zog mit Gensdarmerie und Linientruppen aus und besetzte Coesfeld wie eine feindliche Stadt. Er ließ alle Bürger entwaffnen, befahl die Verhaftung der Wächter und schleppte sie mit sich. Er wollte sie ohne Weiteres vor ein Militairgericht stellen, welches sie vermuthlich zum Tode verurtheilt haben würde. Allein van Coevorden, kaiserlicher Procurator zu Steinfurt, verlangte, sobald er den Vorfall erfuhr, die Auslieferung der Wächter, weil sie zur Civilgerichtsbarkeit gehörten. Der Präfect weigerte sich sie auszuliefern, behauptete, dies sei ein Ausnahmefall, und bestand darauf, sie müßten vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Der Gerichtspro-

curator erneuerte sein Gesuch und der Präfect seine Weigerung. Endlich ward van Coevorden böse und schrieb, daß, wenn der Präfect fortführe, die bürgerliche Gerichtsbarkeit zu verkennen, man genöthigt sein würde, gegen ihn selbst einen Proceß einzuleiten. Dies machte den hartnäckigen Kammerherrn stutzig. Er mochte nun wol fürchten, daß er zuletzt doch keine Ehre mit seinem unüberlegten Eifer einlegen würde, und ließ die Wächter an die bürgerliche Behörde verabfolgen. Sie wurden nun nach dem gesetzlichen Verfahren gerichtet, und da man sie blos der Unachtsamkeit beschuldigen konnte, so wurden sie freigesprochen.

Man kann leicht denken, daß ein so unerfahrner und mit dem Geiste seiner Untergebenen so wenig vertrauter Präfect wie dieser Kammerherr nicht geeignet war, die französische Regierung in Münster beliebt zu machen, und man begreift daher leicht, warum die Franzosen am Ende des Jahres 1813 Münster noch schneller verloren als die Preußen im Jahre 1806. In einem Lande, wo die Regierung wenig Liebe für das Wohl der Unterthanen zeigt, thun diese in Zeiten der Noth auch wenig für die Regierung; dies ist eine verdiente Folge schlechter Verwaltung; die Unterthanen sehen nicht ungern einer Staatsveränderung entgegen, von der sie wenig zu fürchten und Vieles zu hoffen haben.

Auch mit der münsterschen Geistlichkeit wurde Napoleon nicht zum besten fertig. Die Güter des Domkapitels hatte er eingezogen und die Klostergüter seinen Generalen geschenkt. Dies geschah ohne Widerrede, denn das Sequestriren war längst in Deutschland eingeführt.

Allein als der Kaiser den Bischof von Münster zum Nationalconcilium in Paris berufen hatte, fand er an diesem Bischofe so gut als an vielen andern einen festen Widerstand gegen seine Decrete, wodurch er sich des päpstlichen Ansehens entledigen wollte. Diese sonderbaren Verhandlungen sind von dem münsterschen Kanonikus Melchers, welcher dem Bischofe beistand, sehr genau beschrieben worden. Napoleon, der es mit Kaisern und Königen aufnahm und Reiche umstürzte, scheiterte, als er mit Gewissenssachen zu thun bekam.

Die Conscribirten, welche ich in Paris gesehen hatte, mußten bald mit der großen Armee nach Rußland aufbrechen, und von diesen Unglücklichen sind nur wenige wieder nach Hause gekommen. Dieser Feldzug war im Jahre 1812 die Hauptbegebenheit in Europa, und da sie eine unerhörte Unternehmung war, so war auch die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Erfolg gespannt. In Paris war von nichts als von kriegerischen Zurüstungen, Märschen, Recrutirungen, Conscriptionen die Rede; die Literatur fing an zu stocken, und die Lesewelt war neugieriger auf die Bulletins der großen Armee als auf die literarischen und gelehrten Zeitschriften.

Ich hatte mich in diesem Jahre einer besondern Beschäftigung unterzogen. Der bairische Graf R** war nach Paris gekommen, um hier ein Prachtwerk über die Völker Rußlands, wozu er die Zeichnungen und die Beschreibungen auf seinen Reisen durch jenes große Reich gesammelt hatte, herauszugeben. Er hatte zur Ausführung dieses seines Lieblingsprojectes schon sehr bedeutende Summen aufgeopfert und wollte nun, daß die Ausgabe

dem Fleiße und dem Aufwande des Sammlers angemessen sei. Da Maltebrun sich damit nicht befassen konnte, so übertrug auf dessen Rath Graf R** mir die Leitung der entworfenen Prachtausgabe, welche in einem Jahre oder in zweien beendigt werden sollte. Seine Bekanntschaft wurde für mich der Anfang äußerst angenehmer Verhältnisse, welche seitdem beständig fortgedauert haben. Graf R** war ein Liebhaber von Künsten und schönen Wissenschaften; alles Nützliche und Schöne hatte Interesse für seinen lebhaften Geist. Er war ein äußerst wohlwollender und beredter Mann, wußte Jedermann auf eine angenehme Art zu unterhalten, war großmüthig in allem seinen Thun, nahm sich der jungen Künstler thätig an und verwendete sein Einkommen auf eine edle Art.

Der erste Folioband der „Völker Rußlands" wurde im Jahre 1812 vollendet und war in typographischer Hinsicht gewiß eins der schönsten Werke jener Zeit. Colas, welchem der Druck übertragen worden war, obschon er niemals ein solches Prachtwerk zu drucken versucht hatte, legte damit große Ehre ein und bekam ein Glückwünschungsschreiben von der kaiserlichen Direction des Buchhandels.

Da ich nun ein starkes Bedürfniß nach Erholung in der freien Natur fühlte, so unternahm ich zu Ende des Sommers eine kleine Reise in die Provinz Franchecomté und an die Grenze der Schweiz. In Hinsicht der Ansichten und Naturschönheiten ist die Franchecomté eine der merkwürdigsten Gegenden Frankreichs; man könnte sie die französische Schweiz nennen; auch hängt sie ja mit der Schweiz zusammen und ist nur eine Fortsetzung der-

selben. Besançon, zwischen befestigten Bergen und an einem schönen Flusse gelegen, ist eine wegen ihrer römischen Alterthümer merkwürdige Stadt. An manchen Stellen derselben wird man durch Trümmer und durch alte Namen daran erinnert, daß die Römer hier geherrscht haben. Ich betrat mit einer Art von Ehrfurcht eine Stadt, die schon zu Cäsar's Zeiten befestigt war. Ich besuchte merkwürdige Höhlen und Brunnen in dem Gebirge und begab mich nach Pontarlier, an der äußersten Grenze. Von hier ging ein sogenannter char à banc, ein sonderbares niedriges Fuhrwerk, das aber im Gebirge sicherer ist als andere, nach Neuenburg in der Schweiz ab, indem es durch das malerisch-schöne Traversthal zog. Ich staunte über den Gewerbfleiß an den wilden Ufern der Reuß und ergötzte mich an dem Anblicke des neuenburger Sees, der diesen Gebirgsfluß aufnimmt.

Von Neuenburg begab ich mich mit der Landkutsche über einen hohen Berg nach dem Uhrmacherdorfe la Chaux de Fond und von da zu Fuße nach dem Dorfe Morteau, an dem Doubs, welcher durch Besançon fließt. Es war gerade der achte September, ein Buß- und Bettag in der Schweiz. Die Leute eilten aus allen Gegenden her in die Dorfkirchen und die Landtruppen bewachten die Landstraßen.

Am Doubs kehrte ich in ein Bauerhaus ein, welches mir als ein Wirthshaus bezeichnet wurde. Die Töchter trugen seidene Schürzen und waren wie die Mädchen in der Stadt gekleidet. Sie beschäftigen sich in ganz Neuenburg mit dem Spitzenmachen. Der Sohn

vom Hause führte mich in einem Kahne zwischen schroffen Felsen hindurch zum Wasserfalle des Doubs. Von da begab ich mich über die mit Wald bedeckten Gebirge nach Morteau, und hier fand ich Gelegenheit, nach Besançon zurückzukehren, wo ich mich einige Tage aufhielt; ich nahm dann den Weg über Dijon und ganz Burgund nach Paris, da ich zuvor durch die Champagne gekommen war.

Diese Reise habe ich in einem kleinen Werke beschrieben, welches im folgenden Jahre bei Eymery zu Paris erschien, in einer Zeit, wo man den wichtigsten Staatsbegebenheiten entgegensah und daher auf eine flüchtige Reisebeschreibung keine Aufmerksamkeit verwenden konnte. Diese Schrift ist daher auch wenig beachtet worden.

Während ich ruhig in der Schweiz umhergewandert war, hatte Napoleon Moskau erobert; allein bald erschollen die furchtbarsten Nachrichten von seinem Rückzuge. Er selbst langte wieder in Paris an, wo vor Kurzem eine Verschwörung ganz sonderbarer Art ihn beinahe um seinen Thron gebracht hätte. Ein einziger Mann, der gefangene General Mallet, hätte fast bewirkt, was Kaiser und Könige nicht vermochten, und mitten unter der ernsthaften Begebenheit fand man es komisch in Paris, daß der Polizeiminister auf einige Stunden ins Gefängniß geführt wurde, er, der so Manchen hatte hineinbringen lassen. Als Napoleon aus Rußland zurückkam, konnte er sich überzeugen, daß sein Thron nicht mehr auf festen Füßen stehe. Allein er hoffte sich durch Siege wiederaufzuhelfen. Er griff die Volksmenge,

die ihm schon den besten Theil ihrer Mannschaft geliefert hatte, wieder durch Conscriptionen an, die der feige Senat ohne Widerrede bewilligte, und es wurden furchtbare Zurüstungen zu neuen Feldzügen gemacht.

Da der erste Theil der „Völker Rußlands" beendigt war und Graf R** mit mir die Wahl der Materialien zum zweiten Theile zu besprechen wünschte, so lud er mich ein, im Winter nach München zu kommen. Ich willigte gern ein und versprach mir von dieser Reise manches Vergnügen, wie sie denn auch wirklich eine der angenehmsten wurde, die ich je gemacht habe.

Im Januar 1813 begab ich mich nach Strasburg, sah hier den Buchhändler Levrault, einen wohlhabenden Kaufmann und redlichen Bürger, welcher mit Recht die Hochachtung seiner Mitbürger genoß. Er gab mir Empfehlungen an einige merkwürdige Männer im Badenschen. Zu Karlsruhe besuchte ich den guten Weinbrenner, welcher mir Gelegenheit gab, mehre Anstalten dieser so regelmäßig, aber einförmig gebauten Residenzstadt zu besuchen. Auch sah ich die geschickten Kupferstecher Haldewang und Frommel, und im Museum traf ich Abends zu meiner Freude den Dichter Hebel an.

Zu Stuttgart besprach ich mich mit Cotta, nachdem ich bereits einige Jahre in Correspondenz mit ihm gestanden hatte. Haug, dessen gutmüthigem Äußern man es nie angesehen hätte, daß er sein Leben mit Epigrammendichten zubrachte, führte mich zu einem kleinen Abendvereine bei Danneker, nachdem ich am Tage einige von dessen Meisterwerken bewundert hatte. Da ich in Paris oft Zeuge von den spitzigen, aber geistreichen Epigrammen

gewesen war, welche sich die Dichter in ihrer beleidigten Eitelkeit oder gereizten Eifersucht wie Pfeile zuwarfen, und die fast immer scharf eindrangen, so kam mir das Epigrammendichten des guten Haug, der keinen Feind und keinen Nebenbuhler hatte und bei kaltem Blute und ohne im Geringsten aufgereizt zu sein unaufhörlich solche Gedichtlein verfertigte, sehr komisch vor.

Auf der Bibliothek sah ich Lebret und Petersen; Letzterer ließ mir hernach durch Haug eine Frage vorlegen, die er selbst nicht an mich zu richten wagte, weil ich ihn leicht hätte auslachen können; selbst Haug hielt für nöthig, die sonderbare Frage mit einer Einleitung zu begleiten. Er sagte endlich, Petersen stelle Forschungen über die Ausrufungswörter in den verschiedenen Sprachen an, und da er wisse, daß ich mich mit dem Spanischen viel beschäftigt hätte, so wünsche er, falls ich ihm darüber Auskunft geben könne, von mir zu erfahren, wie man in Spanien die Hühner herbeirufe.

Ich mußte zu meiner Beschämung gestehen, daß ich dies nicht im Mindesten wisse, weil sich bei allen Autoren, die ich gelesen, nichts über diese Materie vorgefunden habe, und ich zweifelte sogar, ob irgend ein Schriftsteller sich damit abgegeben habe.

Zu Karlsruhe hatte mich ein geringer Umstand von dem unterwürfigen Zustande des Landes überzeugt. Ich öffnete einen Volkskalender, in welchem die Begebenheiten des vorigen Jahres erzählt wurden, und dieses chronologische Verzeichniß war aus den Bulletins der großen Armee ausgeschrieben. Es hieß darin unter Anderm, Wellington mit seinen Buschkleppern und Straßen=

räubern hause noch auf den Landstraßen. Baden war ja auch das einzige deutsche Land, welches seine Soldaten zu dem traurigen Kriege in Spanien hergegeben hatte; andere deutsche Regierungen hatten sie kühn verweigert. Baden war wirklich zu bedauern, daß es dem großen Reiche so nahe lag; hatte es doch dulden müssen, daß man mit Verletzung des Völkerrechts den Herzog von Enghien auf seinem Gebiete verhaftete und nach Frankreich schleppte! Nur hätte es den Muth haben sollen, dazu nicht stillzuschweigen.

Stuttgart kam mir noch wie die steifen deutschen Garnisonstädte ehemaliger Zeit vor. Der König schien sich auf seine Königskrone viel zugute zu thun. Sie war überall angebracht: in colossaler Größe auf dem Schlosse, ein Einfall, den, glaube ich, noch kein König gehabt hat, und im Kleinen auf allen Papageienkäfigen, deren man im Schlosse eine Menge antraf.

Alles zitterte vor diesem alten und heftigen Könige. Vor Kurzem hatte ihn eine angebliche Verschwörung erschreckt; er hatte überall Couriere hingeschickt, um die Nachricht davon an die Höfe zu bringen. Die strengsten Maßregeln waren von der Polizei vorgeschrieben worden. Zuletzt ergab sich, daß die Verschwörung eine Erfindung des Angebers war. Seit der Nachricht von dem beklagenswerthen Rückzuge der großen Armee aus Rußland hatte der König alle öffentlichen Ergötzlichkeiten im Winter verboten. Es hätte etwas Edles und Großes in dieser Entsagung gelegen, wenn nicht ein königlicher Befehl, sondern freier Wille der Einwohner sie beschlossen hätte. Stuttgart hatte wirklich ein trauriges An-

sehen. Auf dem Lande klagte man über die unbändige Jagdlust des Königs und über die Frohndienste, die er bei dieser Belustigung den Bauern auferlegte.

Im Gasthofe zu Stuttgart war mir nichts so sehr aufgefallen als die vielen Excellenzen, welche hier des Abends zusammenkamen und mit einem Schöppel Landwein vorliebnahmen. In ganz Paris lebten vielleicht nicht so viele Excellenzen, als hier in der Gaststube beisammenwaren. Ich merkte, daß ich wieder in ein Land gekommen war, wo die Titelsucht eines der herrschenden Übel ist. Das Schwabenland mit seinen fruchtbaren Thälern, Obstgärten, terrassenförmigen Weinbergen und alten Schlössern entzückte mich, obschon es unter einer Schneedecke lag.

Augsburg bot mir den Anblick eines der ehemaligen Sitze des südlichen Katholicismus dar. Es waren von diesem Charakter noch Spuren genug an den geschmacklos verzierten Kirchen zu sehen. Aber auch der Gewerbfleiß der ehemaligen freien Reichsstadt macht sich noch überall bemerklich. Ich langte im Anfange Februars zu München an, gerade als das Carneval begann. Hier war von keiner Trauer, keiner Entsagung die Rede. Ungeachtet der traurigsten Nachrichten, welche Wrede und die andern Oberoffiziere aus Rußland mitbrachten, war Alles in voller Lustbarkeit, als ob dieses Unglück Baiern nichts anginge, oder als ob man den drückenden Gedanken daran wegtanzen wollte.

Die Hopfenstangen und die weiten einförmigen Ebenen, sowie der etwas böhmische Anzug der Weiber aus dem Volke hatten mich schon belehrt, daß man beim

übersetzen über die Donau unter eine andere Nation und in ein anderes Land trete. Die vielen Kirchen hätten es auch beweisen können. Freilich war darin seit Montgelas' Ministerium eine große Reform vorgegangen; doch blieben der Kirchen noch eine Menge offen und sie wurden fleißig besucht.

Graf v. R** empfing mich wie einen Freund, den man lange erwartet hat, stellte mich den Ministern, Gesandten und Hofbeamten vor, und von nun an mußte ich mit ihm an allen Lustbarkeiten Theil nehmen, welche in den großen Häusern stattfanden. Sechs Wochen lang dauerte dieser Carnevalstaumel, während dessen ich kaum zu mir kommen konnte, und der mich in den Stand setzte, das deutsche Hofleben genau zu beobachten. Es hat gewiß sein Angenehmes, diesen glänzenden Gesellschaften beizuwohnen, wo Alles zur Festlichkeit gestimmt ist, Aufwand und Reichthum alle Gedanken an Elend und Noth verscheuchen und die Schönheit in ihrem größten Glanze erscheint. Hat man jedoch ein halbes Dutzend dieser Festlichkeiten gesehen, so weiß man schon Bescheid und hat nichts Neues mehr zu erwarten. Wenn man ferner bedenkt, daß Herzlichkeit bei einem solchen Feste wo nicht fehlt, doch eine seltene Erscheinung ist, so wird man bald geneigt, sich nach einem kleinern Kreise zu sehnen, in welchem man sich seinen Gefühlen frei überlassen kann und von seines Gleichen gern gesehen wird, weil man ihnen nicht im Wege steht.

Graf v. R** hatte ein Exemplar von einigen meiner Schriften schön einbinden lassen, und eines Morgens begaben wir uns damit zum Könige Maximilian.

Wir mußten ins dritte Stockwerk des Schlosses steigen; hier stand weder Schildwache noch Kammerherr, sondern ein bloßer Kammerdiener befand sich in einem kleinen Vorzimmer, und wir wurden ohne alle Umstände in ein Zimmer geführt, das auch nicht groß war und worin sich der König befand. Er nahm meine Schriften sehr freundlich auf, und als Graf von R** ihm sagte, ich sei nach München gekommen, um mich mit eignen Augen von alle dem Guten zu überzeugen, was Baiern seiner Regierung verdanke, ging er sogleich in eine Unterredung ein über den Zustand der Wissenschaften, des Unterrichts, des Handels und des Gewerbfleißes in seinen Staaten. Er zeigte uns verschiedene Sachen, als Porzellan und andere Verzierungen seines kleinen Gemaches, welche in Baiern verfertigt worden waren. Dann führte er uns in sein kleines Cabinet und zeigte uns das von Stieler in Lebensgröße gemalte Portrait seiner Tochter Auguste, der Vicekönigin von Italien; auch sprach er von den Künstlern und Fabrikanten seines Staates mit einem Wohlwollen, mit einer Zufriedenheit, die mich entzückte. Ich hätte den Mann dafür umarmen mögen, daß er während der ganzen Unterredung den König auch gar nicht blicken ließ.

So einfach und anspruchlos war er immer, ging überall hin, nahm Theil an Allem und war Jedem zugänglich. Diese Herablassung, welche ihm nicht die mindeste Anstrengung kostete, sondern ihm angeboren zu sein schien, verminderte nicht im Geringsten die Ehrfurcht seiner Unterthanen gegen ihn. Könige werden selten geliebt, wenn sie sich nicht persönlich beliebt machen.

Maximilian wurde nicht allein geliebt, sondern auch verehrt. Ich habe seitdem mit mehren Königen zu sprechen Gelegenheit gehabt, aber einen zweiten Maximilian habe ich nicht wieder angetroffen. Überhaupt sind diejenigen Fürsten, welche nicht auf dem Throne geboren sind, sondern durch Volkswahl oder durch Zufall dahin gelangen, viel leutseliger als die Thronerben, denen von ihrer Kindheit an kriechende Schmeichelei und demüthige Unterwürfigkeit den Glauben beibringt, daß sie Wesen anderer Art als das übrige Menschengeschlecht seien, und welche man von Jugend auf von ihren künftigen Unterthanen entfernt hält, sodaß sie sich in der Folge mit denselben selten befreunden können, sondern, ihres besten Willens ungeachtet, immer ihr Unvermögen verrathen, leutselig und gesellig zu sein. Freilich gibt es Ausnahmen; ich rede hier im Allgemeinen.

Ein bairischer Steuereinnehmer sagte mir, wenn er die Steuern von den Bauern erhöbe, so klagten sie zuweilen über die drückende Last dieser Auflagen; und wenn er ihnen dann antwortete: ich habe es schon dem Könige gesagt, und der Monarch hat ausgerufen: wahrlich, die Bauern können es nicht ertragen! so gaben sie sich zufrieden und zahlten, da sie nun wußten, daß der König ihre Lage kenne und sie bemitleide. In welchem Lande hat man solch ein herzliches Verhältniß zwischen Regenten und Unterthanen gesehen?

Tadelfrei war seine Regierung indessen keineswegs. Er hatte einen aufgeklärten und durchgreifenden Minister, den Grafen Montgelas, zu wählen gewußt, der die Bedürfnisse und Foderungen seiner Zeit kannte und

darauf hinarbeitete, aus Baiern eine Schutzmauer gegen Östreich zu bilden, anstatt, wie es letzteres stets gewollt hat, aus Baiern eine Zulage zu diesem Reiche zu machen. Montgelas war gewiß einer der einsichtvollsten Minister seiner Zeit; dies sah man schon aus seinem schlauen und geistreichen Gesichte. Allein Montgelas folgte etwas zu sklavisch dem Napoleonschen System; er wollte Östreich vermeiden und fiel Frankreich oder vielmehr dessen Kaiser in die Arme. Hier hätte etwas mehr Selbständigkeit eine würdigere Stellung verschafft; Baiern wäre dann mit kräftigem Widerstande den andern kleinen deutschen Staaten als Beispiel vorangegangen; es hätte seine Mannschaft nicht in die russischen Gefilde geschickt; es wäre dann der traurigen Nothwendigkeit überhoben gewesen, den Vertrag von Ried abschließen und sich wieder Östreich in die Arme werfen zu müssen. Freilich war diese selbständige Mitte ein schwierig zu behauptender Posten; allein ein Montgelas konnte ihn behaupten. Erst lange nachher haben die kleinen süddeutschen Staaten die Nothwendigkeit eingesehen, sich näher an einander anzuschließen, um auf diese Art von den großen weder geringgeschätzt noch beherrscht zu werden. Dennoch ist es auch bis jetzt noch zu keinem festen Bunde unter ihnen gekommen. Zweitens war Maximilian in manchen Stücken gar zu schwach, die Höflinge misbrauchten zuweilen ihr Ansehen und es geschahen ungesetzliche Dinge; manchmal hätte man sogar glauben können, der Despotismus sitze auf demselben Throne, welcher von dem besten aller Regenten eingenommen wurde.

So neu und interessant mir das unter den Hofleuten und Staatsmännern vorkam, so fand ich doch noch mehr Vergnügen bei den Mitgliedern der Akademie, die zum Theil aus andern Gegenden Deutschlands nach München berufen worden waren, und aus denen, ein homogenes Ganze zu bilden, es viele Mühe gekostet hatte. Eigentlich hatte man es gar nicht dahingebracht, und Jacobi, welcher zum Präsidenten ernannt worden war, hatte aus Mismuth diese unangenehme Stelle verlassen. Der Charakter dieses berühmten Weltweisen war ein Gemisch von Gutmüthigkeit und Scharfsinn; sein Leben enthielt die praktische Anwendung seiner Philosophie. Schlichtegroll war Generalsecretair der Akademie und zu dieser Stelle gleichsam geschaffen. Er war ein vortrefflicher Schriftsteller, ein echter Gelehrter und dabei ein Mann von dem gefälligsten Charakter. Sein „Nekrolog" ist ein Muster schöngeschriebener und wohlgedachter Biographien; ich glaube nicht, daß irgend eine Nation ein ähnliches Werk besitzt, es seien denn die „Public characters" der englischen Literatur, die aber doch das häusliche Leben, das Menschliche der verschiedenen Personen nicht so gemüthlich schildern, wie es Schlichtegroll gethan hat. Er war überaus wohlwollend gegen mich, wie er es überhaupt gegen Jedermann war. Es scheint jedoch, daß die Obscuranten, deren es in München nicht wenige gab, ihm seine aufgeklärten Gesinnungen nicht vergeben konnten; sie beschuldigten ihn in der Folge heimlich demagogischer Umtriebe, und nach seinem Tode sprachen sie von gefährlichen Papieren, die bei ihm gefunden worden sein sollten. Aber glücklich würde ein Land sein, in wel-

chem keine gefährlichern Menschen als solche vorhanden wären, welche wie Schlichtegroll reden und denken!

Da ich hier eine für ganz Deutschland trübselige Zeitepoche erwähne, diejenige nämlich, als die Deutschen von ihren Regierungen Gewährleistungen freisinniger Staatsverwaltung foderten, wie sie zu der Zeit versprochen worden waren, als man der Hülfe des Volks gegen auswärtige Gewalt bedurfte, so muß ich hier auch im Vorbeigehen das Betragen König Maximilians berühren. Dieser leutselige Fürst benahm sich mit demselben Wohlwollen für sein Volk, wie es seinen ganzen Regierungslauf bezeichnete. Er vernahm den allgemeinen Wunsch nach einer freien Verfassung und war bereit, demselben zu willfahren. Um aber doch der Allgemeinheit dieses Wunsches gewiß zu sein, ließ er sich in allen Kreisen des Reichs erkundigen, ob das Verlangen nach einer Verfassung dort ausgesprochen werde und von welchen Classen. Diese Erkundigung geschah aber durch Beamte und Andere, welche das Ende der Misbräuche in der Willfahrung des allgemeinen Wunsches voraussahen. Sie antworteten daher meistens in demselben Tone: nur wenige Personen sprächen von einer Verfassung und das Volk dächte gar nicht daran.

Glücklicherweise ließ sich Maximilian durch ihre Antworten nicht irreleiten und folgte lieber dem Rathe umsichtiger Staatsmänner und den Eingebungen seines Herzens. Vielleicht hat die Nation nicht erfahren, welcher Festigkeit es bedurfte, um einen so heilsamen Vorsatz in Baiern durchzusetzen, und mit welchen Hindernissen von

Seiten ganzer Classen der bürgerlichen Gesellschaft die Einführung einer Verfassung zu kämpfen hatte.

Der Hofgarten in München bringt den Namen Rumford's in Erinnerung. Ich hörte Vieles von diesem sonderbaren Manne erzählen, von dem man auch in Paris Manches wußte. Des Grafen Rumford Charakter war, wie es scheint, ein sonderbarer Gegensatz von Edelmuth und Kleinlichkeit, von Menschenliebe und Härte. Er hatte eine Suppe erfunden, um die Armen auf eine leichte Art zu ernähren, und indem er so menschenfreundlich für die Nothleidenden sorgte, war er ganz und gar nicht freundlich gegen seine Frau, die ihm ein beträchtliches Vermögen zugebracht hatte. Talleyrand nannte ihre Verbindung eine Heirath mit Ersparung des Wärmestoffes. In der That war es eine kalte Ehe. Einmal hatte er seine Frau eingesperrt, um sie zu verhindern, Gesellschaft zu empfangen. Sie verlangte zuletzt von ihm geschieden zu werden, konnte aber erst mit Aufopferung von ungefähr 200,000 Franken seiner loswerden.

Vor seinem Tode stiftete er mehre Wohlthätigkeitspreise, vergaß aber seine eigene Tochter; die von ihm geschiedene Frau, welche noch mit einem Einkommen von 120,000 Franken in Paris lebt, wurde die Wohlthäterin dieses vom eignen Vater verlassenen Mädchens.

Zu München wollte man ihn zum Präsidenten der Akademie ernennen; er aber wollte Minister der Akademie werden. Man hatte Schwierigkeit, ihm diese lächerliche Grille auszureden, und erst dann ließ er sich besänftigen, als man ihm eine Pension von 10,000 Gulden ausgesetzt hatte.

Eins seiner Steckenpferde war die Leitung des Wärmestoffes. Hierin glaubte er es sehr weit gebracht zu haben. In seinem Hause stopfte er alle Schornsteine zu und ließ längs der Mauern warmes Wasser leiten. Seiner Frau kostete es viele Mühe, ihr Kamin zu behalten und mitten im Winter nicht auch auf warmes Wasser beschränkt zu werden. Auch im Sitzungssaale des **Institut de France** wollte er den Heizungsapparat verbessern. Die Folge davon war, daß man sich weniger wärmte und dagegen mehr Rauch hatte. Seine Collegen, die Gelehrten, lachten; er aber ward böse und behauptete, es sei eine Cabale gegen ihn im Werke. Einmal zog er triumphirend einen alten Lumpen aus dem Ofen, dessen sich, wie er behauptete, die Bosheit seiner Neider bedient hatte, um seinen Heizungsapparat zu verstopfen. Sogar eine Katze wurde von ihm in Verdacht gezogen, sie diene seinen Feinden, um seiner Erfindung hinderlich zu sein.

In der Galerie seines Landhauses zu Auteuil nahe Paris hatte er dreifache Fenster angebracht, zwischen denen ein freier Raum war. Dies nannte er L u f t h ä u t e. In dieser Galerie war es gewöhnlich sehr warm. Er that gern das Gegentheil Anderer. Sowie man allgemein den Rauch oben aus dem Schornstein in die freie Luft führt, so leitete er denselben in seinem Hause in den Keller hinunter.

Er hatte auch besondere Kochmaschinen erfunden, die, wie er behauptete, die Speisen auf eine wunderbar schnelle und ökonomische Art zubereiteten. Als er einmal große Gesellschaft zu Tische hatte und die Gäste das gut zu-

bereitete Essen lobten, freute er sich darüber und war bereit, ihnen die Maschinen zu zeigen, worin die köstlichen Speisen zubereitet worden waren. Man ging in die Küche; allein er wie die Gäste waren nicht wenig erstaunt, als sie die Maschinen sauber und blank aufgestellt sahen und vernahmen, das Essen wäre wie in andern Küchen zubereitet worden.

Zu München lud er einmal den Grafen de B** zum Mittagsessen ein. Als sein Gast kam, schlug er ihm vorerst einen Gang nach dem Zuchthause vor; hier hatte er in der Küche seine Sparöfen einrichten lassen. Sie kosteten die Suppe und fanden sie wohlschmeckend. Als sie aus dem Zuchthause traten, bat Rumford den Grafen, ihn auch noch zum Cadettenhause zu begleiten, wo ebenfalls seine Sparöfen gebraucht wurden. Er zeigte sie seinem Begleiter und ließ ihn das bereits gekochte Fleisch und Gemüse kosten; dann begaben sie sich wieder auf den Weg. Beim Heraustreten sagte Rumford zum Grafen: „Da haben Sie mein Mittagsessen; wie fanden Sie es?“ Graf de B** mußte gestehen, daß es wenigstens ein sehr wohlfeiles sei. Vermuthlich sah er sich bald nach einem andern und bessern um.

Dieser Graf de B**, den ich mehrmals in München und später in Paris zu sehen Gelegenheit hatte, war ein Franzose von Geburt, welcher sich seit der Auswanderung in Baiern niedergelassen hatte und von Maximilian sehr wohl angesehen war, auch zu mehren Gesandtschaften gebraucht wurde. Er war ein Mann von den sanftesten Sitten, hatte eine liebenswürdige Familie, liebte Künste und Wissenschaften, und empfing Gelehrte und

Künstler ebenso freundlich wie die größten Staatsmänner. Auch hat er selbst mehre interessante Werke geschrieben und die Pflanzenkunde mit gutem Erfolge betrieben. Ich habe ihn in der Folge als baierischen Gesandten zu Paris ein Haus führen sehen, wie dies kaum die Gesandten der großen Mächte zu thun vermochten; hier versammelte er die geistreichste Gesellschaft um sich, und da ihn Jedermann liebte, so war er gewiß der glücklichste aller Gesandten in dieser Hauptstadt und sein Haus das angenehmste des gesammten diplomatischen Corps.

Graf de B** war in den großen Städten Europas, wo er als Gesandter gestanden hatte, mit vielen merkwürdigen Personen in Berührung gekommen und erzählte auf eine sehr anziehende Art Anekdoten von ihnen. So sprach er uns einmal von Iffland, den er sehr genau gekannt hatte, und führte folgenden Zug von ihm an. Dieser berühmte Schauspieler hatte schöne Waden; er wußte es und that sich etwas darauf zugute. In einer neuen Rolle, die er zu spielen hatte und die Effect machen sollte, hatte er sehr darauf gesehen, daß sein Costum seine schöngerundeten Waden recht hervorstechend zeigen könnte. Allein wie groß war seine Betrübniß, als er einige Tage nach der ersten Vorstellung in einem Theaterartikel eines Tageblattes die Bemerkung las: Iffland habe sehr gut gespielt; nur Eins habe dem Effecte seiner Rolle geschadet, dies nämlich, daß er krummbeinig sei. Der Schauspieler gestand dem Grafen de B**, daß keine einzige scharfe Kritik seiner Theaterleistungen ihm so wehe gethan habe wie diese Kritik seiner Person.

Man hörte damals in München auch noch allerlei Züge aus dem ersten unglücklichen Feldzuge der Östreicher wider Napoleon. So erzählte einmal Jemand: um dem Ausreißen der Truppen von Ulm her Einhalt zu thun, hätte der östreichische Generalstab Posten auf die Heerstraße gestellt. Der Erzähler hatte solch einen Posten angetroffen und den Unteroffizier gefragt, was er da mache.

„Wir sind instradirt hier," hatte der Unteroffizier auf gut Östreichisch geantwortet.

Instradirt? was soll das heißen, und wozu?

„Jo, vor die Confusion!"

Welche Confusion? ich sehe ja keine!

„Jo, wird schon kumme." —

Und in der That kamen bald darauf die Flüchtlinge angelaufen, wurden aber von dem Posten gesammelt und zurückgetrieben.

Als preußischer Gesandter stand damals am bairischen Hofe der Graf von * * *, den ich sonst als glänzenden und schönen Husarenoffizier bei der preußischen Armee in Münster gesehen hatte. Man sprach dort von dem Glücke, das er bei den jungen Damen vom Adel gemacht haben sollte. Aber heu quam mutatus ab illo! Zu München war er nicht mehr jener Schmetterling, der von Blume zu Blume flög und aus dem Garnisonsleben eine Reihe von Belustigungen machte. Er war zum ernsthaften ökonomischen Hausvater umgestaltet, und von allen Gesandten war er derjenige, der seinen Hof mit dem wenigsten Glanze vorstellte. Ebenso haushälterisch, ja fast knauserig benahm er sich später als Gesandter zu

Paris. Man mußte ihm von Berlin aus den Befehl zu einem diplomatischen Diner geben, sonst würde er nicht darangegangen sein.

Frankreich wurde von einem jungen, eleganten Kammerherrn, dem Grafen Merci-Argentaux, repräsentirt, der ganz zu einem solchen Leben geschaffen schien und bei dem es in der Carnevalszeit sehr glänzend herging. Man sah ihn sehr vertraulich und freundlich mit Montgelas mitten unter den Festen bei Seite sich besprechen. Frankreich und Baiern stehen mit einander in dem innigsten Verhältnisse, schlossen die Gäste aus diesen vertraulichen Unterredungen; und sechs Monate nachher standen Frankreich und Baiern einander feindlich gegenüber. So verfährt die Politik!

Freilich führten die schrecklichen Nachrichten von dem traurigen Untergange der großen Armee auf dem Schnee der russischen Landstraßen, die man sich mitten unter den Carnevalsbelustigungen zuflüsterte, zu ernsten Betrachtungen. Napoleon sprach von nichts als von Zurüstungen zu neuen Feldzügen wider die Russen. Das erschöpfte Deutschland, dem der Feldzug nach Rußland schon äußerst zuwider gewesen war, sollte nun wiederum neue Heere aufbieten, um andere Kriege zu beginnen, die aller Wahrscheinlichkeit nach auf seinem eignen Boden geführt werden sollten. Man fing an auf die Möglichkeit zu sinnen, einem unabsehbaren Abgrunde, den man dem armen Lande bereitete, auszuweichen. Vor der Hand aber nahm man die Befehle und Ansinnungen des Weltbeherrschers demüthig auf und versprach, sich danach zu fügen.

Von der Willfährigkeit des Kronprinzen, dessen ganz deutsche Gesinnungen nur allzu wohlbekannt waren, konnte Napoleon freilich nicht viel erwarten. Auch soll er schon mit dem Plane umgegangen sein, das Königreich Baiern seinem Vertrauten Berthier zu übergeben, wenn um diese Zeit Maximilian gestorben wäre; allein zum Glück für Baiern überlebte dieser König Beide, Napoleon und Berthier.

Am Tage, als ich eine Audienz beim Könige gehabt hatte, schickte er mir eine prächtige goldene Dose mit diamantner Chiffre zu. So angenehm mir ein solches Geschenk war, so that es mir doch weh, zu denken, daß ein König glaubt, ein Schriftsteller huldige ihm nie, ohne ein Geschenk zu erwarten. Dazu kam, daß es damals Schriftsteller in Frankreich gab, welche auf alle Fürsten des Rheinbundes Jagd machten, ihnen ihre Werke zuschickten und sich dafür Dosen geben ließen, weshalb man sie **écumeurs de tabatières** nannte. Der König von Würtemberg wurde zuerst dieses unverschämten Erpressens müde und ließ öffentlich verkünden, er werde keine Zueignungen von Schriften ohne vorher ertheilte Erlaubniß annehmen. Das war recht, und so hätte es der schwache Herzog von Dalberg, dem die Schriftsteller vorzüglich zu Leibe gingen, auch machen sollen. Ich fürchtete, Maximilian möchte mich ebenfalls zu diesen **écumeurs de tabatières** rechnen. Graf von R**, welcher sein Zutrauen genoß und ihn fast täglich sah, beruhigte mich aber in dieser Hinsicht und versicherte, der König wäre mit mir zufrieden und hätte mir ein Zeichen seines Wohlwollens geben wollen.

Einige Zeit nachher ernannte mich die münchner Akademie der Wissenschaften zu ihrem Correspondenten, und diese Ehre war mir nicht minder erfreulich als die königliche Belohnung. Viele Akademiker hatte ich das Vergnügen nunmehr persönlich zu kennen; die andern waren mir wenigstens durch ihre Schriften bekannt.

Graf von R** rieth mir, einstweilen in München zu bleiben und hier bei ihm die Begebenheiten abzuwarten, da sich der politische Horizont furchtbar schwarz umzog. Gern hätte ich auch das angenehme Leben, das ich in München führte, fortgesetzt; allein ich hatte meine Familie, meine Freunde, meine Beschäftigungen in Frankreich; ich konnte mich nicht von ihnen trennen. Ich nahm also Abschied von einem Gönner, der mir beständig zugethan geblieben ist und den ich mehrmals wieder zu Paris gesehen habe.

Mein diesmaliger Weg führte mich über Lindau der Schweiz zu. Die Umgegend des Bodensees gefiel mir sehr, wie denn überhaupt die Nähe eines Sees mich freier athmen läßt und auf mich dieselbe Wirkung hervorbringt, als hohe Berge auf Andere. Rorschach kam mir mit seinen reinlichen Kaufmannshäusern wie eine holländische Stadt vor. St.-Gallen war für mich wegen der starken Bevölkerung der Umgegend auffallend. Ich hatte mich darauf gefreut, ein altes Abteigebäude zu sehen, allein statt dessen fand ich ein im neuern Geschmack erbautes. Zu Zürich verweilte ich einige Tage und sah einige merkwürdige Männer, als Gesner's Sohn, den Thiermaler, Leonard Meister, Professor Horner. Es that mir leid, eine schlechtgebaute Stadt in einer so

schönen Lage zu erblicken. Zu Aarau besuchte ich Zschokke, der seines langen Aufenthalts in der Schweiz ungeachtet sein einfaches niederdeutsches Wesen keineswegs abgelegt hatte. Er stellte mich bei einem Liebhaberconcerte, wohin er mich führte, seinem Verleger Sauerländer vor.

Über Basel trat ich wieder in Frankreich ein und fuhr über Langres und Troyes, die ich erst im vorigen Jahre durchreist hatte, nach Paris zurück. Ich habe einen kurzen Bericht von dieser Reise in Millin's „Magazin encyclopédique“ abgestattet. Es wurden davon auch mehre Exemplare besonders abgedruckt.

Während meiner Abwesenheit hatte mich die philotechnische Gesellschaft in Paris zu ihrem Mitgliede gewählt, sodaß ich von nun an mit einem schätzbaren Gelehrtenvereine zusammenwirken konnte.

Die philotechnische Gesellschaft war während der französischen Revolution entstanden und beständig ein freier und unabhängiger Verein geblieben, der blos mit Hülfe der Beiträge der Mitglieder bestand, also nicht die mindeste Unterstützung von Seiten der Regierung bekam. Da sie zu einer Zeit entstanden war, als keine Akademien mehr in Frankreich vorhanden waren, so hatte sie anfangs einige der damaligen größten Gelehrten in sich aufgenommen, als Fourcroy, Lacepède, Cuvier, Sicard. Späterhin, als das Institut national de France von der Regierung errichtet wurde, berief man diese Herren hinein, und sie ließen sich seitdem fast gar nicht in der philotechnischen Gesellschaft blicken. General Kleber hatte während des Feldzugs in Ägypten einst zwei alte Statuen aus Basalt am Eingang eines Palastes gefunden

und ausgerufen: „Diese Bilder muß ich der philotechnischen Gesellschaft zuschicken!“ Sie verwahrte sie auch noch als ein Andenken von ihm.

Bei meinem Eintritte besaß sie einige sehr bekannte Literatoren, als Lachabeaussière, Verfasser mehrer Operetten, zu denen Dalayrac die Musik gesetzt hatte; Bouilly, ein anderer bekannter Theaterdichter; Pigault-Lebrun, ein bekannter Romandichter, der die Gesellschaft durch seine drolligen Einfälle ungemein erheiterte; Roquefort, ein in der französischen Literatur des Mittelalters sehr bewanderter Mann, u. s. w. Auch gehörten mehre Künstler dazu; diese wohnten den Abendsitzungen weit fleißiger als die eigentlichen Literatoren bei, die andere Zerstreuungen haben, weshalb jene oft in der Mehrzahl zugegen und, wenn es zum Abstimmen über die Aufnahme eines literarischen Stückes für die öffentlichen Sitzungen kam, weit nachsichtiger als eigentliche Literatoren waren. Daher waren die öffentlichen Sitzungen, welche alle halbe Jahre stattfanden, oft etwas schwach besetzt.

In den Privatsitzungen herrschte ein sehr wohlwollender Ton. Machte man Bemerkungen über die vorgelesenen Stücke, so geschah es mit vieler Urbanität, und selten habe ich die Eigenliebe eines Schriftstellers durch diese mündlichen Kritiken beleidigen hören. Seit achtzehn Jahren wohne ich nun schon den Sitzungen dieser Gesellschaft bei, und doch habe ich selten einen der kleinen Zwiste dort gesehen, die in andern Gesellschaften öfter vorkommen. Zum Theil rührt dies wol daher, daß die Gesellschaft aus dreierlei Arten von Männern besteht, aus eigentlichen Literatoren, aus Künstlern und aus wis-

senschaftlichen Männern. Ein Künstler wird nur wenig Bemerkungen über die Arbeit eines Gelehrten machen können, und umgekehrt, oder wenn sie sich kritische Bemerkungen erlauben, so beleidigen sie nicht, weil man weiß, daß sie nicht aus Neid oder Eifersucht vorgetragen werden. Besteht die Gesellschaft aus Männern, welche alle dasselbe Studium treiben, so scheint jede kritische Bemerkung über die Arbeiten eines Mitgliedes eine Art von Anmaßung. Derjenige, den sie trifft, will sich nicht von einem Nebenbuhler überwinden lassen, antwortet mit Wärme und zuweilen mit Heftigkeit; es entfallen beiden Gegnern harte Worte; Andere nehmen Theil an dem Streite, und so entstehen Spaltungen und Feindschaften in einem Vereine, der eigentlich ein Freundschaftsbund sein sollte.

Obschon in der pariser Gesellschaft Höflichkeit stets den Vorsitz hat, so sind doch die gelehrten Vereine nicht immer von diesen kleinen, durch beleidigte Eitelkeit oder Eigenliebe veranlaßten Zwistigkeiten frei. Sogar die königlichen Akademien bieten leider dergleichen Vorfälle dar. Meistens entstehen sie dadurch, daß ein beschränkter Kopf sich von einem fähigern und mehr umfassenden Geiste nicht will belehren lassen; zuweilen wird die Belehrung freilich nicht mit hinlänglicher Schonung ertheilt. Wer vermag aber auch stets in ruhiger Fassung zu bleiben, wenn er ungereimte oder unhaltbare Behauptungen mit dem Tone der Überzeugung und Beharrlichkeit vortragen hört und die Zeit mit Vorlesen ganz nutzloser Abhandungen verschwenden sieht? Hartnäckigkeit ist leider nur allzuoft mit Beschränktheit gepaart, und Diejenigen, die

am wenigsten wissen, bestehen am keckſten auf ihren Behauptungen. Daher ist die Aufnahme eines beschränkten Menschen immer eine Geißel für einen Gelehrtenverein.

In der philotechnischen Gesellschaft hatte jedoch von Anfang an ein sehr höflicher Ton geherrscht, und ein solcher Ton pflanzt sich durch Gewohnheit fort. Die jüngern Mitglieder erben ihn von den ältern und überliefern ihn den nachkommenden. Herrscht aber einmal ein streitsüchtiger Ton in einem Gelehrtenvereine, so hält es sehr schwer, ihn wiederauszurotten.

Der zweite Folioband der „Völker Rußlands" des Grafen von R** ward vollendet, indeß die Russen sich Frankreich näherten. Einige Zeit vorher hatte ich eine Arbeit zu Stande gebracht, die ebenfalls Rußland zum Gegenstande hatte. Professor Lévesque, Mitglied des Nationalinstituts, ein philosophischer Gelehrter, der im Auslande vorzüglich durch seine Zweifel über die Echtheit der ältern römischen Geschichte sich einen Ruf erworben hat, war auch Verfasser einer Geschichte Rußlands, der besten, die man in französischer Sprache besaß. Zwar ist sie ohne Kraft und ohne Wärme geschrieben; allein sie ist aus ziemlich guten Quellen geschöpft, da Lévesque mehre Jahre in Rußland zugebracht und über die neuere Geschichte manche mündliche Nachrichten hatte einziehen können; ferner hatte sie das Verdienst einer einfachen und lichten Darstellung. Dieses Werk war schon drei Mal aufgelegt worden; auch hatte Lévesque eine Beschreibung des russischen Reichs und der Völker desselben beigefügt. Zu einer vierten Auflage

hatte er seinen Erben ein von ihm verbessertes Exemplar hinterlassen, worin er besonders das Leben Katharinas II. von neuem abgefaßt und beträchtlich erweitert hatte. Er hatte eine große Vorliebe zu dieser Kaiserin, die ihn wohl aufgenommen und deren persönliche Eigenschaften er schätzen gelernt hatte. Vielleicht war sie seine Wohlthäterin gewesen; dies hat natürlich der dem Geschichtschreiber obliegenden Unparteilichkeit geschadet.

Ein Verleger, dem die Lévesque'sche Familie das von ihm verbesserte Exemplar seiner „Geschichte Rußlands" übergeben hatte, wünschte, Maltebrun möge die neue Auflage jener Geschichte besorgen und das Fehlende ergänzen. Maltebrun war zwar willig dazu; da es ihm jedoch an Zeit fehlte, so schlug er mir vor, die Arbeit gemeinschaftlich mit ihm zu übernehmen; er wollte sich auf die Vorrede und auf einige Anmerkungen und Zusätze über den Ursprung der russischen Völker beschränken und das Übrige mir überlassen. Wir trafen nun eine Übereinkunft mit dem Verleger, und demnach besorgte ich den Haupttheil dieser aus acht Bänden und einem Atlas bestehenden Ausgabe. Ich fügte überall, wo es mir nöthig schien, Anmerkungen bei; der geographische Theil war Zulage und wäre besser weggeblieben; da er jedoch einmal beibehalten werden sollte, so mußte er, als zu den Zeitumständen nicht mehr passend, großentheils umgearbeitet werden. Zu dem ausführlichen Leben Katharinas II. fügte ich noch das Leben ihres Sohnes Pauls I. hinzu, jedoch in gedrängter Kürze, um das schon sehr beträchtliche Werk nicht allzusehr auszudehnen. Über das unglückliche Ende dieses Kaisers, wor-

über seitdem sehr umständliche Nachrichten, wenigstens in Frankreich und England, im Druck erschienen sind und seinen gewaltsamen Tod außer Zweifel setzen, eilte ich schnell hinweg, weil es mir an authentischen Nachrichten fehlte, obschon ich allenfalls einen alten im „Moniteur“ abgedruckten Bericht hätte zu Rathe ziehen können. Hätte ich Anekdoten aus dem Leben dieses despotischen und sonderbaren Herrschers geben wollen, so würde es mir daran nicht gefehlt haben; denn man erzählte deren eine Menge in Paris, und ich hörte sonderbare Begebenheiten von Leuten, welche sich in Rußland um jene Zeit oder kurz hernach aufgehalten hatten. Ich will hier eine halb komische, halb tragische anführen, welche mit der von Ségur erzählten Anekdote des Banquiers der Kaiserin Katharina, den die Polizei aus Versehen spießen wollte, einige Ähnlichkeit hat, aber leider nicht so glücklich endigte.

Ein liefländischer Edelmann, Herr von H**, wenn ich mich recht erinnere, hatte viele Neigung zur Chemie, und da Achard in Berlin vor Kurzem die Zubereitung des Runkelrübenzuckers in Gang gebracht, so hatte dieser Edelmann sogleich ähnliche Versuche angestellt und durch seine Experimente sehr schönen krystallisirten Zucker erhalten. Ganz entzückt über den Erfolg seiner Versuche hatte er sogleich die Post bestellt, um dem Kaiser als ein getreuer Unterthan die Erstlinge eines neuen und wichtigen Gewerbzweiges darzubieten. Nebenbei hoffte er von demselben Erlaubniß und Unterstützung zum Anlegen einer Fabrik von Runkelrübenzucker zu bekommen.

Als er zu Petersburg angelangt war, erfuhr er, daß

der Zugang zu dem menschenscheuen Paul gar nicht leicht sei. Da der Kaiser jedoch täglich der Wachtparade beiwohnte, so beschloß der Edelmann, diese Gelegenheit zu benutzen; er setzte daher zu Hause einen kurzen Bericht über seine glücklichen Versuche, über sein Vorhaben und seine Wünsche auf und begab sich dann mit diesem Papiere zur gehörigen Zeit auf den Paradeplatz. Hier war eine Schnur gezogen, um die Zuschauer fernzuhalten; der Edelmann glaubte, diese Schnur gelte nur den müßigen Zuschauern, nicht aber den Personen, welche dem Kaiser etwas Wichtiges mitzutheilen hätten. Er sprang also über dieselbe weg und eilte auf den Kaiser zu. Sobald dieser einen Menschen in dem leeren Raume erblickte, ritt er ihm entgegen. Der Edelmann streckte seine Hand mit der Bittschrift aus. Der Kaiser nahm sie an und rief in einem strengen Tone: „Wer seid ihr?" — „Ich heiße von H**," antwortete der Edelmann, „und bin nach Petersburg gekommen, um Euer Majestät den Inhalt meiner Bittschrift mitzutheilen." — „Geht sogleich nach Hause!" befahl ihm Paul in demselben Tone wie zuvor.

Unser Kaiser ist etwas barsch in seinem Tone, dachte der Edelmann; das ist so seine Gewohnheit; wenn er aber meinen Bericht lesen wird, so wird er sich über meinen Vorschlag freuen. Mit diesen Gedanken ging er nach Hause und dachte an nichts weiter als an seinen krystallisirten Runkelrübensaft. Ungefähr eine Stunde nachher tritt ein Polizeioffizier mit einigen Gemeinen bei ihm ein. Gut, denkt der Edelmann, da folgt schon die Wirkung meiner Vorstellung! Da er aber kein Russisch

verstand, so mußte ein Dolmetscher geholt werden. Es kommt einer und spricht mit ihm; darauf wendet sich der Dolmetscher an den Edelmann und sagt: „Dieser Polizeioffizier will, daß Sie sich sogleich auskleiden sollen." — Ankleiden, wollen Sie vermuthlich sagen, um mit ihm zum Kaiser zu gehen. — „Keineswegs; er will, daß Sie Ihren Rock ausziehen, da er Befehl hat, Ihnen hundert Stockprügel zu geben." — Allmächtiger Gott! was sagen Sie? mir Stockprügel geben? Hier muß ein Versehen obwalten. — „Heißen Sie Herr von H** und kommen Sie von der Insel Ösel her?" — Ganz richtig. — „Nun, so ziehen Sie schnell Ihren Rock aus und empfangen Sie ohne Widerrede die von unserm gnädigen Gebieter zuerkannte Strafe."

Der arme Edelmann verwünschte sein Schicksal, die Runkelrüben und seine Übereilung bei der Schnur der Wachtparade. Er mußte die grausame und erniedrigende Strafe ausstehen, womit barbarische Völker in Schrecken gehalten werden. Er war furchtbar zugerichtet, wollte sich halbtodt zu Bette legen und wartete nur, bis die abscheuliche Polizei Pauls I. fortgegangen wäre. Allein ein neuer Schrecken überfiel ihn, als der Offizier ihm ankündigte, es sei der weitere Befehl des gnädigen Gebieters, daß er sogleich nach Orenburg in Sibirien gebracht werde.

Solch eine türkische Grausamkeit brachte ihn in Verzweiflung, und er konnte seinen Unwillen nicht länger zurückhalten. „Wie?" rief er; „man behandelt mich wie einen Verbrecher, weil ich dem Kaiser eine dem

Staate nützliche Anstalt vorgeschlagen habe? Nein, nimmermehr werde ich mich so barbarisch behandeln lassen."

Er widersetzte sich in der That dem Polizeioffizier, der ihn mit sich fortziehen wollte, und schrie um Hülfe. Es versammelte sich ein Haufen Neugieriger vor dem Hause. Der Zufall führte gerade den Stadtgouverneur v. Pahlen vorüber. Dieser hielt still und fragte nach der Ursache des Lärmens. Man sagte ihm, Jemand widersetze sich in dem Hause der Polizei, die ihn wegschleppen wolle. Er ging hinein und fragte den Offizier, was es gäbe. Dieser antwortete, er habe den schriftlichen Befehl, dem Fremden da hundert Prügel zu geben und nach Orenburg in Sibirien zu bringen; die erste Strafe sei vollzogen. Jetzt schrie der Fremde, es sei ungerecht, ihn ins Elend zu verweisen. Pahlen ließ sich den Befehl zeigen. Als er ihn gelesen, rief er: „Dummkopf! du verdientest ebenso viel Prügel, als du dem Fremden soeben gegeben hast. Nicht Orenburg in Sibirien steht im Befehl; es heißt blos, er soll nach Arensburg (auf der Insel Ösel) zurückgeführt werden, wo er zu Hause ist."

Hierauf wandte er sich an den liefländischen Edelmann. „Herr!" sagte er zu ihm; „ich bin zu rechter Zeit gekommen, um Ihnen die Reise nach Sibirien zu ersparen. Was die Stockprügel betrifft, so stehen sie im Befehl, ich hätte Sie nicht davon befreien können. Lassen Sie sich jetzt sogleich wieder nach Ihrem Vaterlande zurückführen." — „Das soll man mir nicht zwei Mal sagen!" entgegnete der Liefländer, und in Zeit von

einer halben Stunde war er schon auf dem Wege nach seinem Vaterlande.

Während Napoleon mit einem frischen Heere in Deutschland den Verlust des vorigen zu rächen suchte, war die Stadt Paris mit einem Criminalprocesse zwischen zwei reichen Speculanten, Michel und Reynier, beschäftigt, der beinahe den ganzen Monat August hindurch dauerte und den boshaften Muthwillen der Pariser ungemein belustigte. Denn obschon es sich hier um falsche Unterschriften und Betrügereien handelte, so kamen doch dabei manche Züge aus dem Leben reicher und üppiger Speculanten in Paris ans Tageslicht, und mehrmals wurde der Vorhang, der das Innere ihrer Haushaltungen verbarg, gelüftet und die neugierigen Zuschauer erfuhren skandalöse Geschichten.

So kam in dem Processe auch die Klage des Kammerdieners vom Millionair Michel vor, welcher 20,000 Franken wiederfoderte, die er ihm in Verwahrung gegeben zu haben behauptete. Michel leugnete, dieses anvertraute Gut empfangen zu haben. „Wie wäre es möglich,“ sagte er, „daß ein Bedienter bei mir 20,000 Franken sparen könnte?“ — Wie das möglich ist? versetzte der Kammerdiener; o sehr möglich; allein so Etwas läßt sich nicht wohl öffentlich sagen. — „Spitzbube! du sollst es gestehen.“ — Ach, Herr! für Sie ist es besser, wenn ich es nicht sage. — „Sprich und gestehe!“ — Nun, weil der Herr Michel es verlangt, ja es gebietet, so kann ich nicht länger schweigen. Während Madame Michel in Spanien sich aufhielt (es war zur Zeit, als Sie dort einige Millionen einzutreiben

hatten), bekam sie zuweilen nächtliche Besuche von dem Herrn von N., und so oft dies geschah, bekam ich für die Mühe des Aufstehens und Aufschließens einen Bankzettel von 500 Franken. Sehen Sie, Herr Michel, so habe ich nach und nach 20,000 Franken zusammengebracht.

Die Zuhörer lachten. Herr Michel behauptete, der Kerl sei ein Verleumder und ein Spitzbube; das Publicum dachte, was es wollte.

Die Schreiber spielten in diesem Processe eine Rolle, die das Publicum ebenfalls belustigte. In Paris hat die Schreiberprofession ebenso wie die der Schulmeister in England und Deutschland etwas Pedantisches. Sie halten sich für Künstler und sogar für Gelehrte. „Herr,“ sagte einst ein Schreibmeister zu mir, „um ein ausgezeichneter Künstler zu werden, muß man sich täglich acht Stunden im Schreiben üben. Dies thue ich seit zwanzig Jahren, und ich kann sagen, daß ich eine Art von Wollust dabei empfinde. Haben Sie je von dem Professor der Schreibekunst Simonnin gehört? Wenn dieser Mann ein ihm unbekanntes Muster des berühmten Rossignol (eines wegen seiner Schnörkel bekannten alten Schreibmeisters) in die Hände bekommt, so betrachtet er es drei Tage lang; dann legt er es bei Seite und copirt es aus dem Gedächtnisse. Das nenne ich einen großen Künstler!“

Da in dem Processe zwischen Michel und Reynier von verfälschten Unterschriften die Rede war, so wurden kunstverständige Schreibmeister herbeigerufen, um zu entscheiden, ob die Schriftzüge echt oder verfälscht seien.

Einige behaupteten das Erstere, andere das Letztere, was dem Publicum keinen hohen Begriff von dem Nutzen der Schreiberjury beibrachte. Daher rief auch ein alter Schreibmeister mit einem tiefen Seufzer vor Gericht aus: „Ach, ich habe es schon zu meiner Frau gesagt, dieser Proceß ist eine Ursache zur Trauer für die Schreiberjury!“

Neuntes Kapitel.

1813 — 1815.

Vorfall mit einem dänischen Schiffscapitain. — Einnahme von Paris durch die verbündeten Heere. — Gesinnungen der Pariser. — Maltebrun's „Spectateur." — Münster wird wieder preußisch. — Anfang der neuen Bourbonschen Regierung in Frankreich. — Sturz derselben und Rückkehr Napoleons. — Antiquarische Gesellschaft; celtische Alterthümer in Frankreich. — Audienz einer Deputation jener Gesellschaft bei Ludwig XVIII.; Langlès' Verlegenheit. — Vorfall in dem Hotel der preußischen Gesandtschaft zu Paris. — Fischweiber des großen Marktes. — Männer der antiquarischen Gesellschaft, Alexander Lenoir, Dulaure, Moreau de St.=Méry.

Bald erscholl in Paris die Nachricht von der Schlacht bei Leipzig, von der neuen Niederlage des großen Heeres und von dem Abfalle der kleinen deutschen Mächte. Nun war es klar, daß Frankreich, statt länger die angreifende Partei zu bleiben, sich in Vertheidigungszustand zu setzen hatte. Neue Conscriptionen sollten den Verlust der aufgeriebenen Heere ersetzen. Handel und Gewerbe fingen nun an zu stocken, die literarischen Arbeiten hörten auf. Es trat eine Zeit der Noth ein, die mehre Monate lang dauerte.

Im Anfange des Jahres 1814 rückten die Verbündeten von mehren Seiten in Frankreich ein; die von Napoleon eroberten Gegenden wurden diesem genommen, und er empfand jetzt alle die Übel, die er oft über andere Länder verhängt hatte. Nun erst wagten auch einige Männer in dem gesetzgebenden Corps die Stimme zu erheben und Napoleon zu mahnen, daß es Zeit sei, seiner Eroberungs- und Kriegslust ein Ziel zu setzen.

Maltebrun war im „Journal de l'empire" ganz kriegerisch geworden. Er zeigte, wie man den Feinden auf eignem Boden Widerstand leisten könne und sich verhalten müsse, um ihnen zu schaden. Als die verbündeten Heere näher rückten und die Pariser in der Nationalgarde Kriegsdienste thun mußten, legte Maltebrun die Uniform an und ließ sich auf Kosten des Journals nach Troyes schicken, um von da genauere Nachrichten vom Kriegsschauplatze geben zu können. Auch sandte er wirklich aus dem Hauptquartiere mehre interessante Correspondenzartikel; allein es scheint, daß man bei der Armee seine Gegenwart nicht gern sah, und er kam bald wieder nach Paris.

Ein dänischer Schiffscapitain, einer meiner Schüler, der, wie es die von Dänemark nach Frankreich geschickten Seeoffiziere zu thun pflegen, mit Erlaubniß der französischen Regierung die Häfen dieses Landes besucht, auch nach gewohnter Weise Grundrisse aufgenommen und Anmerkungen dazu geschrieben hatte, wollte nun wieder über Deutschland nach seinem Vaterlande zurückkehren. Ich benutzte die Gelegenheit, um ihm meine Correspondenzartikel fürs „Morgenblatt" mitzu-

geben. Als er eben in die Diligence steigen wollte, erschienen Polizeispione und nahmen ihn gefangen. Man durchsuchte seine Papiere und schleppte alle seine Effecten auf die Polizei.

So wenig pflegte man damals die persönliche Freiheit zu achten. Es war eine Commission im Senate zur Aufrechthaltung derselben; allein sie hatte ebenso wenig zu thun als die Commission zur Aufrechthaltung der Preßfreiheit. Niemand wendete sich an sie, um ihren Beistand anzurufen, weil man wohl wußte, daß es unnütz sei. Was ließ sich von einem so sklavischen Senate erwarten, in welchem höchstens ein halbes Dutzend Männer, wie z. B. Lanjuinais und Grégoire, es wagten, eine eigene Meinung zu haben? Meine enggeschriebenen Correspondenzartikel waren außerordentlich verdächtig; es wurde sogar ein beeideter Übersetzer gerufen, um den Inhalt anzugeben; denn die Polizei verstand kein Deutsch. Zum Glück stand in der Correspondenz nichts Verdächtiges; denn da ich wohl wußte, daß in Würtemberg noch weniger Preßfreiheit herrschte als in Frankreich, so richtete ich meine Artikel so ein, daß die deutsche Censur nicht viele Mühe damit hatte; das heißt, ich sprach darin über unschuldige Dinge, welche keiner Polizei, und wäre sie auch die argwöhnischste von der Welt gewesen, Anstoß geben konnten. Übrigens war der Übersetzer, an den man sich wandte, ein Landsmann, Namens Riccius, welcher während der Revolution Münster verlassen und sich nach Frankreich begeben hatte. Er ließ mir sagen, ich brauche wegen der Correspondenz keine Angst zu haben; im Grunde hatte ich auch keine; einige Tage nach-

her gab man dem Schiffscapitain alle seine Effecten zurück und ließ ihn ruhig abreisen.

Während nun die pariser Tageblätter die beste Hoffnung zu einem baldigen siegreichen Ausschlage gaben, rückten die Verbündeten Paris immer näher, und am 27. März, da man sie noch fern glaubte, waren sie schon in der Umgegend der Stadt. Am 28. Morgens, als die Bewohner aufstanden, erfuhren sie, daß die ungeheure feindliche Macht auf dem Wege nach St.-Denis auf Paris losrücke und deren Vorposten bereits die Dörfer neben den pariser Vorstädten besetzt hielten. Die Verwirrung wurde außerordentlich groß. Marie Louise war mit ihrem Sohne nach Blois abgereist. Joseph Bonaparte hatte eine Proclamation anschlagen lassen, worin er versicherte, er werde bei den Parisern bleiben, sie sollten guten Muthes sein. Diese Proclamation eines Königs, der sich auf seinem Throne zu Madrid nicht hatte halten können und nach Frankreich flüchten müssen, schien lächerlich und that nicht die geringste Wirkung. An diesem Tage hatten alle Geschäfte aufgehört; Jeder erwartete mit Bangigkeit den Ausgang des Gefechtes, welches am heutigen Tage unfehlbar statthaben müsse.

Schon seit einiger Zeit war die Nationalgarde organisirt worden; Pariser haben Muth und guten Willen; ich sah sie an diesem Morgen auf den Montmartre zu ausrücken, um diesen Berg, von welchem man einen großen Theil von Paris beherrscht, in Besitz zu nehmen und wo möglich gegen einen feindlichen Angriff zu vertheidigen. Manche Bürger hatten kleine Kaffee-

brötchen auf ihre Bajonette gespießt; man hätte nicht vermuthen können, daß sie zum Kampfe gingen. Ihr Verhalten war aber sehr löblich. Sie vertheidigten einen Theil des Tages hindurch den Montmartre und einige wurden getödtet oder verwundet. Man sah auf den Boulevards Bauern mit ihrem Vieh in die Stadt flüchten, um es vor den räuberischen Kosaken zu schützen, deren barbarisches Betragen in Frankreich schon zum Sprichworte geworden war. Man hörte kanoniren und von Zeit zu Zeit wurde ein Verwundeter hereingebracht. Munitionswagen fuhren ab und zu. Die Polizei, welche bisher so furchtbar gewesen war, hatte an diesem Tage ihre Kraft verloren. Die Bürger waren nur noch von dem Militair regiert; von einer bürgerlichen Regierung hörte man fast nichts mehr.

Nichts ist wol so furchtbar erhaben anzuschauen als der Augenblick, wenn eine mächtige und despotische Regierung auf dem Punkte steht, zusammenzustürzen, und nach einer langen und willkürlichen Ausübung ihrer Macht ihren nahen Fall nicht mehr verbergen kann und plötzlich gezwungen ist, ihre Ohnmacht zu entdecken. Das Auffallendste war, daß Niemand wußte, wo Napoleon sei, und warum er nicht an der Spitze der Macht stehe, welche die Stadt vertheidigen sollte. Die Leute hatten ein solches Vertrauen zu seinem sieggewohnten Genie gefaßt, daß sie sich nicht einbilden konnten, es sei den Feinden möglich, wenn e r befehlige, sich seiner Hauptstadt zu bemächtigen.

Es herrschte unter den Soldaten noch viel Enthusiasmus, und Krieger, die verwundet in die Stadt ge-

bracht wurden, riefen noch halbtodt: „Vive l'empereur!“

Das Kanonen- und Musketenfeuer dauerte fort; es kamen die widersprechendsten Nachrichten an; den Zusammenhang der Begebenheiten kannte aber fast Niemand. Nachmittags zogen die Nationalgarden wieder in die Stadt; ein russischer Parlamentair kam herein; nun erst begriff man, daß Paris den Verbündeten in die Hände fallen müsse. Bald darauf zogen auch die Truppen durch Paris; es ward am Abende von einer Capitulation gesprochen. Manche hofften noch immer, Napoleon werde auf einmal erscheinen und mit Einem Schwertstreiche seine Haupt- und Residenzstadt befreien. Dieses Wunder blieb aber aus.

Am andern Morgen war Paris sich selbst überlassen, denn keine Regierungsbehörde war mehr da; Joseph Bonaparte, welcher feierlich versprochen hatte, die Pariser nicht zu verlassen, war schon weit weg; nur die Nationalgarde versah den Kriegsdienst. Es hieß, die Capitulation sei spät am Abende vom Herzoge von Ragusa abgeschlossen worden; die verbündeten Souveraine würden an diesem Tage mit ihrem Hauptquartier ihren Einzug halten. Das Volk strömte auf die Boulevards hin und nach dem Thore St.-Denis zu; als dieser Triumphbogen zu Ehren der Siege Ludwigs XIV. errichtet wurde, vermuthete man nicht, daß dereinst die Völker über dem Rheine durch diesen Triumphbogen ihren Einzug in die Kaiserstadt halten würden.

Napoleon hatte eine solche Übermacht ausgeübt, daß bis dahin Niemand gewagt hatte, öffentlich eine andere Gesinnung zu äußern, als welche mit seiner Politik über-

einstimmte. Allein gegen zehn Uhr Morgens zogen wohlgekleidete Leute zu Pferde und zu Fuß über die Boulevards und durch die Straßen, ließen weiße Fahnen wehen und riefen: „Es leben die Bourbons! Herunter mit dem Despoten!“ Diesen schlossen sich viele Andere an. Der Haufe jauchzte ihnen zum Theil Beifall zu, blieb aber sonst ganz unthätig.

Da ich auf diese Erscheinung nicht vorbereitet war, so erschrak ich über einen so kühnen Entschluß und konnte nicht glauben, daß die Übergabe der Hauptstadt mit dem Falle Napoleons nothwendig verbunden sein müsse. Es zogen noch mehre solcher royalistischen Haufen über die Boulevards; im Ganzen aber verhielt sich das Volk sehr ruhig. Es waren feierliche Augenblicke, welche fast Jeder zum Nachdenken über den Wankelmuth des menschlichen Glückes benutzte.

Nachmittags gegen zwei Uhr begannen endlich die fremden Truppen in der besten Ordnung einzurücken, als ob sie zu einer Heerschau eben erst aus ihren Kasernen gezogen wären. Paris erblickte nun zum ersten Male Völker und Armeen, die es nur aus den Zeitungen und ethnographischen Büchern kannte: Preußen, Russen, Östreicher, Kosaken, Baschkiren, Cirkassier, Schweden u. s. w. Einige Jahre zuvor hatte man Portugiesen an der Siegessäule auf dem Vendomeplatze Schildwach stehen und Italiener den Kaiser in den Tuilerien bewachen sehen, indeß Spanier in den südlichen Provinzialstädten als Gefangene weilten.

Das Vorüberziehen der ungeheuern Kriegermasse mit ihren Feuerschlünden und Proviantwagen dauerte mehre

Stunden lang und gewährte den Parisern, für die Alles zum Schauspiele wird, eine anhaltende Augenweide. Manche hatten sich jedoch in ihre Häuser verschlossen, um keine Zeugen des Triumphs der Feinde sein zu müssen. Als nun endlich der Generalstab anrückte und Alexander und Friedrich Wilhelm mit ihrem zahllosen Gefolge sich zeigten, entstand eine ungewöhnliche Bewegung unter den Zuschauern, und Manche, welchen das Joch Napoleons unerträglich schien, jubelten den beiden Monarchen als den Befreiern der Menschheit Beifall zu. Man brauchte damals eben kein Feind seines Vaterlandes zu sein, um von dem Einzuge der verbündete Mächte belebt zu werden. Sie kündigten sich als die Befreier der unterjochten Völker an; sie wollten ja nichts weiter, so hieß es, als der Menschheit ihre Rechte wiedererstatten und die Nationen von einem schimpflichen Joche befreien. Ein Menschenfreund konnte ein warmer französischer Patriot sein und doch mit lebhaftem Interesse einer großen Weltbegebenheit zusehen, welche der schrecklichen Menschenwürgerei, die Napoleon so lange schon trieb, ein Ende machen sollte. An das Weitere denkt man freilich in dem ersten Augenblicke nicht. Das natürlichste und dringendste Gefühl ist die Freude über die Befreiung; der Gedanke, ob man in eine gute und gemächliche Lage werde versetzt werden, kommt erst später.

Haben also die Monarchen in dem fröhlichen Zurufen der ungeheuern Menschenmenge bei ihrem Einzuge in Paris etwas mehr gesehen als die Freude über die Befreiung von einem unerträglich gewordenen Joche, und geglaubt, dieses Volk billige im voraus Alles, was sie

beschließen würden, so haben sie sich sehr geirrt. Die Pariser wurden hier von einem großen, fast unerwarteteten Schauspiele überrascht. Ihre erste Empfindung war das Bewußtsein, daß ein gewaltiger Despot jetzt von der Nemesis den Lohn seiner Verachtung der Menschheit empfange. Die ungeheure Kriegsmacht, welche einrückte, wurde nur als ein Werkzeug dieser Rache des Schicksals betrachtet. Natürlich spreche ich hier nur von der zuschauenden Menge; die nicht zuschauende hatte ganz andere Empfindungen: Ingrimm und verbissener Zorn bewog Viele, sich entfernt zu halten; der Anblick eines Siegereinzuges würde ihren Nationalstolz beleidigt haben.

Die Royalisten, die nun lauter wurden und schon die Sieger fragten, wo die Bourbons wären, sahen in den fremden Mächten die Mittel zu ihrem Zwecke, der Wiedereinsetzung der Bourbons und ihrer eignen Wiedereinsetzung in ihre alten Vorrechte, und diese waren die Lebhaftesten in ihrem Frohlocken.

Das Einrücken der Truppen dauerte noch bis in den späten Abend fort. Den häßlichen Theil der Armee, die zerlumpten Kosaken und dergleichen Kriegsvolk, hatte man außerhalb der Stadt zurückgelassen; diese erschienen theils nach und nach, theils wurden sie in die Normandie geschickt, oder gleichsam losgelassen; denn diese rohen und beutelustigen Leute mit ihren kleinen Strickpeitschen und langen Spießen glichen einer Schar Raubthiere oder wilder Hetzhunde, die plötzlich auf ein verfolgtes Thier losfahren. Es ist ein böses Ding, mit dergleichen Scharen ein Land zu überziehen, wofern man nicht die

bestimmte Absicht hat, das Land auszuplündern und das Kriegselend so viel als möglich zu vermehren.

Ich ging spät am Abend über den Vendomeplatz, wo die Siegessäule steht, nach Hause zurück, und hier erblickte ich eine überraschende That. Der Platz war schon großentheils mit fremden Truppen besetzt, welche sich anschickten, von ihren Beschwerden auszuruhen und in ihre Quartiere zu ziehen. Während diese nun ihrer Ruhe pflegten und sich wenig um Das bekümmerten, was um sie her vorging, hatten einige fanatische Royalisten mit Lebensgefahr ein ungeheuer langes Seil um den Hals der ehernen Bildsäule Napoleons, welche oben auf der Siegessäule stand, befestigt und zogen nun von unten aus allen Kräften, ohne zu berücksichtigen, daß, wenn die zwölf Fuß hohe Bildsäule herabgestürzt wäre, sie vielleicht einige Menschen erschlagen hätte. Sie matteten sich auf diese Art einige Stunden lang ab, ohne etwas bewirken zu können. Für mich aber war es klar, daß in einer Stadt, wo man es wagen durfte, die Bildsäule des mächtigen Kaisers vermittelst eines Strickes um den Hals von ihrer Höhe herabzuziehen, sein Ansehen verloren sei.

Die fremden Truppen betrugen sich besser, als man es von ihnen vermuthet hatte. Es wurde strenge Mannszucht gehalten. Der Kaiser Alexander, welcher der einzige Monarch war, der bei den Parisern Popularität zu gewinnen verstand, betrug sich leutselig und wußte das Ansehen eines Siegers ganz von seiner Person zu entfernen. Die Royalisten und alle Diejenigen, welche den Übermuth Napoleons haßten, arbeiteten nun mit vereinten Kräften an

der Vollendung der Staatsumwälzung. Schon an den folgenden Tagen ertönten die Zeitungen von dem Lobe der Bourbonen, die aber dem damaligen Geschlechte so wenig bekannt waren, daß das „Journal de l'empire," welches nun schnell umsattelte und ebenso heftig auf Napoleon schmähte, als es zuvor ihn gelobt hatte, es für nöthig hielt, das Publicum zu belehren, aus welchen Personen die Bourbonsche Familie bestehe und welche Leute man unter diesem Namen begreife. Ein großer Theil der Nation hatte seine alte Herrscherfamilie vergessen und war an den neuen Zustand der Dinge so gewöhnt, daß er sich wenig um die noch lebenden Mitglieder jener Familie bekümmerte. Jetzt aber verlangte eine Menge Menschen, denen das beständige Aufopfern der jungen Mannschaft im Kriege mit Recht ein unausstehliches Übel schien, nach jenem Geschlechte, das ein friedlicheres Geschick über Frankreich bringen konnte. Man erinnerte sich der ruhigen Tage vor der Revolution, ohne an die Schandthaten des alten Hofes zu denken, und glaubte, wenn nur die Bourbonen zurückberufen würden, so kämen jene ruhigen Tage schon von selbst wieder. Man bedachte aber nicht, daß die Nation nicht mehr dieselbe war, und daß auch um sie her Alles eine veränderte Gestalt angenommen hatte. Man erwog nicht, ob die Bourbonen nach einer so langen Abwesenheit von einem Lande, wo neue Ideen herrschend geworden waren, auch wol noch fähig wären, Frankreich zu beherrschen; und ebenso wenig erwog man, daß mit ihnen ein rachsüchtiger Adel und eine herrschsüchtige Geistlichkeit wiederkommen und ihr voriges Ansehen, ihren

alten Reichthum, den ihnen die Revolution entrissen, wiederverlangen, der Nation feindlich gegenüberstehen und sie beständig verfolgen würden. An alles Dieses dachte man nicht, sondern wollte nur den unausstehlichen Militairdespotismus loswerden.

Die Souveraine wurden daher mit Bitten bestürmt, Frankreich seine alte Herrscherfamilie zurückzugeben und Napoleon nicht länger als Kaiser der Franzosen anzuerkennen.

Der Kaiser von Östreich und der König von Preußen würden wahrscheinlich geschwiegen und ihre Minister schalten gelassen haben. Aber Kaiser Alexanders offenes Gemüth sagte sogleich Ja zu den Bitten der ihn bestürmenden Franzosen, und so wurde unmittelbar nach dem Einrücken der Verbündeten in Paris beschlossen, Napoleon nicht länger als Kaiser anzuerkennen.

Nun regte sich der Senat, erhob sich aus seiner tiefen Erniedrigung, erklärte Napoleon der Krone verlustig und berief die Bourbons wieder auf den Thron. Am Ostertage ward auf dem sogenannten Revolutionsplatze, auf welchem einst Ludwig XVI. sein Blut vergossen hatte, ein feierlicher Gottesdienst mit einem Tedeum von den verbündeten Mächten gehalten. Der Altar kam auf dieselbe Stelle zu stehen, wo einst das Blutgerüst gestanden hatte. Sonderbarer Wechsel der menschlichen Dinge! Es hieß, dies sei der Schluß der Revolutionsperiode, und von nun an beginne eine neue Epoche der Geschichte Frankreichs. Man glaubte oder hoffte es und war guten Muthes, wenigstens im Allgemeinen. Die vielen Familien, die durch den Sturz Napoleons Ämter, Ehrenstellen, Pensionen,

Aussichten für ihre Kinder und Verwandten verloren, sahen natürlich scheel zu der Staatsumwälzung, die unter ihren Augen vorging.

Wenige Tage nach dem Einrücken der verbündeten Mächte trat Maltebrun mit einer großen weißen Cocarde am Hute bei mir ein; ich stutzte bei diesem Anblicke; denn bis auf die letzte Zeit hatte er sich als einen äußerst heftigen und warmen Anhänger Napoleons bewiesen und im „Journal de l'empire" unaufhörlich die Vertheidigung seiner Dynastie den Franzosen zur Pflicht gemacht. Und nun erschien er auf einmal mit der Cocarde der Anhänger der Bourbonen, als ob er nie Napoleon das Wort geredet habe. Dieses Umsatteln war jedoch damals so häufig, daß ein Spaßmacher Gelegenheit fand, ein ganzes Wörterbuch der politischen Wetterfahnen anzufertigen, worin denn natürlich auch Maltebrun sein Plätzchen fand.

Übrigens hatte, wie gesagt, das „Journal de l'empire," woran er so thätig gearbeitet, ebenfalls umgesattelt. Es hieß wieder „Journal des débats" wie vor der Napoleonschen Regierung und war der eifrigste Lobredner der Bourbonen. Da Maltebrun aber seine Aufsätze stets unterzeichnet hatte, so war es nicht wohl möglich, denselben Mann, der vor acht Tagen dringend rieth, für die Napoleonsche Dynastie Gut und Leben aufzuopfern, unter den Vertheidigern der Bourbonschen Regierung auftreten zu lassen. Er verlor also seine Stelle, und da ihn die Staatsumwälzung gewaltig anregte, so beschloß er sogleich eine Zeitschrift herauszugeben. Er wünschte, ich möchte ihm Beiträge dazu liefern; er

selbst hatte schon eine Menge Materien im Kopfe, die er darin abzuhandeln gedachte. In der That kam bald darauf das erste Heft seines „**Spectateur ou Variétés littéraires**“ **etc.** ans Tageslicht, und diese theils politische, theils literarische Zeitschrift setzte er bis ins folgende Jahr fort; allein das Publicum, welches ihm im „**Journal de l'empire**“ zugehorcht hatte, bekam er nicht wieder; der Wirkungskreis seines „**Spectateur**“ war nur gering im Vergleich mit dem jenes Journals; wozu denn auch kam, daß bei der entstandenen Staatsumwälzung, welche eine gänzliche Preßfreiheit zur Folge hatte, eine Menge Stimmen laut wurden und manche Zeitschriften und Journale entstanden, sodaß es schwer wurde, sich unter der Menge bemerkbar zu machen. Dem „**Journal de l'empire**“ mußte man wol zuhorchen, weil man beinahe kein anderes Tageblatt zu sehen bekam. Dies war aber nun vorbei, und die wichtigen politischen Verhandlungen in den beiden gesetzgebenden Kammern nahmen vollends die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Auch die „**Annales des voyages**“ fanden nun nicht mehr den Beifall, den sie zuvor hatten, und der Verleger sowol als Maltebrun sehnten sich danach, diese bis zu 24 Bänden angewachsene Zeitschrift zu schließen. Von dem „**Spectateur**“ erschienen drei Bände. Sie können als Beweis dienen, wie biegsam Maltebrun's Geist war, und wie mannichfaltig er die Leser zu unterhalten wußte. Er hatte im Jahre 1815 den Vorsatz, statt beider Zeitschriften eine dritte unter dem Namen: „**La Minerve,**“ zu beginnen; es kam aber nicht dazu, und für ihn mag es rathsam gewesen sein, daß er von dem

Vorsatze abließ; ich glaube, bei dem „Spectateur" hatte er eine Summe Geldes zusetzen müssen, um die Kosten zu bestreiten, obschon ihm die Redaction nichts kostete.

Mein Vaterland war nun wieder preußisch geworden; das arme Land schien niemals zur Besinnung kommen zu können, sondern wie ein Spielball nach den Launen des Glücks von einer Hand in die andere wandern zu müssen. Die Franzosen hatten es den Preußen abgenommen; Kosaken und Preußen nahmen es wiederum den Franzosen ab; so viel hatte aber Münster bei alle dem Wechsel der Dinge einsehen gelernt, daß, wenn es doch nun einmal vom Schicksal dazu verurtheilt sei, statt selbständig zu sein, einem fremden Herrn dienen oder einem fremden Lande einverleibt werden zu müssen, die preußische Herrschaft ihm weit zuträglicher sei als die französische, weil die Preußen doch auch Deutsche wären, die Sprache, Sitten und Bedürfnisse der Einwohner kennten, wogegen die Franzosen Manches ganz verkehrt angriffen und sich zuweilen über alle vernünftige Rücksichten, die eine andere Regierung aufgehalten haben würden, kurz hinwegsetzten und nach Willkür schalteten, ohne sich darum zu bekümmern, was die Einwohner dazu sagen möchten. Einiges freilich mußten sie unter der preußischen Regierung wieder entbehren, z. B. die Gleichheit der Stände, die eine der wichtigsten Erwerbungen des Zeitgeistes geworden war und nirgends so sehr ins praktische Leben eingewirkt hat als in Frankreich.

Schon diese Anerkennung der Rechte der Menschheit in Frankreich würde mich bewogen haben, dieses Land zu meinem Aufenthalte zu wählen, wenn ich auch nicht

durch Familienbande und Freundschaftsverhältnisse an dieses zweite Vaterland gekettet gewesen wäre. Als daher das Gesetz erschien, welches Denjenigen, die französisch bleiben wollten, einen Zeitraum von einem Jahre verstattete, um ihre Erklärung einzureichen, so säumte ich nicht, darum anzuhalten, als französischer Bürger anerkannt zu werden. Ich trennte mich dadurch von meinem Vaterlande; allein mein Vaterland hatte keinen Anspruch auf meine Dienste. Es hatte meinen Vater in seinem Alter darben lassen, obschon er demselben sein Leben gewidmet hatte. Mich selbst hatte es gezwungen, anderswo mein Unterkommen zu suchen; es hatte meine Dienste entbehren können, ich konnte auch mein Vaterland entbehren und war so glücklich, ein zweites zu besitzen. Da Münster einmal seine Selbständigkeit verloren hatte, so kam es auch wenig darauf an, ob mein Landesherr Ludwig oder Friedrich Wilhelm hieß.

Was nun den ersten dieser beiden Landesherren betrifft, so sah ich ihn seinen Einzug halten. Es war ein drolliges Schauspiel. Die ganze Straße der Vorstadt St.-Martin in Paris war mit Menschen angefüllt. Kosaken, Preußen, Russen und Östreicher ritten durch einander. Nationalgarden empfingen den Bruder Ludwigs XVI., und man sah schon die alte Uniform der Garde du corps wiedererscheinen. Ludwig XVIII. saß in einer offenen Kalesche neben der Herzogin von Angoulème und hatte eine so wackelnde Haltung, daß mir dieses Wackeln ein böses Vorzeichen seiner Regierung schien. Wer erst neulich die feste und strenge Haltung Napoleons gesehen hatte, dem mußte das Schau-

keln des alten, dicken und kraftlosen Königs sonderbar vorkommen. Auch schien ihn das Zujauchzen des Volkes wenig zu rühren, und er nahm nur wenig Antheil an der Freude des Wiedersehens. Es war, als ob der Mann gedacht hätte: das mußte wol so kommen! — Freilich weil Napoleon es mit den Rechten der Menschheit ein wenig zu arg trieb; denn sonst hätte der alte wackelnde Ludwig nimmermehr den Thron seiner Väter wiedergesehen.

Als der Adel und die Geistlichkeit diesen Ludwig wieder in den Tuilerien hatten, vergaßen sie bald alle erlittene Erniedrigung, wurden übermüthig und wollten Dinge und Anstalten wiedereinführen, welche der Nation verhaßt waren und gerade die Revolution verursacht hatten.

Ich hatte einen so hohen Begriff von der Güte der Bourbonschen Regierung, daß ich anfangs steif und fest glaubte, sie würden ein goldenes Zeitalter in Frankreich zurückführen, und unter ihrem Schutze würde Frankreich das glücklichste und das freieste Land Europas sein. War jetzt nicht eine Verfassung da, welche alle Rechte der Nation anerkannte und beschirmte? Freilich wol; allein wie wurde diese Verfassung gehandhabt und ins Werk gesetzt? Ludwig XVIII. hatte Verstand genug, um einzusehen, daß man klug zu Werke gehen und die Nation nicht vor den Kopf stoßen müsse. Allein da seine Umgebung wußte, daß er nicht lange zu leben habe und daß sein Bruder und Nachfolger kein Freund von gesetzlichen Verfassungen sei, sondern lieber nach der Willkür des alten régime schalte, so kehrten sie sich wenig

an Ludwigs Gesinnung, zumal da der alte podagrische Herr fast nichts mit eignen Augen untersuchte, sondern nur dann und wann von seinem Cabinete aus Befehle ertheilte. Er war so unbeholfen, daß man eine Maschine erfinden mußte, um ihn die Treppe hinauf- und hinabzuziehen, wenn er zu seiner täglichen Spazierfahrt sein Gemach verließ oder in dasselbe zurückkehrte.

Es ist ein Wunder, wie unter einem so geschwächten, abgematteten Greise die Nation auch nur einige Monate lang ruhig bleiben konnte. Anfangs freilich mußten die verbündeten Truppen das Volk in Zaum halten helfen; dann ward die alte Armee aufgelöst und ihre Trümmer in ganz Frankreich zerstreut. Dies trug viel zur Gährung bei, die im folgenden Jahre ausbrach. Aber auch außer den abgedankten Truppen gab es Unzufriedene in Menge. Man konnte keine etwas gemischte und zahlreiche Gesellschaft besuchen, ohne auf solche Unzufriedene zu stoßen, die bittere Klagen über den erbärmlichen Hof und die schlaffe Regierung ausstießen. Dieses Jahr war äußerst unangenehm. Dem schrecklichen Drucke des Napoleonschen Despotismus war abgeholfen und die Nation konnte wieder frei athmen. Nach meinem Urtheile wog dieser Umstand alle Nachtheile der schlechten Bourbonschen Regierung auf; allein in dem Maße, als man die Übel der Napoleonschen Regierung vergaß, wurden die der Bourbonschen empfindlicher; zudem war bei der Sklaverei unter Napoleon doch eine wahre Größe mit dem Joche verbunden — man gehorchte; allein es waren der Gehorchenden 50 Millionen Seelen, es wurden große Dinge für sie und mit

ihnen ausgeführt; es standen alle Wege offen, sich auszuzeichnen, ausgenommen derjenige, die Wahrheit kräftig und muthig herauszusagen; letzterer Weg führte hingegen den Freimüthigen zum Verderben oder zu einem gezwungenen Stillschweigen. Es war eine Art von lügenhafter Beredsamkeit aufgekommen, worin sich einige Männer, als Fontanes, Regnaud St.-Jean d'Angely, Cardinal Maury und Andere hervorthaten, und die mit großen Ehrenstellen belohnt ward.

Jetzt war das Alles weggefallen; allein es hatten sich andere Schmeichler hervorgedrängt, welche dem Volke weismachen wollten, den Bourbons sei vermittelst Gottes Gnaden und des Geburtsrechts Alles erlaubt, wie man unter Napoleon Alles billigte, was der Welterobeerer gegen die Rechte der Menschheit unternahm. Da aber der podagrische Ludwig XVIII. ebenso wenig als seine Brüder und Neffen persönliche Achtung einflößte, so ward dies Schmeicheln alter Hofherren unerträglich, und die Nation knirschte vor Unwillen über das ihr aufgelegte Joch. Napoleon wußte es, und daher faßte er den Entschluß, im Einverständnisse mit manchen Getreuen, wieder in Frankreich einzubrechen.

Dies gelang ihm bekanntlich auf die erstaunenswürdigste Art, und nie ist wol ein so großes Unternehmen so leicht und behende ausgeführt worden als dieses. Man müßte blind sein, um nicht zu sehen, daß die Bourbons in Frankreich gar keinen festen Fuß gefaßt und sich die Liebe und das Zutrauen der Unterthanen keineswegs erworben hatten, da sich so Wenige rührten, als im März 1815 Napoleon in der Provence mit einigen

hundert Mann landete und, ohne das Schwert zu ziehen, nach Paris fuhr, gleichsam als ob er blos von einer Reise in seine Residenz zurückkehrte.

Nun erst sahen die Bourbons, was sie durch ihre unvorsichtige Regierungsart gewonnen hatten; nun erst legte der Herzog von Artois, Bruder des Königs, den Eid ab, der Verfassung, welcher er bisher entgegengewesen war, treu zu bleiben. Nun erst suchte der Hof populair zu werden; allein vergebens. Es war kein Enthusiasmus in dem Volke, kein glühender Eifer im Heere. Die ganze Nation war wie erstarrt; sie ließ geschehen, was vorging, und schien sich auf die Rolle des Zuschauers zu beschränken.

Ich sah den alten König Ludwig XVIII. am Tage vor seiner Flucht von seiner gewöhnlichen Spazierfahrt zurückkommen. Er war traurig und niedergeschlagen; sein gewöhnlich blasses Gesicht schien dies Mal noch bleicher zu sein. Sein Anblick schmerzte Diejenigen, die den Greis vorbeifahren sahen. Sie bezeigten ihm ihre Theilnahme an seinem unglücklichen Loose; das war aber auch Alles. Am folgenden Tage flüchtete er mit seinem ganzen Hofe davon und aus Frankreich heraus, und am Abende zog Napoleon ganz ruhig in die Tuilerien ein.

Nun ging die zweite der Staatsumwälzungen vor sich, von der ich in Paris Zeuge gewesen bin. Die oben gestanden hatten, mußten herunter, und die von den Bourbons Heruntergesetzten stiegen wieder empor, mit Ausnahme Einiger, welche keinen solchen Wechsel vorhergesehen, sich den Bourbons blindlings ergeben hatten und nun von Napoleon verschmäht wurden. Seine

entschiedensten Gegner waren mit den Bourbons davongeflohen.

Jetzt mußte sich aber auch die Nation auf einen neuen Krieg gefaßt machen; denn augenscheinlich war es, daß die verbündeten Souveraine, die noch in Wien zum Congresse versammelt waren, sich gegen ihren vormaligen Feind rüsten würden, und in der That wurden die Zurüstungen schnell begonnen, und seinerseits eilte Napoleon, sein Heer schlagfertig zu machen. Paris bekam nun wieder ein kriegerisches Ansehen; die Verbindungen mit dem Auslande hatten aufgehört; im Lande war von nichts als von Kriegszurüstungen, Aushebungen, Musterungen die Rede. Napoleon hatte seine vorige Macht nicht wiedergefunden; er fühlte die Nothwendigkeit, Popularität zu erwerben; man hatte versprochen, ihn nur unter der Bedingung zu unterstützen, daß er im freien Sinne regieren und eine freie Verfassung einführen würde. Statt dessen gab er seinen berüchtigten acte additionnel zu der vorherigen Reichsverfassung; man erkannte darin vielmehr den Wunsch, nach der alten Weise zu regieren, als seinem Volke eine freisinnige Verfassung zu schenken, und dadurch verlor man vollends das Zutrauen zu seinen Absichten.

Napoleon suchte den Pöbel für sich zu gewinnen, und that einige Schritte, um sich die Bewohner der Vorstädte hold zu machen. Es wurde eine Heerschau eigner Art veranstaltet, nämlich über den gesammten pariser Pöbel, dem man jedoch keine Waffen gab; diese nahm sich sonderbar aus, und wenn man bedachte, in welchem Gebietertone Napoleon vor seinem Sturze ge-

sprochen hatte, so mußte man staunen, den Mann auf einmal so herablassend zu erblicken und ihn dem Volke entgegengehen zu sehen. Er mußte, so schloß man mit Recht, in einer sehr bedrängten Lage sein, um seinen wahren Charakter so weit zu verbergen.

Die literarischen Arbeiten hatten unter den beiden Staatsumwälzungen, besonders seit der letzten, meistens aufgehört. Es war von keinen Studien, keiner gelehrten Unternehmung mehr die Rede. Politische Flugschriften und Zeitschriften waren das Einzige, was noch erschien. Ich mußte mich auf die Lectionen, die mir übrig waren, beschränken. Die Muße, die ich bekam, benutzte ich dazu, den Plan eines Werkes auszuführen, den ich seit der Erscheinung meiner „Geschichte von Spanien" erdacht hatte. Ich beschloß nämlich, die alten spanischen Romanzen zu sammeln, die mir des Wiederauflebens werth schienen. Man hatte damals keine neuere Sammlung dieser Art, und da man in Deutschland mehr noch als in Frankreich die alte spanische Dichtkunst liebte, so hoffte ich der Literatur durch diese Sammlung einen Dienst zu erweisen.

Diese Arbeit versüßte mir, was die drei Monate der Napoleonschen Afterregierung Trauriges hatten. Kurz vorher hatte ich für den Buchhändler Colburn in London die zerstreuten Aufsätze Chateaubriand's gesammelt, die der Verleger dann unter dem Titel: „Souvenirs," herausgab. Ich blieb mit diesem thätigen und einsichtigen Verleger, den ich auch in Paris kennen zu lernen Gelegenheit hatte, einige Jahre lang in Verbindung und

lieferte Einiges für sein „New monthly Magazine,“ eine Zeitschrift, die bald eine der besten Englands wurde, obschon sie in einem fast servilen Tone begann.

Auch fand ich einige Zerstreuung in der antiquarischen Gesellschaft, die mich im vorigen Jahre zu ihrem Mitgliede aufgenommen hatte, nachdem sie kurz vorher umgestaltet worden war. Sie hatte nämlich zuvor Académie celtique geheißen und war von einigen enthusiastischen Freunden der keltischen Vorzeit gestiftet worden, welche den Ruhm ihrer Vorfahren wiederauffrischen wollten. In der Provinz Bretagne glaubten sie die Überreste der keltischen Sprache und des keltischen Volkes zu erkennen; daher hatten sie eine entschiedene Vorliebe für dieses Ländchen, in welchem wirklich noch alte Sitten und Gebräuche herrschen, und das seine eigne Sprache besitzt, worin sich allerdings manche keltische Worte vorfinden mögen. Allein die bretagnische Bauernsprache für das alte Keltische auszugeben und auf diese Bauernsprache die Namen der Städte Europas zurückführen zu wollen, war übertriebener Eifer. Dies war jedoch die Hauptbeschäftigung des Secretairs der Gesellschaft geworden; das Bretagnische sollte nach seiner Lehre das Keltische sein, und in jener Sprache sollte man die der alten Gallier und die Grundlagen der neuern Sprachen wiederfinden. Cambry, Präfect eines französischen Departements, war ebenfalls für die alten Kelten lebhaft eingenommen und schrieb ein bedeutendes Werk über die sogenannten keltischen Denkmäler Frankreichs und anderer Länder. Es gibt nämlich in Frankreich, besonders in Bretagne, Denkmäler einer uralten Zeit, wo weder

Kunst noch Schrift bekannt waren. Es sind ungeheure unbehauene Steine, die entweder aufgerichtet und in den Boden gepflanzt sind oder über einander liegen, sodaß ein breiter, platter und langer Stein auf drei oder vier dicken und kurzen Steinen ruht und etwa das Ansehen eines Tisches oder einer Opferstätte hat. Zuweilen stehen diese Steine in einer Reihe; das merkwürdigste Denkmal dieser Art ist wol das von Carnac in Bretagne, wo Hunderte, ja Tausende solcher Steine in mehren fast unabsehbaren Reihen aufgepflanzt stehen, ohne daß irgend etwas den Zweck andeutet, wozu diese ungeheure und riesenhafte Arbeit unternommen worden ist. Übrigens unterscheiden sich die so rohen Denkmäler Bretagnes und anderer Provinzen Frankreichs durch nichts von denen, die man in andern wenig bebauten Gegenden Europas, besonders im Norden desselben, findet. Überall haben die barbarischen Völker damit anfangen müssen, die Stätten ihres Gottesdienstes, ihrer Gräber, ihrer Zusammenkünfte mit hölzernen und steinernen Merkmalen zu bezeichnen. Die hölzernen sind natürlich bald verschwunden; aber die steinernen sind geblieben, wenigstens an den Stellen, wo der Anbau und die Bevölkerung nicht das Wegräumen derselben geboten. Was für Begriffe sie mit diesen Denkmälern verbanden, welche Erinnerungen damit verknüpft waren, verlor sich im Laufe der Zeit, und jetzt sind es stumme Zeugen des Wirkens und Treibens einer grauen Vorzeit, die nicht einmal das Mittel besaß, die Nachwelt über den Zweck ihrer riesenhaften Unternehmungen zu belehren. Gelehrte, besonders enthusiastische, können sich also bei dem An-

blicke der aufgerichteten Steine allerlei denken. Dies fehlte denn auch in der keltischen Akademie nicht; Cambry und andere Mitglieder fabelten mit Hülfe ihrer Phantasie sonderbare, ja erhabene Dinge von denselben.

Überhaupt hatte sich ein besonderer Enthusiasmus in jener Akademie entwickelt; da er aber auf nichts Festem ruhen konnte, so wurde er bald lächerlich; die Zeitungen machten sich über die keltische Akademie ein wenig lustig, vorzüglich seitdem ein Apotheker in Bretagne, um einem von ihm verfertigten Senfe bessern Absatz zu verschaffen, denselben unter den Auspicien jener Akademie **moutarde celtique** benannte und ankündigte. Man hatte alle Diejenigen, die für die keltischen Dinge, oder was man dafür hielt, Lust und Interesse bezeigten, als Mitglieder oder Correspondenten aufgenommen und eine Sammlung von Denkschriften herauszugeben begonnen, worin sich jener Eifer fast auf jedem Blatte zeigt. Mitunter wurden doch manche Nachrichten über alte Gebräuche und Meinungen in Frankreich gesammelt, und in dieser Hinsicht sind die „**Mémoires de l'académie celtique**“ beachtenswerth.

Nach und nach war der Eifer erkaltet, besonders da die Akademie genöthigt war, die Mitglieder zu besteuern, um bestehen zu können, und sie zum Subscribiren auf ihre Abhandlungen anzuhalten. Das beständige Zahlen erkaltete gar bald den Eifer Derer, die nicht von der Liebe zur Wissenschaft beseelt wurden. Zudem gab der keltische Enthusiasmus Ursache zum Zwiespalt im Innern der Gesellschaft. Einige Mitglieder wollten nicht so unbedingt Alles für baare Münze annehmen, was der

Secretair und einige Andere behaupteten; diese bestanden hartnäckig auf ihrer Meinung; es gab Streitigkeiten und Zwietracht; friedliche Männer zogen sich aus der Gesellschaft zurück; der Secretair erschien zuletzt auch nicht mehr; einige vernünftige Männer hielten es nun für zuträglich, den Verein ganz umzugestalten und ihm einen höhern Zweck und einen größern Wirkungskreis zu verschaffen; es wurden neue Statuten entworfen und die keltische Gesellschaft in eine antiquarische umgewandelt, wodurch also jede Art von Alterthümern in ihren Bereich kam, wiewol sie immerhin die französischen Alterthümer zum Hauptaugenmerk behalten wollte.

Sie sah sich nun nach neuen Mitgliedern um, und bei dieser Gelegenheit wurde auch ich in dieselbe aufgenommen. Seitdem hat sich diese Gesellschaft von ihrem Zwecke nicht entfernt, und obschon sie niemals von der Regierung unterstützt worden ist, so hat sie doch das Ihrige redlich dazu beigetragen, um Alterthümer zu beschreiben und bekanntzumachen, Beiträge zur Kenntniß der Provinzialdialekte zu sammeln, den Eifer der in den Provinzen wohnenden Liebhaber der Archäologie anzufachen und sie zur Bekanntmachung und Beschreibung unbekannter Denkmäler, Gebräuche, Handschriften u. s. w. aufzumuntern. Sie begann ihre Arbeiten in einer sehr bewegten Zeit und mitten unter politischen Erschütterungen, da man wenig Aufmerksamkeit auf dergleichen Forschungen verwendete. Dennoch gingen sie still und ruhig ihren Gang; die Regierung billigte die Statuten der Gesellschaft und ertheilte ihr den Titel: „Königliche Gesellschaft;" weiter that sie nichts für dieselbe.

So oft wir jedoch einen neuen Band unserer Abhandlungen fertig hatten, verfehlten wir nicht, ihn dem Könige darzureichen; ich habe nur ein einziges Mal zur Deputation gehört, welche diese Ehre hatte, und seitdem keine Lust gehabt, derselben jemals wieder zu genießen. Unser Präsident war damals der bekannte Orientalist Langlès, welcher ein sehr kurzes Gesicht hatte, sodaß seine Nase beinahe das Papier berührte, wenn er las. Er hatte seine Anrede an den König aufgeschrieben, und wir begaben uns guten Muthes zu den Tuilerien, wo wir dem Könige Ludwig XVIII. den frischen Band unserer Abhandlungen darreichen sollten. Man führte uns in einen großen Saal, um hier die Rückkehr des Königs aus der Kapelle, in welcher eben die Messe gelesen wurde, zu erwarten. Es standen hier schon mehre Personen, welche ebenfalls Audienz begehrten und denen man diese Stunde angezeigt hatte. Endlich erschien der Zug in einer hintern Thür des großen Saals. Voran in abgemessenen Schritten einige Huissiers, Gardes du corps, und sonstige Hofbeamte; dann Monsieur, Graf von Artois, mit einem Gesichte, das die größte Langeweile auszudrücken schien, und zuletzt wackelte Ludwig XVIII., auf zwei Leute gestützt, langsam hinterher. Der Zug begab sich in einen daranstoßenden Saal. Hier setzte sich der König auf einen ungeheuern Sessel; die Hofbeamten, meistens lauter alte Leute, welche dieses langweilige Amt vielleicht schon vor zwanzig oder dreißig Jahren getrieben hatten, stellten sich zur Linken; Diejenigen welche Audienz begehrt hatten, wurden hinter einander zur Rechten gestellt, also dem Könige zur linken Seite;

sie mußten dann vortreten und gingen hernach durch eine Hinterthür ab.

Als die Reihe an uns kam, trat Langlès in seiner Eigenschaft als Vorsteher hervor, mit dem Bande unserer Abhandlungen in der Hand, die er dem Könige überreichte. Zugleich wollte er seine aufgeschriebene Rede hersagen und zog sein Papier hervor. Er begann zu lesen; allein kaum hatte er einige Zeilen gelesen, so verwirrte er sich, stöberte mit der Nase auf dem Papier umher, ohne daß er so glücklich war, den Ort wiederzufinden, wo er sich unterbrochen hatte; da er jedoch zu reden nicht aufhören, noch die Unterbrechung merken lassen wollte, so wiederholte er während des Herumstöberns die letzten Worte, die er verlesen hatte, und zwar so lange, bis er so glücklich war, auf das Ende seiner verunglückten Rede zu stoßen. Während der Zeit war ich, der ich hinter ihm stand, wie auf der Folter gespannt. Ich hätte ein Goldstück gegeben, wenn Jemand mich unvermerkt aus dem Saale hätte ziehen können. Ludwig XVIII. saß unbeweglich da wie ein Götze und sein breites, in Falten herabhängendes Gesicht verzog nicht die geringste Miene. Schon diese ernste Unbeweglichkeit war vermögend, Jemand außer Fassung zu bringen. Ich dachte an den guten König Maximilian von Baiern und an die herzliche Unterhaltung dieses echten Fürsten, die ich mit diesem asiatischen Empfange eines Großsultans verglich. Alfieri erzählt in seinen „Denkwürdigkeiten," wie es ihm in der Audienz bei Ludwig XV. geschienen habe, als wolle der König zu ihm sagen: was für ein

armseliges Thierchen wagt es, sich da neben mich zu stellen! Auch von Ludwig XVIII. schien es, als ob er Diejenigen, die ihm vorgestellt wurden, wie armselige Thierchen betrachte, denen er höchstens eine Minute seine Aufmerksamkeit schenken könne.

Als Langlès geendigt hatte, bewegte Ludwig XVIII. seine Lippen ein wenig und überreichte den Band unserer Abhandlungen einem hinter ihm stehenden Hofbeamten, ohne wahrscheinlich dieses Buch je wieder zu Gesichte zu bekommen. Am folgenden Tage erfuhren wir durch den „Moniteur," der König habe auf die Rede unsers Vorstehers geantwortet: „Ich sehe die Arbeiten Ihrer Gesellschaft mit Vergnügen und versichere Sie meines Schutzes!"

Einige Jahre nachher kam die Reihe des Darreichens unserer Abhandlungen an mich; Karl X. regierte damals. Ich dachte aber noch an den läppischen Empfang, der uns von Ludwig XVIII. zu Theil geworden war, und bat die Gesellschaft, sie möge einem Andern diese Ehre widerfahren lassen. Da nun auch die übrigen Vorsitzer nicht hingehen wollten, so begaben sich blos die beiden Secretaire, das heißt die jüngsten Mitglieder der Gesellschaft, zum Könige. Karl X. antwortete wenigstens auf eine höfliche Weise und schien den Band gern anzunehmen. Übrigens war die Audienz so unbedeutend wie die vorige.

Bei dieser Gelegenheit muß ich auch erwähnen, was mir während des Aufenthaltes der verbündeten Souveraine in Paris begegnete. Der König von Preußen, welcher durch die Siege der Verbündeten seine Herrschaft

über Neuenburg in der Schweiz wiederbekam, die Napoleon zuvor seinem treuen Gefährten Berthier geschenkt hatte, wollte dieses Ländchen in Augenschein nehmen und schickte sich daher an, von Paris über die Schweiz die Reise nach Deutschland anzutreten. Ich hatte vor Kurzem die Beschreibung meiner Reise nach Neuenburg herausgegeben; einige meiner deutschen Freunde in Paris meinten daher, daß es schicklich sein würde, wenn ich dem Könige ein Exemplar eines Werkes darreichte, das ihm als Handbuch auf der Reise dienen könne; obschon er nicht mehr mein Landesherr sei, so werde er es doch gern sehen, daß ein vormaliger Unterthan ihm in Paris eine Art von Huldigung darbringe. Ich hatte die Schwachheit, diesen eiteln Vorstellungen Gehör zu geben. Schon Das, was man von der Abneigung des Königs, sich mit unbekannten Personen in ein Gespräch einzulassen, sagte, hätte mich abhalten sollen.

Der König von Preußen wohnte auf dem Quai Malaquais, in dem Hotel seines Gesandten, Grafen von Golz, des nämlichen, welcher sonst zu Münster Husarenoffizier gewesen und den ich im Jahre 1813 als preußischen Gesandten zu München angetroffen hatte. Er war hier sehr freundlich gegen mich gewesen, und dies war ein Beweggrund mehr, um mich zu bestimmen, ihm bei dieser Gelegenheit einen Besuch abzustatten.

Ich begab mich also zu ihm und stellte ihm meinen Wunsch vor. Er empfing mich ziemlich kalt und sagte, ich möchte mit ihm hinaufgehen. Dies geschah; wir traten in ein Vorzimmer, in welchem mehre Personen warteten, unter Andern einige dicke Fischweiber mit ei-

nem ungeheuern, aber prächtigen Blumenstrauße. Man muß wissen, daß die Fisch-, Frucht- und Krauthändlerinnen des pariser Marktes eine Art von Zunft bilden, die sich gewisse Vorrechte angemaßt hat. Unter Anderm haben sie seit langer Zeit die Gewohnheit, bei der Ankunft und Abreise hoher Personen auf der Lauer zu sein und sie mit Überreichung eines schönen Blumenstraußes (da manche unter ihnen auch Blumenhändlerinnen sind) zur Ankunft in Paris zu bewillkommnen oder ihnen eine glückliche Reise zu wünschen. Vermuthlich stehen sie mit der Polizei in Verbindung oder sie halten eigene Leute zum Auflauern; denn sonst begreift man nicht, wie sie so schnell und sicher erfahren können, welche angesehene Personen in Paris soeben angekommen sind, oder auf dem Punktt stehen, von hier abzureisen. Mancher Fremde, welcher sich einbildet, incognito Paris zu besuchen, wird überrascht, wenn er am andern Morgen Fischweiber mit einem ungeheuern Blumenstrauße bei sich eintreten sieht und im Namen der Stadt Paris von ihnen bewillkommnet wird. Natürlich kann er eine solche Ehre nicht anders als mit einer guten Belohnung in Geld erwiedern. Diese Weiber mögen sich dadurch ein Beträchtliches im Jahre erwerben; denn nicht allein auf die Fremden, sondern auch auf die Einheimischen erstreckt sich ihre Höflichkeitsspeculation; wenn Einem etwas überaus Glückliches in Paris begegnet, so erscheinen auch sogleich die Fischweiber mit ihrem Blumenstrauße, dessen Größe und Schönheit sich natürlich nach dem Stande der Personen richtet. Als ich in der Folge einen Preis bei der Akademie der Inschriften erhielt

konnte auch ich kaum ihrem Besuche und ihren Glückwünschen entgehen.

Da sie gehört hatten oder bestimmt wußten, daß der König von Preußen am folgenden Tage nach der Schweiz abreisen würde, so hatten sie ja nicht versäumt, ihren gewöhnlichen Tribut zu entrichten oder vielmehr zu erheben. Der Gesandte, anstatt mich beim Könige einzuführen, wie ich es gewünscht hatte, nahm meine Reisebeschreibung in die eine Hand und den Blumenstrauß der Marktweiber in die andere, und trug nun die beiden Huldigungen zu dem Könige ins Zimmer. Jetzt überlief mich ein eiskalter Schauer. Ich sah im Geiste den Gesandten mit dem Buche und dem Strauße vor den König treten, und mir war es, als hörte ich schon den Monarchen sagen: „Den Weibern ein Geldstück und dem Autor auch.“ Ohne das Weitere abzuwarten, eilte ich aus dem Vorzimmer die Treppe herab und bekam nicht eher meine Ruhe wieder, bis ich aus dem Hotel auf den Quai getreten war. Ich schwur nun, nie wieder einem Monarchen meine literarischen Producte darzureichen, und diesen Schwur heilig zu beobachten, habe ich keine Mühe gehabt.

Ich bin von der antiquarischen Gesellschaft abgekommen und kehre nun auf einige Augenblicke dahin zurück, um von einigen merkwürdigen Männern zu sprechen, welche zu derselben gehörten, als ich darin aufgenommen wurde. Zuerst Alexander Lenoir, welcher damals Aufseher des Musée des monumens français war, in welchem unsere Zusammenkünfte stattfanden. Lenoir, welcher anfangs Künstler war und keine gelehrten Stu-

dien gemacht hatte, war am Ende der französischen Revolution sehr bemüht gewesen, die alten Kunstwerke in Ordnung zu bringen, die man aus den Kirchen, Klöstern und andern Anstalten gerettet hatte. Die Sammlung derselben würde weit beträchtlicher ausgefallen sein, wenn man gleich anfangs daran gedacht hätte, die Kunstwerke in Sicherheit zu bringen; allein während der Schreckenszeit wagte Niemand seine Zuneigung zu alten Kunstwerken, besonders zu kirchlichen, an den Tag zu legen, um nicht als ein Royalist oder Aristokrat behandelt zu werden, und so gingen viele kostbare Sachen verloren. Erst als die Ruhe in Frankreich wiederhergestellt war, beschäftigte man sich mit dem Sammeln und Aufstellen der erhaltenen Kunstgegenstände, die meistens aus den Kirchen und Klöstern in und um Paris herrührten. Man wies das ehemalige Kloster der sogenannten **Petits Augustins** zum Aufstellen derselben an, und dieses Local wußte Lenoir auf eine fürs große Publicum sehr anziehende Weise auszuschmücken. In der ehemaligen Kirche hatte er nämlich die großen Denkmäler aufgestellt; eine Kapelle hatte das schöne Grabmal Franz I. bekommen. Aus dieser Kirche ging man in die ehemalige Sacristei, ein niedriges Gewölbe, worin die ziemlich groben steinernen Denkmäler der alten fränkischen Könige aufgestellt waren; dann trat man in den Kreuzgang und gelangte von da in mehre Säle, wovon jeder einem besondern Jahrhunderte, als dem vierzehnten, funfzehnten und sechzehnten, gewidmet war und Muster der Bildhauerkunst, mitunter auch der Malerei, besonders der Glasmalerei, jener Zeiten enthielt. Diese

Aufstellung war mit etwas Künstelei eingerichtet, that aber doch eine große Wirkung; das Museum der alten französischen Denkmäler war eine der Anstalten in Paris, die beim ersten Eintritte den lebhaftesten Eindruck auf mich gemacht hatten, und ich ging gern in Zeiten meiner Muße darin spazieren. Auch den ehemaligen Klostergarten hatte man geschickt benutzt, indem man ihn in einen englischen Garten umgewandelt und Grabmäler und andere Bildhauerarbeiten darin unter den Gebüschen versteckt hatte; mit jedem Schritte wurde man durch etwas Unerwartetes überrascht; hier stand das sonderbare Denkmal des uralten Königs Dagobert, dort ruhten in einem noch gothischern Grabmale die Gebeine Heloisens und Abélard's; weiterhin fand man die einfachen Grabsteine berühmter Schriftsteller aus dem Zeitalter Ludwigs XIV., als Lafontaine's, Molière's und Racine's. Die Gebeine Heloisens und Abélard's hatte ich zufällig Gelegenheit näher zu betrachten. Als nämlich in der Folge ein Theil des Gartens an ein danebenstehendes Leihhaus abgetreten wurde, mußte das Grabmal der beiden Liebenden aus dem vierzehnten Jahrhundert auseinandergenommen und anderswo aufgestellt werden. Die Gebeine wurden herausgenommen, und ich fand sie eines Tages bei Lenoir in zwei Schubladen. Es war nur noch ein geringer Theil davon übrig und auch dieser war schon sehr vermodert. Die feine und zarte Hirnschale Heloisens war noch das einzige Ganze, was sich vorfand. Ein sonderbares Gefühl empfand ich, als ich diesen Schädel aufhob und an alle die Liebe, Treue und Beharrlichkeit dachte, welche unter diesem Hirnschädel ei-

ner von irdischer Liebe glühenden Klosterfrau gewohnt hatte, und welchen Seelenaufruhr das Schicksal des Mädchens, dem dieser Schädel zugehörte, bei dem ungestümen und gelehrten Abélard verursacht hatte. Seit sechs Jahrhunderten ist die unglückliche Liebe der beiden Pariser ein Gegenstand der allgemeinen Theilnahme, und was ist von der reizenden Heloise übriggeblieben? nichts als diese kleine Hirnschale und einige zerbrochene Knochen, die bald in Staub zerfallen werden.

Lenoir selbst besaß eine interessante Sammlung von alten Kunstsachen; außerdem gab er sich mit ägyptischen Alterthümern ab, von denen er natürlich wenig verstand, da er nicht einmal Griechisch gelernt hatte. Was er darüber geschrieben, ist daher kaum des Beachtens werth. Desto interessanter aber ist seine Beschreibung des Museums, welchem er vorstand. Er konnte hoffen, in dieser Anstalt, die er als sein Werk betrachtete, weshalb er sich auch den Schöpfer (créateur) derselben betitelte, sein übriges Leben zuzubringen; allein er mußte die Wirkungen der Staatsumwälzungen so gut als Andere empfinden. Nach der Wiedereinsetzung der Bourbons wurden die königlichen Grabmäler wieder nach St.-Denis zurückverlangt; auch einige andere Stücke mußten den Kirchen wiedergegeben werden. Nun wäre noch genug übriggeblieben, um eine sehr lehrreiche Anstalt beizubehalten, besonders wenn man sie durch zweckmäßige Ankäufe vermehrt und bereichert hätte. Allein die Regierung war damals von einem blinden Hasse wider Alles, was aus der Revolutionszeit herrührte, beseelt, und so wurde auch beschlossen, das Museum der französischen

Denkmäler, eine in ihrer Art einzige Anstalt, aufzuheben; Lenoir verlor seine Stelle und das Gebäude wurde zu einer Kunstschule umgeschaffen; der schöne Garten verschwand; Heloisens und Abélard's Gebeine wurden nochmals aufgenommen und auf den großen und prächtigen Gottesacker, **cimetière du Père Lachaise** genannt, gebracht, wo seitdem ihr gothisches Denkmal mitten unter Grabmälern aus dem jetzigen Jahrhunderte prangt; aber ihre Gebeine sind durch einen Zeitraum von sechs Jahrhunderten von den neben ihnen ruhenden getrennt.

Man tröstete jedoch Lenoir dadurch, daß man ihn zum Aufseher der königlichen alten Grabmäler in der ehemaligen Abteikirche zu St.-Denis ernannte; hier fand er einen Theil der Denkmäler wieder, die er früher mit so vieler Sorgfalt in seinem Museum geordnet hatte; aber die Zerstörung seiner so interessanten Anstalt, welche sonst so viele Fremde herbeigezogen und worin er Kaiser und Könige umhergeführt hatte, konnte er nicht verschmerzen; und in der That ist und bleibt diese Zerstörung unverzeihlich, und zeugt blos von dem blinden Hasse womit die ältern Bourbons sogar das Gute und Schöne aus der Revolutionszeit verfolgten.

In der antiquarischen Gesellschaft lernte ich auch Dulaure, Verfasser der „Geschichte von Paris," kennen, einen Mann, der besser als alle Andere die französischen Sitten des Mittelalters erforscht hatte. Dulaure war ein ehemaliger Pfarrer aus Auvergne, der während der Revolutionsstürme aus seiner Dunkelheit hervorgekommen, seine Pfarrerstelle verlassen, sich verheirathet hatte

und in den Nationalconvent berufen worden war. Hier hatte er für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt, auch ein ziemlich heftiges Tageblatt geschrieben oder herausgegeben; in der Folge aber war er den wüthenden Demagogen zu gemäßigt vorgekommen und hatte vor ihnen in die Schweiz flüchten müssen. Seitdem hatte er sich von den öffentlichen Geschäften ganz zurückgezogen und sich mit Forschungen über das Mittelalter abgegeben.

Er besaß einen sehr kritischen Geist und war in der Geschichte Frankreichs vorzüglich bewandert. Er hatte mit einer besondern Lust die Vergehen der Könige, des Adels und der Geistlichkeit ausgeforscht und wußte davon allerlei Züge zu erzählen; in der „Geschichte von Paris" hat er deren ebenfalls eine Menge mitgetheilt; unter seiner Hand erscheint die Geschichte Frankreichs in einem ganz andern Lichte als bei den Schriftstellern, welche vormals mit Genehmigung der Censur die Geschichte dieses Landes und vorzüglich das Leben der Könige schrieben und dafür mit Pensionen und Titeln belohnt wurden. Wenn daher Jemand in der antiquarischen Gesellschaft noch in dem alten Hofstyle von einem Könige Frankreichs oder vom Adel oder von der Geistlichkeit sprach, so wußte Dulaure ihn gar bald mit einer niederschlagenden Thatsache zurechtzuweisen. Ich habe Niemand gekannt, der die verjährten Vorurtheile so ganz abgestreift hatte und das Mittelalter in seiner ganzen Jämmerlichkeit so anschaute wie er. Für ihn gab es keine romantischen Täuschungen; er hatte das ganze Elend der Menschheit in der barbarischen Zeit durchschaut und eine sehr ungünstige Meinung von ihr

bekommen. In dieser Stimmung ist seine ganze Geschichte von Paris geschrieben. Zuweilen hat er der Menschheit, die auch in dem barbarischen Zeitalter große Tugenden zeigte, nicht Gerechtigkeit genug widerfahren lassen; aber im Allgemeinen ist seine von allen gewöhnlichen Vorurtheilen freie Ansicht neu und beherzigenswerth. Die Zeit änderte nicht das Mindeste an seinen Gesinnungen, und in seinem hohen Alter war er den Königen, dem Adel und der Geistlichkeit nicht gewogener als in seinem Mannesalter; auch behielt er stets die feste Überzeugung, er habe in dem Urtheilsspruche über Leben und Tod Ludwigs XVI. so und nicht anders, als er gethan, stimmen müssen.

Ein dritter merkwürdiger Mann in der antiquarischen Gesellschaft war Moreau de St.-Méry, den Napoleon wegen seiner besondern Kenntniß der Colonialververhältnisse, da er aus den französischen Colonien abstammte und daselbst ansehnliche Ämter bekleidete, zum Staatsrath erhoben hatte; auch in Frankreich hatte er sich in mehren Staatsämtern ausgezeichnet und ziemlich vielen Ruhm eingeerntet. Seine archäologischen Kenntnisse waren nicht weit her; allein die antiquarische wie andere gelehrte Gesellschaften rechneten es sich zur Ehre, einen so ausgezeichneten Mann zu den Ihrigen zählen zu können; man gab ihm gern den Vorsitz, da er sehr gut zu präsidiren verstand. Was ich an ihm unterhaltend fand, waren besonders die vielen Anekdoten, die er aus dem Pflanzerleben und von den Sitten und Begebenheiten der Neger in den Colonien wußte. Ich habe einige derselben in einem nekrologischen Correspondenzartikel

angeführt, den ich in der Folge diesem Manne in dem „Morgenblatte" gewidmet habe.

Die Kaiserin Josephine, die auch aus den Colonien war, sah ihn gern, und darin glichen sich Beide, daß sie nicht haushalten konnten und die Ausgaben niemals nach den Einnahmen richteten. Moreau de St.-Méry wünschte einmal seinem Hausherrn Glück, daß der König ihm 5000 Franken schenke. — „Mir?" fragte der Hausherr erstaunt. „Nun ja, Ihnen!" versetzte Moreau de St.-Méry ganz ernsthaft; „der König bezahlt meine Schulden; folglich bekommen Sie auch Das, was ich Ihnen schuldig bin; ohne den König hätten Sie vielleicht keinen Heller bekommen."

Ein anderer Mann, den ich ebenfalls zum Collegen in der antiquarischen Gesellschaft bekam, Namens Brillat-Savarin, hat sich wo nicht als Antiquar, doch als Gastronom einen Ruf erworben. Er war Richter; aber besser noch als das Gesetzbuch hatte er die Theorie des sinnlichen Vergnügens studirt, worüber er auch ein sonderbares Buch: „**La physiologie du gout,**" geschrieben hat; dies betrifft freilich nur den Geschmacksinn. Aber auch Vergnügen anderer Art kannte er aus langjähriger Praxis und aus tiefstudirter Theorie. Ob er bei diesem sinnlichen Leben glücklich war, habe ich nicht erfahren.

Zehntes Kapitel.

1815 — 1820.

Zustand der Gelehrten in Paris während der hundert Tage. — Schlacht bei Waterloo; zweite Einnahme von Paris durch die Alliirten. — Münstersche Landwehr auf dem Carousselplatze. — Deutsche Zeitung. — „Annales politiques;“ pariser Zeitungen. — Comte's und Dunoyer's „Censeur européen.“ — Der spanische Geschichtschreiber Llorente. — Saint-Simon. — Des Herzogs von Berry Ermordung. — Wiedereinführung der Censur. — Ende der journalistischen Laufbahn. — Ausgaben französischer Classiker. — Abenteuer des Dichters Saint-Lambert. — Anekdote eines Barbiers. — Millin's Tod. — Julien's „Révue encyclopédique.“

Eine peinliche Zeit waren die hundert Tage der zweiten Herrschaft Napoleons. Alle Geschäfte standen still; nichts wurde mehr unternommen; Niemand kümmerte sich um Literatur und Kunst. Die noch zu Wien versammelten und verbündeten Souveraine hatten ihren festen Beschluß ausgesprochen, mit Napoleon nicht zu unterhandeln, und schon waren ihre Heere in Bewegung, um gegen Frankreich anzurücken. Man traute in Wien dem Prinzen Eugen Beauharnois so wenig, daß die

Polizei alle seine Schritte beobachten ließ. Die Franzosen konnten es sich nicht verhehlen, daß sie einen harten Kampf zu bestehen haben würden; das französische Heer, das nun wieder seinen sieggewohnten Kaiser an der Spitze hatte, war frohen Muthes und rüstete sich eifrig; allein die Bürger wurden tiefsinnig und fürchteten das Schlimmste, obschon sie andererseits doch auch von der schmäligen Regierung der Bourbons nichts mehr hören mochten.

Napoleon that alles Mögliche, um die Nation, besonders das Volk anzufachen; es wurde ein politischer Klub errichtet; die Mitglieder desselben zogen zuweilen des Morgens mit der Büste Napoleons aus, um an den Verschanzungen außerhalb der Stadt zu arbeiten. Der Tag, an welchem Napoleon sich auf dem Marsfelde von den Truppen und den Deputirten von neuem Treue schwören ließ, war ein feierlicher Tag; gewiß die Hälfte der großen Bevölkerung der Hauptstadt befand sich an diesem Tage auf dem Marsfelde.

Aber für die Gelehrten war die Zeit traurig. Außer einigen Unterrichtsstunden hatten meine Erwerbsbeschäftigungen aufgehört, und Niemand konnte sagen, wann die Zeit der Arbeit wiederkommen würde. Ebenso hatte fast aller Handel und die meisten Gewerbe aufgehört. Entbehrungen aller Art waren die Folge dieses allgemeinen Stockens im Erwerbe. Unter der Regierung der Bourbons hatte eine Menge von Sollicitanten die Beamten aus ihren Ämtern verdrängt. Jetzt war der Zeitpunkt der Wiedervergeltung. Die neuen Beamten mußten abtreten und der alte Schlag kam wieder empor.

Man erblickte in Paris allerlei fremde Personen in halb-militairischer Kleidung, meistens Italiener, die auf Napoleons Siege harrten, um in ihr Vaterland einzudringen und sich hier wieder in ihre Posten einzusetzen. Ich sah einmal einen dieser Italiener, den ich kannte, im Tuileriengarten neben einer Menschengruppe, den Fenstern des Kaisers gegenüber, stehen; Alle hatten die Hände auf dem Rücken und harrten auf das Erscheinen Napoleons, dem sie ein Lebehoch zurufen wollten. Ich konnte mir diese so allgemein angenommene Stellung nicht erklären, und erst nachher erfuhr ich, daß man diesen Leuten, meistens aus dem Pöbel, von hinten ein Geldstück in die Hand zu drücken pflegte, weshalb auch täglich eine solche Gruppe auf jenem Platze stand. Man sieht, zu welchen Mitteln die Polizei damals ihre Zuflucht nahm, um dem Kaiser Popularität zu verschaffen. Bei dem Elende, welches in Paris herrschte, war die Vorsicht, Geld unter die Hungrigen zu vertheilen, keineswegs überflüssig.

Endlich stellte sich Napoleon an die Spitze seines Heeres im nördlichen Frankreich, der englischen und preußischen Armee gegenüber. Die ersten Nachrichten aus dem Hauptquartier zu Anfang des Juni lauteten günstig, und Paris schöpfte schon einige Hoffnung, es werde dem Genie Napoleons gelingen, die feindlichen Heere zu durchbrechen und seinen vorigen Siegeslauf wiederzubeginnen. Allein auf einmal erscholl die Nachricht von der gänzlichen Niederlage seines Heeres bei Waterloo, und als man noch in der ersten Bestürzung über diese Botschaft war, langte Napoleon eiligst wieder

in Paris an. Sonderbar war es von diesem großen Manne, daß er fast immer sogleich nach der ersten Nachricht vom Verlust einer Hauptschlacht in Paris anlangte. So hatte er es nach dem Rückzuge aus Moskau, so nach der Schlacht bei Leipzig gemacht, und so verfuhr er auch wieder hier. Augenscheinlich war seine Absicht, sogleich Anstalten zu neuen Aushebungen von Mannschaft zu treffen; allein dies Mal fand er weder den Senat, obschon er ihn mit seinen Anhängern besetzt hatte, noch die Deputirtenkammer willig, die junge Mannschaft ferner seinen Plänen aufzuopfern; man erkannte die Nothwendigkeit, seine Sache von der Frankreichs zu trennen, und es wurde ihm daher alsbald nach seiner Ankunft angedeutet: er müsse abdanken.

Der Chemiker Darcet war in den hundert Tagen nach England gereist, und als er wieder nach Paris zurückkam, ließ ihn Napoleon rufen, um zu erfahren, wie man in England die Angelegenheiten Frankreichs beurtheile. Während Darcet beim Kaiser war, traten zwei Generale herein und unterhielten sich mit demselben. Darcet hörte den Kaiser sagen: „Ich werde thun, was man im Maifelde entscheiden wird; man wird aber nichts entscheiden, als was ich will."

Nach der Schlacht bei Waterloo war er aber der Mann nicht mehr, nach dessen Willen sich Staaten und Völker richten mußten; er widersetzte sich ein wenig, gab aber bald nach, und dankte zu Gunsten seines Sohnes ab, wie in der Folge Karl X. zu Gunsten des seinigen, und Beide haben den Verdruß gehabt, ihre bedingte Abdankung nicht anerkannt zu sehen.

Nun nahmen die Begebenheiten einen raschen Gang; indessen die Kammern in Paris über die Regierungsform berathschlagten, welche sie Frankreich geben, und über den Herrscher, den sie an die Spitze der Regierung stellen wollten, rückten die Verbündeten vom nördlichen Frankreich aus schnell auf Paris zu und Ludwig XVIII. mit seinem Hofe schnell hinterdrein.

In den ersten Tagen des Juli ertönte das Geschütz in der Gegend von Paris, man zog aus zum Kampfe; aber nach zwei oder drei Tagen war die Umgegend mit fremden Truppen überschwemmt. Paris hielt es für rathsam, mit Wellington und Blücher zu capituliren, und nun waren Engländer und Preußen und bald darauf auch Östreicher und Russen wieder Meister der Hauptstadt. Ludwig XVIII. säumte nicht, ebenfalls einzuziehen, da er Ursache hatte, zu fürchten, man möge anderweit über seinen Thron verfügen. Sein rascher Einzug hatte etwas Groteskes. Man hatte in der Eile einige Kanonen zusammengerafft, um dem Einzuge ein großartiges Ansehen zu geben; allein aus Mangel an Pferden hatte man Bierbrauer- oder Fuhrmannspferde mit ihrem Geschirr angespannt. Sein Gefolge bestand aus einem bunten Gemisch von allerlei Uniformen; seine Hofbeamten hatten nicht einmal Zeit gehabt, alle ihre Kleidungsstücke wiederzusammenzusuchen. Der alte König fuhr wieder wackelnd einher, und sein gefurchtes und herabhängendes Gesicht war wieder so bedeutungslos wie das vorige Mal.

Sein Hof hätte nun gern die ersten Augenblicke benutzt, um an Denen, die ihn vertrieben hatten oder

vertreiben lassen, strenge Rache auszuüben; er war aber doch klug genug, um einzusehen, daß Mäßigung mehr als jemals nöthig sei; er zügelte daher die Rachsucht seines Anhanges ein wenig, konnte aber doch nicht verhindern, daß manche rachsüchtige Handlung, besonders im mittäglichen Frankreich, begangen wurde.

Unter den preußischen Truppen, welche mit Blücher nunmehr in Paris eingerückt waren, befand sich auch die münstersche Landwehr; sie lagerte einige Tage lang auf dem Carousselplatze vor dem Tuilerienschlosse, und es war eine der auffallenden Erscheinungen jener Zeit, daß dieser Platz, auf welchem Ludwig XIV. seine prächtigen Hoffeste gegeben und Napoleon seine tapfern Heerscharen gemustert hatte, ein münsterscher Bivouac geworden war und vom westfälischen Plattdeutsch widerhallte. Bei einem Spaziergange in diesem Bivouac kam mir der Gedanke ein, über dieses Plattdeutsch, welches man mitten in der verfeinertsten Hauptstadt des französischen Reiches sprechen hörte, einige Nachforschungen anzustellen. Wenn man diejenigen Wörter abrechnet, welche das westfälische, besonders das münstersche Plattdeutsch mit dem Hochdeutschen gemein hat, und die nur mit veränderten Vocalen oder Consonanten ausgesprochen werden, so bleiben einige hundert Wörter übrig, die man nicht im Oberdeutschen, wohl aber im Dänischen, Schwedischen, Holländischen und Englischen wiederfindet. Ein Dutzend Wörter kommen aus dem Französischen, Spanischen und Italienischen, ja sogar aus dem Griechischen her. Wie diese Wörter ins Westfälische hineingerathen sind, ohne durchs Oberdeutsche dahin zu ge=

langen, möchte schwer zu ermitteln sein und hat wahrscheinlich in besondern Umständen seinen Grund. So kann das Zeitwort hableren, sprechen, oder eigentlich viel und schnell sprechen, von dem spanischen Worte hablar herstammen und zur Zeit des westfälischen Friedens, wo sich Spanier in ziemlicher Menge zu Münster aufhielten, dahin gekommen sein.

Der Sommer verstrich, ohne daß es in Paris ruhiger ward; die Stadt war mit fremden Truppen angefüllt. Dies Mal foderte jeder Monarch Entschädigungen; die Völker verlangten die ihnen geraubten Kunstschätze wieder. Ludwig XVIII., der sich gleichsam eingeschlichen hatte, ohne von den Verbündeten wiedereingesetzt zu sein, ließ Alles geschehen; es war ein gieriges Hinzudrängen aller Derer, die Foderungen zu machen hatten. Die Liquidationscommissionen fischten im Trüben; Paris wußte aber durch seine verführerischen Vergnügungen einen großen Theil des Geldes wiederzuerlangen. Fremde Prinzen und Generale schwelgten in den sinnlichen Freuden, die ihnen die große Hauptstadt darbot, und verschwendeten das so leicht erworbene Geld. Eine Dame, welche ein berüchtigtes Haus hält, hatte den Einfall, einen Ball zu geben, wozu der Eintritt einen Napoleonsdor kostete. Sie hatte hier lauter feile Schönheiten versammelt, die sich im reizendsten Schmucke zeigten und sogar Anstand und Sittsamkeit heuchelten. Unter diesen wandelten fremde Prinzen, Generale, Kriegscommissarien u. s. w. einher und konnten ohne Mühe Bekanntschaften und Eroberungen machen. Es soll ein possirlicher Ball gewesen sein.

Unwille beseelte die Franzosen, zumal da nun auch die rachsüchtigen Verhandlungen in den gesetzgebenden Kammern begannen. Die Zukunft bot nichts Erfreuliches dar, und ich konnte nicht hoffen, daß es so bald besser werden würde; allein, wie das Sprichwort sagt, wenn die Hoffnung am fernsten ist, liegt die Hülfe zuweilen am nächsten.

Graf von R** aus München, den die Weltbegebenheiten wieder nach Paris führten, besuchte mich, fand mich ganz entmuthigt über die trübe Zeit, die alles literarische Wirken aufhob, und sprach mir Trost zu. Er trug mir auf, mich einstweilen mit dem Texte zu einer Darstellung der merkwürdigsten Ansichten Rußlands, wozu er einen außerordentlichen Vorrath von Zeichnungen gesammelt hatte, zu beschäftigen. Als diese Arbeit im Werke war, hatte ein Herr Lamort aus Metz, welcher, wenn ich nicht irre, eine Zeitlang den „Rheinischen Merkur“ herausgegeben hatte, den Entschluß gefaßt, eine deutsche Zeitung in Paris herauszugeben, wozu ihn die Anwesenheit so vieler Fremden und die Wichtigkeit der Begebenheiten, die nun in der Hauptstadt Frankreichs vorfielen, veranlaßten. Es fehlte ihm aber an zwei Dingen, nämlich an Geld und an Mitarbeitern. Ein deutscher Buchdrucker, der wol nicht wußte, was es heißt, eine Zeitung herauszugeben, fand sich unter der Bedingung zum Drucke willig, daß er späterhin bezahlt werden sollte. Lamort suchte einige Deutsche in Paris, unter Andern auch mich zu bewegen, an seinem Unternehmen Theil zu nehmen. Als Honorar konnte er aber nichts weiter als Hoffnungen geben. Hatte das Unter-

nehmen guten Fortgang, so sollten die Mitarbeiter Antheil an dem Gewinne bekommen; bis dahin sollten sie unentgeltlich arbeiten. Einige nahmen dies Anerbieten an. Nun sollte die Zeitung beginnen; sie ward angekündigt; einige Abonnenten meldeten sich; es zeigte sich, daß Einer Derjenigen, welcher am thätigsten gewesen war und das Meiste zu leisten versprochen hatte, wol Deutsch lesen, aber nicht schreiben konnte. Der Buchdrucker hatte seinerseits Betrachtungen angestellt und gefunden, daß er eine schreckliche Einbuße durch dieses Unternehmen erleiden könne, und mochte lieber seine Typen unentgeltlich hergeben, damit man die Zeitung anderswo drucken könne, als sich selbst mit dem Unternehmen befassen. Der Herausgeber fand jedoch Rath. Die Zeitung erschien und hielt sich einige Monate lang, ging dann aber ein. Ich hatte dies vorausgesehen und daher nur einige wenige Aufsätze geliefert.

Es war dies die zweite deutsche Zeitung, die in Paris unternommen wurde; denn kurz nach meiner Ankunft in dieser Hauptstadt begann ein Dr. Seyffert seine wunderlichen „Pariser Laufberichte," in welchem die deutsche Sprache noch weit gesäuberter erschien als in Campe's Wörterbuch. Seyffert hatte es sich nämlich zum Gesetz gemacht, kein fremdes Wort in die deutsche Sprache aufzunehmen; alle fremdartigen Wörter, welche bereits das Bürgerrecht erhalten hatten, wurden von ihm ohne Ausnahme und ohne Barmherzigkeit verworfen, und es wurden dafür neue geschaffen, die freilich ein wunderliches Ansehen hatten und ein eignes Wörterbuch erfodert haben würden, um verstanden zu werden; für Fremde

wäre diese Zeitung vollends unverständlich gewesen, und keine Sprachlehre, kein Wörterbuch hätte ihnen aus der Noth helfen können. Um nur einige Beispiele anzuführen, so nannte Dr. Seyffert den Telegraphen eine Wortschleuder, den Monat Vendémiaire den Träubelermonat, u. s. w. Kotzebue hat sich in seinen „Erinnerungen aus Paris" über diese Sprachreinigung mit Recht lustig gemacht. Auch ist das neue System mit Dr. Seyffert entstanden und eingegangen; Niemand hat Lust gehabt, seine neue deutsche Sprache fortzupflanzen. Dr. Seyffert war übrigens ein geschickter Mann und hatte als Arzt eine ziemlich ausgebreitete Praxis. Seine Zeitung dauerte einige Monate lang und ging dann unter.

Die zweite deutsche Zeitung in Paris, nach chronologischer Ordnung, war die obenerwähnte des Herrn Lamort; sie folgte ungefähr zehn Jahre nach der ersten, und nach einem ebenso langen Zeitraume, von der zweiten an gerechnet, unternahm ein Franzose, der mit Deutschen und mit Elsassern in Verbindung stand, eine dritte, die auch einige Monate lang fortgesetzt wurde und dann dasselbe Schicksal wie die erstern erlebte. Alle drei haben den Unternehmern große Kosten verursacht und ihnen statt des Gewinnes Verlust zugezogen. Wahrscheinlich wird von nun an sobald Keiner mehr Lust haben, sich an einem ähnlichen Unternehmen die Finger zu verbrennen. Wozu soll auch eine deutsche Zeitung in Paris dienen? In irgend einem Lande eine Zeitung in fremder Sprache schreiben, kann nur dann guten Fortgang haben, wenn die Leute, welche diese Sprache reden, mit der Landessprache nicht vertraut sind und eigene

Colonien bilden, wo sie ihre Muttersprache und ihre vaterländischen Gebräuche fortpflanzen, und wenn ihnen die im Lande erscheinenden Zeitungen keine Aufschlüsse über Das geben, was ihnen zu wissen nöthig oder nützlich ist. Dies kann aber in Paris nicht der Fall sein. Sogar im Elsaß haben ganz deutsche Blätter fast nie sich halten können. Eher blühen französische Blätter in Deutschland als deutsche in Frankreich auf. Der Grund davon ist leicht genug aufzufinden. Obschon nun aber die Lamort'sche Zeitung bald zu Grabe gegangen war und nur wenig meine Beihülfe bekommen hatte, so stand es doch da oben angeschrieben, daß das Jahr nicht zu Ende gehen sollte, ohne mich als Journalisten zu sehen.

Als der Friedenstractat zwischen Frankreich und den verbündeten Mächten abgeschlossen war und ersteres nun eine neue Bahn zu durchlaufen hatte, in welcher es sich vorzüglich vor den Fehlern des ersten Restaurationsjahres zu bewahren hatte, so beschlossen einige Personen, welche mit der Regierung in Verbindung standen, ein Blatt herauszugeben, welches weder in dem übertriebenen royalistischen Sinne der „Quotidienne“ und anderer Blätter dieser Art, noch in dem freien Tone der ganz unabhängigen Blätter, besonders der bonapartistischen, geschrieben werden sollte. Der Ankündigung nach sollte es den Weg der Mäßigung und Aufklärung gehen und die Parteien mit einander aussöhnen.

Der Oberst de Vaz**, welcher mit der Familie d'Houd** in Verbindung stand, fragte mich, ob ich an dem Unternehmen Antheil haben wollte. In einer so bewegten Zeit wie jene, wo die Politik fast die ganze

Aufmerksamkeit des Publicums in Anspruch nahm und keine Hoffnung vorhanden war, daß die gelehrten und literarischen Arbeiten so bald wieder in Aufnahme kommen würden, war mir diese Beschäftigung erwünscht, besonders da ich nie auf einen festen Gehalt rechnen konnte. Maltebrun hatte sich ebenfalls wieder nach einer Journalarbeit gesehnt; da ihm von den Herausgebern der „Quotidienne" Anträge geschahen, so nahm er dieselben an; und so ward er, der vormalige Mitarbeiter am „Journal de l'empire," in welchem Napoleon fast vergöttert wurde, Theilnehmer an einem Tageblatte, das sich durch seinen Haß gegen alles aus der Revolution Entsprungene und durch seine Schmähungen wider den abgesetzten und nach St.-Helena verwiesenen Kaiser berüchtigt machte.

Diesen Widerspruch hatte ich glücklicherweise in dem Blatte, worin ich die auswärtige Politik zu besorgen und außerdem auch wissenschaftliche Aufsätze liefern konnte, nicht zu befürchten. Damals wurden die auswärtigen Angelegenheiten in den Zeitungen noch ziemlich gleichgültig behandelt. Als ich mich in die neue Arbeit hineinstudirt und die Zeitblätter, welche aus verschiedenen Ländern uns zukamen, genau untersucht hatte, sah ich gleich, daß in dem unter Censurjoch stehenden Europa, aus den Zeitungen, außer den officiellen Actenstücken, wenig zu schöpfen sei. Mit Unwillen betrachtete ich die erbärmlichen Zeitungen Deutschlands, Italiens, Spaniens und so mancher andern Länder, in welchen Zeitungen nur den Zweck zu haben scheinen, die unbedeutendsten Dinge der Welt zu verkünden, und nicht die Gesinnungen und

Wünsche der Nation, sondern blos die der Regierung oder der Polizei aussprechen. Keine Knechtschaft dünkte mir so widerlich, und oft habe ich aus Unwillen über die niedrigen, darin enthaltenen Schmeicheleien die nichtsnutzigen Blätter bei Seite geworfen und dabei ausgerufen: Ihr seid Nachkommen der Germanen und erniedrigt Euch so tief vor Eures Gleichen! Wie ganz anders aber ward mir im Sinne, wenn ich die großen englischen Blätter entfaltete und sich mir hier das Leben und Treiben einer großen Nation vor Augen stellte, als ob ich unter derselben lebte! Hier war Alles, was in jenen Blättern fehlte: freie Erörterung der Nationalangelegenheiten, Beurtheilung des Betragens der Regierung, Enthüllung politischer Schliche und Intriguen, Anekdoten aus dem Leben der Staatsmänner, Züge aus dem Volksleben. Die englischen Blätter wogen in meinem Sinne die des gesammten übrigen Europa auf; ich mußte gestehen, nur England erfreue sich des wichtigen Vortheils vortrefflicher und wahrhaft belehrender Tagesblätter.

Zu jener Zeit machte die Radicalpartei, das heißt die echte Volkspartei, großes Aufsehen in England; sie hielt Versammlungen und Reden, die einen ganz besondern Charakter hatten. Ich benutzte diese englischen Blätter fleißig und gab täglich weitläufige Auszüge daraus. Man erfuhr nun besser, was in England vorging, und ergötzte sich an den absonderlichen Auftritten, welche erzählt wurden. Die amerikanischen Zeitungen lieferten mir ebenfalls manchen interessanten Stoff, obschon man ihn aus vielen für uns ganz unbedeutenden Localvorfällen

16 * *

heraussuchen mußte. In diesen Zeitungen blickt ein kleinstädtischer Geist durch, der für das Ausland wenig Interesse hat; aber dagegen läßt sich ein schlichter Bürgersinn, ein Freiheitsgefühl und eine Menschenwürde bemerken, die dem Leser wohlthun und ihn für das sklavisch Niedrige der vielen europäischen Zeitungen entschädigen. Von Zeit zu Zeit bekam man auch einige indische Zeitungen, welche die europäischen Neuigkeiten wiederholten, wenn sie in Europa oft schon vergessen waren, und mitunter auch einiges Anziehende aus dem britischen Indien geben, wiewol unter dem Drucke der Censur, folglich ohne Freiheit und Unabhängigkeit.

Erst als ich so viele Tageblätter aus so manchen Ländern, von den despotisch regierten an bis zu den völlig republikanischen, zusammen verglich, stellte sich mir die Schwierigkeit, ein gutes Tageblatt abzufassen, ganz vor Augen. Ein politisches Tageblatt befaßt zwei Haupttheile: die auswärtigen Angelegenheiten und die Vorfälle im Lande. Letztere müssen natürlich die Hauptstelle einnehmen, und die Art, wie sie behandelt werden, entscheidet meistens über die Aufnahme des Blattes im Publicum. Darin fehlten eben damals fast alle Blätter Deutschlands und der ganz despotisch regierten Länder, daß sie fast gar keine Nachrichten aus dem Lande selbst, wo jedes Blatt erschien, mittheilten, und also den Leser gar nicht in Stand setzen konnten, über die Lage und den Gang der öffentlichen Angelegenheiten in diesem Lande zu urtheilen. Was die auswärtigen Nachrichten betrifft, so kommt es darauf an, schnell die Zeitungen zu erhalten, eine gute Auswahl zu treffen und

die Begebenheiten so darzustellen, wie sie dargestellt werden müssen. Eine Thatsache erscheint oft ganz anders in der Darstellung eines unabhängigen Blattes, als in der eines von der Macht besoldeten oder von der Censur verunstalteten. Was im letztern als eine strafbare, muthwillige Empörung gegen eine väterlich gesinnte Obrigkeit geschildert wird, erscheint in einem freisinnigen Blatte als ein durch schlechte Verwaltung und despotische Unterdrückung nothwendig hervorgebrachter Ausbruch des Volksunwillens, und so verhält es sich mit einer Menge von Thatsachen, die von der einen oder von der andern Partei, zuweilen sogar von beiden ganz verdreht geschildert werden. Der Journalist, welcher diese Nachrichten seinen Lesern mittheilen will, muß den Geist, in welchem die fremden Zeitungen gewöhnlich abgefaßt werden, genau kennen und die Leser darauf aufmerksam machen, daß es ein Söldling der Macht ist, welcher von einem Volksaufstande spricht, oder daß es ein Liberaler ist, welcher eine Ministerverfügung oder einen Gesandtencongreß beurtheilt. Die englischen Zeitungen haben seit langer Zeit einen nicht übeln Gebrauch; in einem Theile ihrer Blätter theilen sie die Nachrichten so mit, wie sie dieselben in fremden Zeitungen fanden, mit Angabe des Namens und Datums der sie enthaltenden Zeitung, und in einem andern Theile ergießen sie sich in freimüthigen Bemerkungen über dieselben. Bei einem beschränktern Raume lassen sich aber die auswärtigen Nachrichten nicht in ihrer ganzen Länge wiedergeben, sondern müssen zusammengezogen werden, wodurch sie oft gewinnen; denn in gewissen Ländern, besonders in Deutschland, Ruß=

land und andern Staaten, gibt die Schmeichelei der Höfe und die Titelsucht Anlaß zu unausstehlichem Wortschwall, wenn von den Handlungen vornehmer Personen die Rede ist.

Außer den inländischen und auswärtigen Nachrichten verlangt das pariser Publicum in den Zeitungen auch noch interessante Berichte über Schauspiel, Literatur, Kunst u. s. w. Das „**Journal de l'empire** oder **des débats**“ hat in dieser Hinsicht lange den Vorrang vor den übrigen Tageblättern gehabt. Paris besitzt der Schriftsteller, welche dergleichen Aufsätze gut zu schreiben wissen, eine Menge, und es fehlt daher keinem Blatte, wenn es seine Mitarbeiter nach Verdienst belohnt, an guten Aufsätzen dieser Art.

Bei alle diesem ist aber noch Etwas zur guten Aufnahme eines Blattes in Paris wie in London unentbehrlich, nämlich der sogenannte politische Anstrich. Es muß für eine der herrschenden Meinungen Partei und stets dieselbe zur Richtschnur nehmen. Natürlich setzt dies eine gänzliche Preßfreiheit voraus; denn wo Censur ist, können die Zeitungen unmöglich richtige Organe der Parteien werden, sondern die Schere der Censur wie die Sichel des Todes macht alle Parteien gleich, und läßt nur Eine Meinung, Einen Willen laut werden, nämlich den der Regierung. Als die „**Annales politiques**“ begannen, gab es in Paris ultraroyalistische Blätter, als die „**Gazette de France**“ und die „**Quotidienne**,“ ein ganz militairisches oder bonapartistisches Blatt, der „**Constitutionnel**,“ der eben erst begonnen hatte und großen Beifall erhielt, weil er einer damals noch sehr zahlreichen Partei schmei=

chelte; und dann ministerielle, aber ziemlich aufgeklärte Blätter, z. B. das „Journal des débats.“ Zwischen diesen zeigten sich einige neuentstandene, die aber keine entschiedene Meinung hatten oder die der Hauptorgane der herrschenden Parteien nur schwach nachahmten. Die „Annales politiques“ wollten sich in die Mitte der verschiedenen Parteien stellen und dort ihr Banner aufpflanzen. Es fehlte aber der Redaction an Kraft und Geisteseinheit, um die Rolle des Vermittlers durchzuführen. Sie neigte sich mehrmals zum Ministeralismus, besonders als Graf Lainé Minister des Innern ward, hatte die Ungeschicklichkeit, mehre Verfügungen der Minister zu billigen, welche die öffentliche Meinung verwarf, und so gelangte das Blatt nie zu dem Ansehen, das die Hauptzeitungen in Paris genossen. Es griff zu oft die andern Blätter an und verlor dadurch noch mehr von seiner Würde und seinem Ansehen; auch unterließen die andern Blätter nicht, es manchmal als ministeriell dem Publicum verdächtig zu machen.

Der Hauptredacteur war ein Herr Vill * *, der mein College in der philotechnischen Gesellschaft war und schon einige Übung in dem Herausgeben von Tageblättern hatte. Er gab sich eine unsägliche Mühe bei dieser Unternehmung, die beinahe ganz auf seinen Schultern ruhte, und wurde fast keinen Tag vor Mitternacht frei; zuweilen ging über die Hälfte der Nacht dabei auf. Das Einzige, was ihm fehlte, war eine klare Überzeugung von der wichtigen Rolle, welche die Zeitungen in einem verfassungsmäßig regierten freien Staate als Organe der herrschenden Meinungen zu spielen berufen sind. Es

wurde in der Zeitung viel Platz mit kleinlichen, zu nichts abzweckenden Plänkeleien vergeudet. Eine Zeitlang kam auch die leidige Censur dazu, um das Blatt zu entkräften. Man hatte uns zum Censor einen Herrn Desrenauds gesetzt, einen alten, in der Censur durchtriebenen Mann, von dem man scherzend erzählte, er sei einmal mitten in der Nacht aufgestanden und zur Druckerei geeilt, weil ihm ein Gewissensscrupel über einen am Abende durchgesehenen Aufsatz eingefallen sei; er erachtete es nämlich als durchaus nöthig, statt der Worte: ein kluger Mann, zu setzen: ein Klugheit besitzender Mann.

Die Nation war es endlich müde, die Preßfreiheit, welche in der Verfassungsurkunde heilig verheißen worden war, niemals zu genießen. Man drang mit Gewalt auf die Abschaffung der Censur; das Ministerium sah sich zuletzt genöthigt, nachzugeben, und es wurde nun den Kammern ein neues Preßgesetz vorgelegt, kraft dessen künftighin keine Censur mehr stattfinden sollte.

Dies geschah um die Mitte des Jahres 1819. Die „Annales politiques“ hatten nun viertehalb Jahre gedauert. In der letzten Zeit zogen sich die Unternehmer, welche Actien genommen hatten, zurück, da sie sahen, daß die Unternehmung, anstatt ihnen Geld einzubringen, beträchtliche Zuschüsse erfoderte. Auch Vill** hatte einen Theil seines Vermögens, seine Zeit, seine Gesundheit zugesetzt und in dem letzten Jahre ein kummervolles Leben geführt. Alle sehnten sich, die „Annales“ loszuwerden. Es fanden sich einige politische Schriftsteller, als Guizot, Kératry und Andere, ein, die ein bereits

bestehendes Blatt zu bekommen wünschten, um sogleich vor einem Publicum auftreten zu können; denn es ist außerordentlich schwer, sich ein Publicum zu verschaffen; eine neue Zeitung muß lange vergebens arbeiten, ehe sie durchdringen kann und einen Anhang im Publicum bekommt. Diese Schriftsteller traten daher mit Bill** in Unterhandlung, und er übergab ihnen die „Annales politiques,“ die nun in einem andern Geiste als „Courrier français“ fortgesetzt wurden; das Blatt erhob sich seitdem in der öffentlichen Achtung und besteht noch gegenwärtig als eins der freimüthigsten, freisinnigsten Tagesblätter von Paris, und hat als Oppositionsblatt wichtige Dienste geleistet.

Gerade als die „Annales politiques“ untergingen, hatten zwei politische Schriftsteller, Comte und Dunoyer, den Entschluß gefaßt, ihren bisher in Heften erschienenen „Censeur européen“ als Tageblatt fortzusetzen, wozu ihnen die Aufhebung der Censur Muth gab. Dieser „Censeur“ machte schon seit einigen Jahren Aufsehen. Sie hatten ihre echt politische und constitutionelle Zeitschrift im ersten Jahre der Restauration des königlichen Thrones begonnen und trotz aller Anfeindung der Ultraroyalisten unerschrocken fortgesetzt. Als Napoleon von der Insel Elba zurückkam und sich des Staatsruders wiederbemächtigte, fuhren sie fort, den Gang der Regierung ebenso freimüthig wie zuvor zu beleuchten und zu beurtheilen. Napoleon, der an keinen Widerspruch gewöhnt war, hatte große Lust, den „Censeur européen“ zu verbieten; allein man machte ihm bemerklich, daß, wenn er den Anschein des Despotismus ver-

meiden wolle, er Manches, besonders die Angriffe einer geschätzten Zeitschrift dulden müsse, deren Verfasser sicher keine Bourbonisten seien. So fuhr denn der „Censeur européen“ fort, sich ebenso freimüthig wie zuvor über die Staatsangelegenheiten auszusprechen. Doch hatten die Herausgeber nie einer völligen Freiheit genossen; erst als unter dem Ministerium des Grafen Decazes die Presse freigegeben wurde, konnten sie hoffen, nunmehr die beständigen Wächter der Volksrechte zu werden.

Dazu schienen diese beiden Advocaten einen wahren Beruf zu haben. Es hatten sich mehre angesehene Männer, als von Stael, sein Schwager, der Herzog von Broglie, Voyer d'Argenson und Andere, mit ihnen verbunden, und beschlossen, die Gelder zur Bestreitung der Kosten des Tageblattes vorzuschießen. Man hatte mehre damals noch junge Schriftsteller als Mitarbeiter angeworben, z. B. Thierry, welcher sich seitdem als Historiker einen Ruf verschafft hat und Akademiker geworden ist; Chatelain, welcher späterhin die Redaction des „Courrier français“ übernahm und sie auch behalten hat, und Andere. Man schlug mich als Mitarbeiter für die auswärtigen Nachrichten vor; in einer Gesellschaft bei Herrn von Staël, wo sich die Unternehmer beisammenfanden, ward ich mit ihnen über die Bedingungen einig, und wenige Tage darauf, das heißt, sobald das Gesetz über die Preßfreiheit erschienen war, begann der „Censeur européen“ seinen Tageslauf. Er wurde ein strenger Richter der Minister und aller Machthaber, und beurtheilte scharf und unerbittlich die innere und auswärtige Politik. Comte und Dunoyer waren zwei unbestechliche

Politiker, die sich durch nichts von ihrem Ziele: Befestigung der Freiheit und Anerkennung der Volksrechte, abwendig machen ließen; Napoleons Regierung, welche der Freiheit so verderblich gewesen war, hatte in ihnen die heftigsten Widersacher, und die Restaurationsregierung, die im Geheimen darauf hinarbeitete, die alten Misbräuche wiedereinzuführen, fand sie ebenso feindlich. Ich wurde von Hochachtung gegen diese beiden Freunde durchdrungen, die mit Hintansetzung alles Strebens nach Reichthum und Ehrenstellen wahre Volkstribunen geworden waren und nur die Wohlfahrt der Nation im Auge hatten. Erst hier begriff ich die Wichtigkeit eines Journalisten, wie sie den Charakter desselben darstellten; ihr Eifer belebte den meinigen, und ihre Grundsätze eignete auch ich mir an und habe sie seitdem nicht verändert, wiewol die Erfahrung mich überzeugt hat, daß die herbe Äußerung derselben nicht immer der beste Weg ist, sie geltend zu machen. Der Zeit muß auch Manches überlassen bleiben; sie macht die Frucht reif, und erst wenn diese Reife vollendet ist, fällt sie vom Baume ab und wird genießbar. Das Einzige, was wir zu thun haben, ist, dafür zu sorgen, daß der Baum in einem guten Erdreiche wachse und von der Sonne gehörig beschienen werde.

Der „Censeur européen“ that eine große Wirkung in und außer Frankreich; es war eine Lust, zu sehen, wie sich die Söldlinge der Macht in Deutschland, wo noch ein so grober Despotismus herrschte, beim Erscheinen eines Blattes erzürnten, das ohne Schonung alle verjährten Vorurtheile kühn angriff und die verborgenen

Schlupfwinkel und Umtriebe der Politik freimüthig beleuchtete. Der „Östreichische Beobachter" vorzüglich mußte sehr oft sein schlauberechnetes Stillschweigen brechen, um gegen die Lehren des „Censeur européen" zu Felde zu ziehen, welche alle die künstlichen Combinationen der Politik der heiligen Allianz über den Haufen zu werfen drohten. Indessen war für Deutschland eine wichtige Epoche eingetreten. Mehre deutsche Fürsten glaubten nämlich, es sei mit der den Völkern zur Zeit des Befreiungskrieges verheißenen Freiheit wahrer Ernst, und nahmen der Presse ihre Fesseln ab. Es regte sich ein kühner Geist in den deutschen Tagesblättern, und Deutschland bewies, daß es, obwol unerfahren in der constitutionnellen Bahn, doch den Sinn freier Verfassungen völlig verstand und bald Englands und Frankreichs Freisinn erreichen würde.

Mitten unter den vielen demüthigen Äußerungen, womit deutsche Zeitungen stets vollgepfropft sind, erschienen vortreffliche Aufsätze über Staatsverfassungen und über innere Angelegenheiten. Deutschland hatte nie so viele und so gute Zeitungen besessen wie damals, nie hat die Nation bewiesen, welcher Entwickelung ihr politischer Geist fähig ist, wie zu jener Zeit.

Der Buchhändler Brockhaus aus Leipzig kam nach Paris, um sich hier mit dem Gange der periodischen Literatur bekanntzumachen; er war ein thätiger und unternehmender Mann voll Eifer für die Beförderung geistiger und politischer Aufklärung. Er hatte im Jahre 1817 meine „Sammlung alter spanischer Romanzen" verlegt, die ich, wie gesagt, in der bedrängten Zeit von

1815 veranstaltet hatte. Auch hatte er mich eingeladen, an den „Zeitgenossen" zu arbeiten, wofür ich später den biographischen Artikel über Abbé Grégoire schrieb, einen Aufsatz, welcher bewirkte, daß Preußen dem Hefte, worin derselbe stand, den Zutritt in seine Staaten verbot. Brockhaus war erstaunt über die schnelle Entwickelung, welche die periodische Presse Frankreichs seit der kurzen Zeit ihres Freiseins bekommen hatte, und verließ Paris mit dem Entschlusse, auch in Deutschland auf freisinnige Erörterung der öffentlichen Angelegenheiten und überhaupt auf das geistige Wohl seiner Landsleute zu wirken; allein kaum hatte er angefangen, seine Pläne ins Werk zu setzen, als die Zeitverhältnisse, namentlich die sogenannten demagogischen Verbindungen, den großen Mächten, und besonders den Fürsten der heiligen Allianz, einen Vorwand gaben, der Preßfreiheit Einhalt zu thun und sie wieder in Fesseln zu schlagen. Nun verschwanden die meisten Zeitschriften und Tagesblätter, welche der Preßfreiheit ihr Entstehen verdankten, und die politische periodische Literatur Deutschlands sank wieder in ihre vorige Nullität zurück; nur in einigen wenigen Ländern hatten die Fürsten den Muth, einige Freiheit oder einigen Schein derselben beizubehalten.

Für das den armen deutschen Blättern befohlene Stillschweigen entschädigten uns die spanischen Journale, die nun, seitdem die Constitution der Cortes durch eine Revolution wiedereingeführt worden, voller Leben und Freisinn waren. Dies war für mich eine neue Erscheinung. Bisher war aus Spanien nur eine armselige Zeitung, das „Diario de Madrid," gekommen, woraus

nichts zu schöpfen war; jetzt bekamen wir aus der Hauptstadt sowol als aus Barcelona und andern Städten eine Menge Tagesblätter voll interessanter Berichte über das constitutionnelle Leben, das auf einmal eine erstarrte Nation ergriffen und beseelt hatte. Mit einer wahren Begierde ergriff ich täglich die angekommenen spanischen Blätter; die Nation war mir doppelt interessant wegen ihres heldenmüthigen Widerstandes und weil ich mich zuvor mit ihrer Geschichte und Literatur befreundet hatte. Es kamen mehre Spanier zu uns, welche seit der Rückkehr Ferdinands Frankreich bewohnten, als Graf Toreno, dessen „Übersicht der Geschichte der spanischen Constitution" ich aus dem Spanischen übersetzte, und diese Übersetzung erschien, von Dunoyer durchgesehen und mit einer Einleitung begleitet; Corradi, vormaliger Herausgeber des „Journal der Cortès," welchen Graf Belliard als französischer Gouverneur während der Napoleonschen Herrschaft zum Tode hatte verurtheilen lassen, und der nun ruhig neben ihm in Paris wohnte, und Andere.

Mit diesen Spaniern wollten diejenigen Landsleute, welche sich früher mit Joseph Bonaparte aus Spanien geflüchtet hatten, nichts gemein haben; unter den Letztern zeichnete sich Llorente, ehemaliger Secretair der Inquisition und bekanntlich Verfasser der Geschichte dieses Gerichts, aus. Ich besuchte ihn oft und fand in ihm einen sehr gelehrten Mann. Einst begegnete ich ihm früh Morgens auf der Straße; ich fragte, woher er so früh käme. „Bei einem Todten habe ich diese Nacht für Geld gewacht," antwortete er; „so veränderlich ist das Schicksal. Als Kanonikus zu Toledo und als Staats-

rath zu Madrid hätte ich nie vermuthet, daß ich jemals gezwungen sein würde, bei todten Parisern zu wachen, um mich ernähren zu können." Das Ende dieses Mannes war bedauernswerth. Der Justizminister Peyronnet gab ihm mitten im Winter den grausamen Befehl, sogleich Frankreich zu verlassen. Llorente kehrte mit Widerwillen nach Spanien zurück, welches damals wieder von der Constitution der Cortès regiert wurde. Kaum war der alte Mann dort angelangt, als ihm das Herz vor Kummer brach. Woher die harte Verweisung aus Frankreich gekommen, hat man nicht erfahren; wahrscheinlich war es eine Intrigue der Pfaffen am Hofe Ludwigs XVIII.

In den Bureaux des „**Censeur européen**" erschien ziemlich oft ein Herr Saint-Simon, welcher den Redactoren seine Theorie der gesellschaftlichen Ordnung zu ihrer großen Langeweile sehr weitläufig auseinandersetzte. Wer uns damals vorhergesagt hätte, Saint-Simon werde der Stifter einer philosophischen, ja sogar einer religiösen Secte werden, würde uns sehr in Erstaunen gesetzt haben. Saint-Simon selbst hatte es sich nie einfallen lassen, Stifter einer neuen Religion oder Kirche zu werden, und er würde sich vielleicht höchlich wundern, wenn er jetzt einem sogenannten Saint-Simonianischen Gottesdienste in Paris beiwohnte. Er ist gestorben, ohne zu vermuthen, daß seine Lehre nach seinem Tode eine Secte bilden würde. Einiges Vorgefühl muß er indeß doch davon gehabt haben; denn er bat einmal Herrn Julien, ihm monatlich zwei Bogen seiner „**Revue encyclopédique**" zur Auseinandersetzung seiner Lehre offen

zu lassen. „Denn diese Lehre," sagte er, „wird sich in zehn Jahren durch Europa ausbreiten."

In Paris war es zur Zeit, wovon ich oben sprach, sehr rege geworden; eine Menge neuer Zeitschriften war entstanden, und das Bedürfniß politischer Erörterungen hatte Anlaß zur Errichtung einer Art von Klub oder Versammlung gegeben, die aber der Regierung gefährlich schien und daher von ihr gerichtlich verfolgt wurde. Gleich im Anfange des Erscheinens des „Censeur européen" hatte die Regierung, welcher das strenge Rügen in diesem Blatte höchlich misfiel, eine sich darbietende Gelegenheit benutzt, um sich an demselben zu rächen. Eine Thatsache war dem Herausgeber übel berichtet worden. Eine Patrouille sollte nämlich einen Bürger erstochen haben, weil er sich nicht fortführen lassen wollte. Es fand sich, daß die That nicht geschehen war; der Oberst des Regiments, zu welchem jene Patrouille gehörte, ließ einen Injurienprozeß gegen den „Censeur" einleiten. Dunoyer, der die Verantwortlichkeit des Artikels auf sich genommen hatte, wurde zu einer Geldbuße und zu einmonatlicher Verhaftung verurtheilt. Dies machte die Herausgeber etwas behutsamer, obschon es ihre Unerschrockenheit und ihre Freimüthigkeit nicht im geringsten hemmte.

Diese Freimüthigkeit, die sich freilich im „Censeur européen" weit herber und kräftiger als in andern Tagesblättern aussprach und keines einzigen Vorurtheils schonte, misfiel der Hofpartei, zumal da alle Tagesblätter, welche mit Beifall gelesen wurden, nicht minder gegen Misbräuche und Vorurtheile zu Felde zogen. Man

wartete eine Gelegenheit ab, um die Preßfreiheit zu unterdrücken, und bald zeigte sich eine in Frankreich, wie sich bereits in Deutschland dargeboten hatte.

Ein Bösewicht, Namens Louvel, welcher einen bittern Haß wider die Bourbons gefaßt hatte, wie es damals unter der Napoleonschen Partei nicht selten war, ermordete den Herzog von Berry, als künftigen Thronerben, am Ausgange des Opernhauses und glaubte damit das Geschlecht der ältern Linie der Bourbons zu vernichten, was jedoch bekanntlich anders ausfiel, da sieben Monate nachher die Herzogin von Berry mit einem Sohne niederkam. Seine Missethat ward sogleich von der royalistischen Partei als die Folge einer Verschwörung aller Liberalen wider den königlichen Thron angesehen und behandelt. Sie schrie gegen den Minister Decazes, weil er den Liberalen die Zügel habe schießen lassen; es war sogar die Rede davon, ihn als Mitschuldigen des Mörders Louvel anzuklagen.

Decazes war verlegen; er sah sich genöthigt, dem sich gegen ihn erhebenden Sturme nachzugeben, und brachte daher den Kammern einen Gesetzvorschlag, welcher die Preßfreiheit wieder unter das Joch der Censur stellte. Die Verhandlungen darüber waren bald abgemacht und im März 1820 begannen besoldete Censoren wieder ihr Amt. Comte und Dunoyer sahen ein, daß es unter einer Censur nicht möglich sei, ein Blatt wie das ihrige fortzusetzen. Auch hatten sich einige der Unternehmer gar nicht willig gezeigt, noch ferner Geld zu diesem Unternehmen zuzulegen. Obschon der „Censeur européen“ allgemein geachtet war, so hatte er doch kei-

nen populairen Ruf, weil er zu ernsthaft und einförmig war und die Horazische Vorschrift: utile dulci, nicht genug berücksichtigt hatte. Es war ein Tageblatt für Politiker, nicht aber für das große Publicum, das in einem solchen etwas von Allem finden will, Ernsthaftes und Lustiges, Politisches und Literarisches, sogar Moden und Lotterieziehungen. Comte und Dunoyer, welche die Lotterie als eine unmoralische Anstalt betrachteten, waren nie zu bewegen, die Nummern einer Ziehung anzugeben, wie andere Blätter thun, und hätten sie auch mehre Abonnenten damit gewinnen können. Sie beschlossen also, ihr Blatt aufzugeben, und verständigten sich mit dem „Courrier français," um ihre Abonnenten fernerhin zu bedienen.

So endigte ein Blatt, welches sogleich nach seinem Entstehen eine wichtige Stelle in der periodischen Literatur behauptete und mit etwas mehr Gewandtheit auch noch ferner gute Dienste geleistet haben würde; denn die Preßfreiheit mußte in der Folge doch wiederverstattet werden, da sie ein Grundgesetz des Staates ist. Der „Censeur européen" wäre dann wieder in seine vorigen Rechte eingetreten und hätte sich wahrscheinlich in der Folge noch behaupten können. Durch den raschen Entschluß der beiden Freunde wurde ein merkwürdiger Verein von Männern zerstört und kam nie wieder zu Stande. Einige Wenige gingen zu andern liberalen Tagesblättern über, die Andern zogen sich zurück.

Ich muß hier noch einige Worte über die besondern Schicksale mehrer Mitarbeiter sagen. Dem „Censeur" war von der Regierung zuletzt noch ein Proceß ange-

hängt worden. Comte, als verantwortlicher Redacteur, wollte lieber auswandern als sich der zuerkannten Strafe unterwerfen, und ließ sich in der Schweiz nieder. Zu Lausanne ward er Professor; allein die schweizer Regierung, deren Selbständigkeit nur auf dem Papiere stand, zitterte vor der heiligen Allianz und kündigte allen ausgewanderten Liberalen die verstattete Zuflucht auf. So kam denn Comte wieder nach Paris. Hier wollte er als Advocat prakticiren; der Advocatenrath, ein elendes Werkzeug des Villèle'schen Ministeriums, das dem Decazes'schen folgte, weigerte sich aber, ihn auf die Liste der pariser Advocaten zu setzen. Erst nach der Revolution vom Jahre 1830 wurden seine Verdienste anerkannt; er ward nun Procureur du roi. Doch behielt er diese Stelle nur einige Monate lang. Dieselbe Unbiegsamkeit und fast republikanische Strenge, die er in seinem „Censeur européen“ an den Tag gelegt hat, zeigte er auch in seinem Amte; sie zog ihm aber Unannehmlichkeiten zu, und schon im Jahre 1831 mußte er seine Entlassung einreichen, wurde dann aber zum Volksdeputirten gewählt.

Dunoyer war durch eben jene Revolution zum Präfecten erhoben worden. Léon Thiessé, ein junger Schriftsteller, welcher eben wegen seiner „Lettres normandes“ aus dem Verhafte kam und hernach Mitarbeiter am „Constitutionnel“ wurde, ward ebenfalls nach der Revolution von 1830 zuerst zum Unterpräfecten und dann zum Präfecten ernannt. Dagegen hatten Andere ein ganz verschiedenes Loos. Der Advocat Rey wurde in ein Complot verwickelt und mußte, um der Todesstrafe

auszuweichen, nach England flüchten; ein ganz unbedeutender Mitarbeiter, Cugnet de Montarlot, der auch eine besondere kleine Zeitschrift herausgab, ging nach Spanien, trat in die Reihen der liberalen Franzosen, welche gegen die Bourbonsche, zum Umsturze der Verfassung der Cortes hingesandte Armee fochten, wurde gefangengenommen und erschossen.

Meine Rolle als Journalist war nun zu Ende. Durch das freiwillige Aufgeben des „Censeur européen," dem einige andere Tagesblätter folgten, wurden die Mitarbeiter an den liberalen Zeitungen überzählig, und an einem obscuren oder servilen Blatte zu arbeiten, hielt ich für unwürdig. Also mußte ich die Hoffnung aufgeben, diese Laufbahn, in der ich nun seit mehren Jahren mich befand, und die sowol wegen des Guten, was man in derselben zu stiften im Stande ist, vielen Reiz für mich bekommen, als auch in pecuniairer Hinsicht mir mehr Vortheile als meine vorigen Beschäftigungen gewährt hatte, länger zu betreten. Ich mußte wieder zu den schriftstellerischen Arbeiten zurückkehren. Während meiner Journalbeschäftigungen hatte ich kein wichtiges Werk vornehmen können; denn jene nahmen mir den besten Theil des Tages weg, und Abends besuchte ich die Schauspiele, wozu den Journalisten hinreichende Gelegenheit geboten wurde. Besonders hatte ich während meines Mitwirkens an den „Annales politiques" die italienische Oper fleißig besuchen können; zuweilen gab ich sogleich nach der Vorstellung ein kurzes Urtheil über die Darstellung, sodaß die Leser am folgenden Morgen schon erfuhren, wie dieselbe ausgefallen war. Für die

eigentlichen Theaterkritiken waren jedoch besondere Mitarbeiter angestellt. Auch den Darstellungen im Odeontheater, welches in dem von mir bewohnten Stadttheile lag, konnte ich genau folgen und sah hier die Lustspiele Picard's von der Truppe aufführen, die er selbst während seiner Direction gebildet hatte.

Um der Wohnung des Herrn Vill * *, in welcher die „Annales politiques" abgefaßt wurden, nahe zu sein, hatte ich mir nicht weit vom Palaste Luxemburg eine Wohnung ausgesucht und eine sehr heitere in der damals sehr wenig bewohnten Assasstraße gefunden; diese behielt ich in der Folge noch mehre Jahre lang. Man hatte von dort die Aussicht auf die ganze Straße, welche längs des Gartens des ehemaligen Karmeliterklosters hinlief. Dieses Kloster war von der letzten Äbtissin, Frau von Soyecourt, wieder angekauft worden und blieb ganz unverändert stehen. Es herrschte um dasselbe her eine Stille, eine freundliche Einsamkeit, die mir und den Meinigen äußerst wohl bekam; funfzig Schritte davon begann der geräuschvolle Theil der Vorstadt St.-Germain; aber weiter hinauf lagen nur einzelne Häuser, die durch lange Mauern mit einander verbunden waren. Dies machte die Gegend höchst einsam. Wir wurden einmal des Abends durch ein gewaltiges Geschrei aufgeschreckt, das von einer Dame in einer Miethkutsche auf der Gasse herkam. Wir eilten aus dem Hause auf die Straße, und es fand sich, daß die Dame, welche sich nach der Vorstadt St.-Jacques hatte wollen fahren lassen, sich einbildete, der Kutscher habe sie verrätherischerweise in den einsamsten Theil der Stadt gefahren, er-

wa um sie auszuplündern oder gar zu ermorden, wie sich dies wirklich zuweilen in Paris ereignet hat. Wir hatten viele Mühe, sie zu überreden, daß sie sich noch in der bewohnten Welt und nicht in einer Wüstenei befinde, und daß der Kutscher den kürzesten Weg genommen habe, um sie nach ihrem Bestimmungsorte zu führen.

In jener wirklich nicht häufig besuchten Assasstraße lernt man, wie auf den Gassen einer kleinen Stadt, bald gewisse Figuren kennen, welche regelmäßig hin- und hergehen, entweder zu ihren Geschäften oder zu einem Spaziergange. So ging täglich ein langer und hagerer Abbé mit einem Hündchen, sowie auch ein junger Mann vorüber, welcher seine alte, schwächliche, mühsam den Fuß voransetzende Mutter mit seinem Arm unterstützte. Die Leute sagten: welcher lächerliche Abbé, welcher tugendhafte Sohn! Allein sie urtheilten wie gewöhnlich nach dem Scheine. Es ergab sich aus den Erkundigungen, die ich über jene Personen einzog, daß der Abbé aus Dankbarkeit für eine verstorbene Dame, welche ihn während der Emigration vor dem Hungertode schützte, sich ihres ehemaligen treuen Gefährten, des Hündchens, angenommen hatte; jener so ehrerbietige Sohn aber ließ es sich nicht verdrießen, seine höchst bejahrte Mutter täglich zwei Mal spazieren zu führen und sie niemals zu verlassen, um ein größeres Erbtheil als sein Bruder zu erhalten.

Obgleich ich, wie schon erwähnt, während meines Mitwirkens an den Tagesblättern keine große literarische Arbeit zu Tage gefördert hatte, so war ich doch auch nicht müßig gewesen. Der Drucker der „Annales politiques,“ ein noch

junger Mann, Namens Belin, welcher seine Druckerei in dem gothischen Gebäude des Clunyhotels, dem best-erhaltenen Privatgebäude aus dem Mittelalter in Paris, hatte, und noch dazu in einem Gewölbe, das sonst zu den sogenannten thermes de Julien, einer römischen Badeanstalt, gehörte, hatte eben gesehen, welche gute Aufnahme eine neue Ausgabe des Voltaire in einem compendiösen Drucke beim Publicum gefunden hatte; die Geistlichkeit hatte dagegen gedonnert, die Tagesblätter hatten das Unternehmen gerühmt und der Voltaire war reißend abgegangen. Dies hatte dem Drucker Belin den Gedanken eingeflößt, einen Rousseau in compendiösem Drucke herauszugeben, wie man bereits einen Voltaire geliefert hatte. Seit dem Erscheinen von Didot's prächtiger Ausgabe war kein vollständiger Rousseau gedruckt worden, und bisher war die Sammlung der Schriften des genfer Bürgers nur in großen Bibliotheken anzutreffen gewesen. Belin beschloß, dieselbe enggedruckt in sieben Octavbänden zu einem sehr mäßigen Preise zu liefern. Er wandte sich an Vill **, um diese Ausgabe zu besorgen. Vill ** besaß eine sehr kostbare Sammlung eigenhändiger Briefe berühmter Männer, unter denen auch einige ungedruckte Briefe Rousseau's waren. Diese gab er zur beabsichtigten Ausgabe her, deren Besorgung er aus Mangel an Zeit mir großentheils übertrug. Ich gab zu jedem Bande eine Einleitung über die darin enthaltenen Stücke und ordnete die Briefe etwas anders als in der Didot'schen Ausgabe. Es war eine äußerst angenehme Arbeit für mich, die Schriften eines so gefühlvollen, beredtsamen, aber eigensinnigen und schwachen

Genies scharf durchgehen zu müssen. Die Ausgabe ging sehr gut ab; der Druck indessen war nicht schön.

Belin gerieth nun auf den Einfall, eine große Sammlung der besten französischen Prosaiker in compendiösem, aber doch etwas erweitertem Drucke herauszugeben. Ich übernahm die Arbeit nun fast allein, wobei mir jedoch Vill**'s Rath von großem Nutzen war. So gaben wir Fontenelle, Diderot, Montesquieu, Larochefoucauld, Vauvenargues, Hamilton, alle vollständig, oder doch vollständiger als in allen bisher erschienenen Ausgaben. Einige bekamen ungedruckte Stücke, in andern wurden Aufsätze, besonders Briefe, die bisher nur in Zeitschriften zerstreut gewesen waren, zum ersten Male gesammelt. In den Einleitungen wurde die Lebensgeschichte der berühmten Verfasser und die Geschichte ihrer Werke gegeben. Diese Arbeit gewährte mir ebenso viel Abwechselung als Unterhaltung. Zum Larochefoucauld gab ich die Briefe, die dieser Alles auf Eigennutz reducirende Hofmann mit der geistreichen Frau von Sablière gewechselt hatte und die sich in der Handschriftensammlung der königlichen Bibliothek befanden. Aus diesen Briefen sieht man, wie die berühmten „Maximes" nach und nach in dem beständigen Umgange mit jener Freundin, die auch die Freundin Lafontaine's war, entstanden sind, wie oft sie umgeändert und umgeschmolzen wurden, bis sie zuletzt im Druck erschienen, mit der ewigen Versicherung, daß sich im menschlichen Verkehr Alles auf Eigennutz reducirt. Larochefoucauld hatte mitten unter kleinlichen Bürgerkriegen oder Fehden gelebt. Er sowol als seine Freundin mochten die meisten Menschen von der Schat-

tenseite gesehen haben. In solchen Zeiten herrschte viel Überspannung; nach ihnen darf man den menschlichen Charakter, wie er sich zu allen Zeiten beweist, nicht beurtheilen.

Die meisten Bereicherungen gab ich Diderot's Werken, die bisher nur einmal von Naigeon gesammelt und mit unnützen Anmerkungen begleitet worden waren. Ich nahm eine große Arbeit vor, indem ich aus der großen „Encyklopädie" die Aufsätze suchte, die von Diderot's Feder herrührten; ebenso Alles, was er zu Grimm's literarischer Correspondenz mit den nordischen Höfen geliefert hatte. Belin kaufte von der Witwe des Akademikers Ginguené einen noch ungedruckten Theil der Correspondenz Grimm's und Diderot's, den wir nebst seiner Übersetzung des englischen Schauspiels: „Der Spieler," als Supplement zu Diderot's Werken besonders herausgaben. Gern hätte ich auch „Rameau's Neffen," welcher blos durch die Göthe'sche Übersetzung bekannt war, gegeben und schrieb deshalb an Göthe, bekam aber keine Antwort; ob ich dies einer Kritik seines Werks: „Aus meinem Leben rc.", in der „Revue encyclopédique" oder einem andern Umstande zuzuschreiben hatte, weiß ich nicht. In der Folge war der Buchhändler Brière, welcher eine noch vollständigere Ausgabe von Diderot's Werken liefern wollte, glücklicher als ich; denn er bekam von Göthe oder durch dessen Vermittelung das Manuscript von „Rameau's Neffen" und rückte es in seine Ausgabe ein. Ich hatte blos in der Einleitung zu Diderot's Werken einen Begriff von dieser originellen Abhandlung geben können.

Hätte es von mir abgehangen, so hätte ich gern einige unmoralische Schriften Diderot's weggelassen; allein der Verleger hatte sich gegen das Publikum anheischig gemacht, vollständige Ausgaben zu liefern, und da sie schon oft besonders abgedruckt worden sind, so durften sie in der allgemeinen Sammlung seiner Schriften nicht fehlen. Jedoch habe ich mich in der Vorrede gegen jede Theilnahme an den Grundsätzen und an dem Geiste ihrer Schriften verwahrt, wie ich überhaupt niemals ein blinder und unbedingter Verehrer der von mir herausgegebenen Schriftsteller gewesen bin. Ich habe ihren Text wiedergegeben, wie ich ihn gefunden habe; aber ihre Meinungen und Urtheile sind nicht immer die meinigen gewesen; zuweilen habe ich das Gegentheil gedacht und empfunden.

Diderot scheint mir eins der größten Genies, welche die französische Literatur hervorgebracht hat. Es war fast eine beständige Aufwallung in diesem gedanken- und empfindungsvollen Manne; aber wie es solchen exaltirten Köpfen oft geht, er übertrieb seine Grundsätze und stieß Gedanken aus, die er wahrscheinlich bald selbst verleugnete.

Belin, der Drucker, bewohnte, wie bereits gesagt, das Clunyhotel, welches neben und zum Theil auf den Trümmern der alten römischen Bäder gebaut ist. Ein Theil der Druckerei befand sich unter römischen Gewölben, und die gedruckten Bogen wurden in der ehemaligen gothischen Kapelle des Hotels getrocknet. Hätte es sich der Cardinal d'Amboise, welcher dasselbe bewohnte, wol je träumen lassen, daß man Schriften wie die Diderot's

in seiner Kapelle zur Verbreitung in die Welt zubereiten würde?

Von allen Werken, deren Herausgabe ich besorgte, gewährten mir aber keine mehr Freude und Genuß als die Rousseau'schen. Seine von Gefühl glühenden Schriften sprachen mich lebhaft an, wie die meisten Personen, die ihn unbefangen lesen. Ich habe auf meiner ersten Reise in die Schweiz im Dorfe Moitié-Travers das Haus gesehen, das er bewohnt, und mit einer alten Frau gesprochen, die er in ihrer Jugend gekannt hatte, und deren er in seinen „Bekenntnissen" Erwähnung thut. Vill** besaß, wie gesagt, einige ungedruckte Briefe von ihm, und die Familie Houd**, welche ich während meines Mitarbeitens an den „Annales politiques" kennen lernte, verwahrte die schöne Handschrift der „Nouvelle Héloise," die er mit so vieler Sorgfalt und Liebe, wie er in seinen „Bekenntnissen" gesteht, für die Madame d'Houd** verfertigt hatte. In dieser Familie sprach man von Rousseau wie von einem unlängst verschiedenen Freunde. Auch St.-Lambert der Dichter, den ich jedoch in keiner Hinsicht mit Rousseau vergleichen möchte, hatte hier lebhafte Erinnerungen nachgelassen, und ich hatte Gelegenheit, einen Theil seiner nachgelassenen Papiere durchzusehen und eine Abschrift seines Testaments, worin sich vielleicht mehr Gefühl zeigt als in seinem ganzen Gedichte: „Die Jahreszeiten," zu bekommen. Man erzählte mir von diesem glücklichen Nebenbuhler Rousseau's bei der Madame d'Houd** mehre Anekdoten, unter andern folgende.

St.-Lambert konnte einmal in der Nacht nicht schla-

fen, vielleicht weil er an seine Verse dachte oder sonst etwas Anderes im Kopfe hatte. Während er schlaflos so dalag, hörte er die Thür seines Schlafzimmers ganz leise öffnen. Da er ein sehr gelassener, fast kaltsinniger Mann war, so blieb er ruhig liegen und horchte blos auf. Jemand trat sachte herein, näherte sich dem Bette, öffnete die Vorhänge ein wenig und schaute bei dem Scheine eines Lämpchens, ob St.=Lambert schlafe. Dieser that wirklich, als ob er schliefe. Nun griff die hereingetretene Person unter das Kopfkissen, wo St.=Lambert jede Nacht den Schlüssel seines Secretairs, in welchem sein Geld und alle seine kostbaren Effecten verschlossen waren, versteckte. Da dies Niemand als sein Bedienter wissen konnte, so zweifelte er nicht, daß dieser Kerl der Dieb sei. Er war es in der That. Er begab sich ebenso leise mit dem Schlüssel zum Secretair, schloß ihn behende auf und nahm einen Sack mit Geld heraus, den St.=Lambert am vorigen Tage bekommen hatte. Dieser hatte die Augen ein wenig geöffnet und bemerkte zu seinem Schrecken, daß der Kerl mit einem Dolche versehen sei. Nun hielt er es vollends für rathsam, nicht die geringste Bewegung zu machen, um mit seiner Börse nicht auch sein Leben unter den Händen des Bösewichts zu verlieren. Nachdem der Bediente den Secretair leise zugeschlossen hatte, schob er den Schlüssel wieder unter das Kopfkissen, schaute nochmals mit dem Lämpchen zu, ob sein Herr schlafe, und begab sich hinweg.

St.=Lambert konnte nun kein Auge mehr schließen; die nahe Gefahr, worin er geschwebt hatte, bewegte ihn

erst recht, nachdem sie vorbei war. Allein er sann nun auch darauf, wie er sich gegen den Kerl verhalten und ob er ihn der Justiz überliefern sollte, um ihn richten zu lassen.

Er hatte einige Stunden lang in großer Bewegung dagelegen, als nochmals die Thüre seines Zimmers aufging und der Bediente wiederum mit dem Lämpchen und dem Dolche hereintrat. Jetzt entsetzte sich St.-Lambert und sah schon seinem letzten Augenblicke entgegen. Ein guter Genius gab ihm jedoch den Gedanken ein, dies Mal sich wieder ebenso still wie das erste Mal zu verhalten. Der Bediente schlich sich wie zuvor zum Bette, beschaute seinen Herrn beim schwachen Lampenscheine, zog den Schlüssel wieder hervor, öffnete nochmals den Secretair und legte den vorhin gestohlenen Geldsack wieder hinein, schob dann den Schlüssel unter das Kopfkissen und verschwand.

St.-Lambert konnte vor Ungeduld kaum den Anbruch des Tages erwarten. Sobald er aufgestanden war, ließ er den Bedienten festnehmen; dieser wurde bestürzt und gestand sein Verbrechen. „Ja, ich wollte Sie bestehlen, mein Herr," sagte er; „hätten Sie ein Wort gesprochen, so würde ich Sie ermordet haben, um nicht verrathen zu werden. Hernach aber überfiel mich die Reue, meinen Herrn bestohlen zu haben. Ich brachte die Geldsumme wieder zurück, aber mit dem festen Entschlusse, Sie zu ermorden, wenn ich Sie würde wachend angetroffen haben." Dabei zeigte der Bediente eine so aufrichtige Reue und eine solche Verzweiflung, daß St.-Lambert, aus Furcht, die Justiz möchte zu

weit gehen, beschloß, dieser das Verbrechen nicht anzuzeigen, sondern seinem Bedienten zu verzeihen und ihn laufen zu lassen, aber unter der Bedingung, sich nicht wieder in Dienst zu begeben, damit ihn keine ähnliche Versuchung befallen könne. Dies versprach der Bediente; er fing ein Gewerbe auf dem Lande an, verheirathete sich, und man hat in der Folge nichts Böses von ihm vernommen.

Etwas Ähnliches war derselben Familie, von der ich oben sprach, begegnet. Herr d'Houd ** hatte seinem Barbier gegen das Ende des Monats aufgesagt, weil er unzufrieden mit ihm war. Am letzten Tage, eben als der Barbier dem Herrn d'Houd ** das Messer unters Kinn setzte, sagte Ersterer: „Es ist doch sehr verwegen von Ihnen, mein Herr, daß Sie sich von Jemand rasiren lassen, welchen Sie heute abdanken!" „Und du," rief Herr d'Houd ** mit festem Tone, „du bist noch verwegener, daß du mir eine ähnliche Sprache führst. Sogleich rasire mich, und ich stehe dir nicht gut dafür, daß ich dich morgen nicht aufhenken lasse!" Diese Festigkeit machte den Barbier stutzig; er rasirte den Herrn d'Houd ** und ging fort.

Die Anekdote vom Barbier des Herrn d'Houd ** erinnert mich an einen Zug eines andern Barbiers in Paris. Dieser pflegte vor ungefähr zwanzig Jahren oder etwas länger einen reichen Wechselagenten in dessen Cabinete, in welchem sein Schreibepult mit einer Casse stand, bereits seit langer Zeit zu rasiren. Eines Tages, als der Barbier eben anfangen wollte, diesen Herrn zu rasiren, überfiel ihn auf einmal ein sonderbares Zittern, ohne

daß er im geringsten krank zu sein schien; er versicherte, er könne heute nicht rasiren. Vergebens suchte ihn der der Wechselagent zu bereden, zu warten, bis er seine Fassung wiederbekommen habe. Der Barbier wiederholte, das Rasiren sei ihm heute unmöglich und er müsse forteilen. Der Wechselagent fand dies sonderbar, und als der Barbier am folgenden Morgen wiederkam und zwar in seinem gewöhnlichen Zustande, verlangte Jener die Ursache seines sonderbaren Verhaltens am vorigen Tage zu erfahren. Der Barbier, welcher großes Zutrauen zu seinem Kunden hatte, gestand ihm nach einigem Zaudern, daß ihn am gestrigen Tage beim Anblicke eines Haufen Geldes, welches der Wechselagent in seinem Schreibepulte verschlossen, eine heftige Versuchung überkommen sei, seinem Herrn die Gurgel abzuschneiden und sich des Geldes zu bemächtigen. Er habe eine Zeitlang wider diesen bösen Gedanken gekämpft, aber immer habe ihm das blanke Geld vor den Augen geschimmert, und die Leichtigkeit, mit einem Schnitte dem Leben des Besitzers ein Ende zu machen und sich des Schatzes zu bemächtigen, sich ihm dargestellt. Durch den Kampf in seinem Innern wäre das Zittern entstanden, und aus Furcht, der Versuchung nicht mehr widerstehen zu können, hätte er um Alles in der Welt seinen Herrn am vorigen Tage nicht rasiren mögen.

Der Wechselagent lobte ihn wegen dieses Entschlusses, sowie wegen seiner Aufrichtigkeit; jedoch dachte er bei sich: ein anderes Mal ist der Mensch vielleicht zu schwach, um der Versuchung zu widerstehen, und schneidet mir die Gurgel ab; besser ist es also, daß ich sei=

ner auf eine gute Art loswerde, zumal da seine Ehrlichkeit verdient, daß man sich seiner annehme. Er suchte ihm also ein Ämtchen bei einer Unterbehörde zu verschaffen und nahm einen andern Barbier an.

In der obenerwähnten Familie d'Houd** sah ich auch ziemlich oft einen alten General, de Baz**, welcher als Oberst von Napoleon zum Kriegsgerichte, das den Herzog von Enghien richten sollte, berufen worden war und wie die Übrigen die unverzeihliche Schwachheit begangen hatte, wider Recht und Billigkeit für den Tod des unglücklichen Prinzen zu stimmen, weil man ihnen gesagt hatte, Napoleon wolle es so, er werde aber den Prinzen begnadigen. De Baz** war ein guter, aber schwacher Mann; Gewissensbisse haben ihn hinlänglich für seine That gestraft. Ich habe ihn in seinen letzten Jahren unruhig und reuig gesehen und hierbei erkannt, wie ein rechtlicher Mann, wenn er einen schwachen Charakter hat, so leicht eine böse That begehen kann, als ob er selbst bösartig sei. Aber wenigstens folgte bei ihm die Reue auf die That.

Ich komme nun zu meinen literarischen Arbeiten zurück. Mit den erwähnten Classikern endigte meine Theilnahme an der Belin'schen Sammlung. Einer meiner Collegen in der antiquarischen Gesellschaft, Namens Angois, gab noch die Schriften Thomas', und Bill** selbst lieferte die Marmontel's und des Abbé Barthélemy. Weiter wurde die Sammlung nicht fortgeführt.

Der alte Abbé Morellet hatte einen Commentar über Rabelais verfertigt und wünschte diesen alten Schriftsteller mit seinen Noten in der Belin'schen Sammlung

herauszugeben. Ich begab mich mit Belin zu ihm, da es mir lieb war, einen Mann kennen zu lernen, der mit den ausgezeichnetsten französischen Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts gelebt hatte, von dem in den Denkwürdigkeiten seiner Zeitgenossen mehrmals die Rede ist, und welcher selbst einen Ruf als ausgezeichneter Literat hatte. Der neunzigjährige Greis war nur noch ein Schatten von dem ehemals so kampflustigen und rüstigen Schriftsteller, welcher des witzigen Abbé Galiani Ideen über den Kornhandel bekämpft hatte und wegen einer Äußerung über eine Prinzessin in Verhaft genommen, aber durch d'Alembert und Rousseau daraus befreit worden war. Alle Lebens- und Geisteskraft war von ihm gewichen. Er saß fast gedankenlos vor seinen Bücherrepositorien und hatte eine kleine Kiste vor sich, die alle seine Handschriften und Alles, was ihm von Zuneigung übriggeblieben war, enthielt. In dieser Kiste befand sich aber auch der von ihm commentirte Rabelais. Der Buchhändler nahm dieses Werk mit, jedoch entschloß er sich nicht, es herauszugeben, und Morellet starb einige Zeit nachher. Man gab in der Folge die von ihm hinterlassenen Denkwürdigkeiten heraus, die aber an Interesse denen seines Schwagers Marmontel bei weitem nicht gleichkommen.

Im Jahre 1818 hatte ich Millin verloren, dessen große Bibliothek ich übrigens in den letzten Jahren wenig hatte benutzen können. Millin hatte eine schon längst beschlossene Reise nach Italien unternommen. Für einen fleißigen Sammler und einen gewandten Hofmann, wie er war, mußte diese Reise eine reiche Ausbeute ge-

ben. So geschah es auch. Er hatte alle berühmten Männer gesehen, alle öffentlichen und Privat-Kunstsammlungen genau betrachtet, mit Hülfe von jungen Zeichnern eine Menge von Denkmälern aufgenommen und eine außerordentliche Anzahl von gestochenen Ansichten, von gelehrten Abhandlungen und andern Büchern mitgebracht. So hatte er nun Stoff genug zum Arbeiten für sein ganzes übriges Leben. Er begann damit auch sogleich nach seiner Rückkunft, nachdem er zuerst seine Bibliothek wieder in guten Stand gesetzt hatte, welche durch die Bosheit eines Kammerdieners beinahe ganz vernichtet worden wäre. Millin hatte nämlich zwei Bediente, einen Kammerdiener und einen etwas tölpischen Jungen. Auf seiner Reise nach Italien hatte er statt des Kammerdieners diesen Jungen mitgenommen und Jenem angekündigt, er könne bis zu seiner Rückkunft aus Italien in seiner Wohnung bleiben, müsse sich aber unterdessen nach einem andern Dienste umsehen. Dies verdroß den heimtückischen Diener, den Millin niemals recht leiden konnte. Um sich zu rächen, raffte er alle Papiere seines Herrn zusammen, worunter sich dessen reichhaltige Collectaneen und seine Correspondenz mit Gelehrten aus ganz Europa befanden, legte sie vor die Bücher und steckte sie in Brand. Als er nun sah, daß die ganze Bibliothek nothwendig in Rauch aufgehen müsse, eilte er auf seine Kammer, verschloß sich darin und schnitt sich den Hals ab.

Man entdeckte bald den aus den Fenstern des Bibliothekzimmers hervordringenden Rauch, eilte hinauf, löschte das Feuer und rettete dadurch wo nicht die Pa-

piere, doch wenigstens den größten Theil der Büchersammlung.

Millin begann rasch einige große Abhandlungen über römische Alterthümer mit Kupfern auszuarbeiten, ohne daß dies die Herausgabe seiner „Annales encyclopédiques“ aufhielt, die als neue Folge seines „Magazin encyclopédique“ erschienen. Dann schrieb er seine Reisebeschreibung, starb aber, als er erst die Reise durch die Lombardei vollendet und eben angefangen hatte, seine Reise durchs Venetianische drucken zu lassen. Von dem wichtigsten Theile, nämlich von seinem Aufenthalte zu Rom und Neapel, kam nichts zu Stande; seine Bücherschätze und auch die Kunstsammlungen wurden durch Versteigerungen zerstreut; jedoch kaufte die königliche Bibliothek einen beträchtlichen Theil seiner Kupferstichsammlung an.

Nach seinem Tode bekam sein College Langlès, Professor des Persischen, das Gemach, welches Millin bewohnt hatte, und Langlès stellte in derselben Galerie eine zwar nicht so zahlreiche, aber viel kostbarere Büchersammlung auf, die besonders an englischen Kupferwerken und an orientalischen Büchern reich und mit schönen Einbänden versehen war. Langlès setzte auch in dieser Galerie die wöchentlichen Abendvereine fort, und man sah hier Männer aus dem Morgen= und dem Abendlande und Reisende aus allerlei Gegenden.

Bei einem dieser Vereine lernte ich den Herrn Jullien kennen, welcher vor Kurzem eine „Revue encyclopédique“ (als Fortsetzung der Millin'schen „Annales encyclopédiques,“ welche nach dessen Tode aufhörten)

herauszugeben begonnen, wozu er eine Menge angesehener pariser Schriftsteller als Mitarbeiter gewonnen hatte. Manche freilich gaben nicht viel mehr als ihren Namen dazu her und lieferten außer ihrem Versprechen wenig, wie dies mit vielen literarischen Unternehmungen in und außer Frankreich der Fall ist. Millin hatte seine Zeitschrift hauptsächlich für Gelehrte eingerichtet, wiewol er in der neuen Folge auch die größere Lesewelt berücksichtigte. Jullien, welcher sich viel mit Erziehung und philanthropischen Anstalten abgegeben hatte, wollte die „Revue“ besonders in diesem Sinne redigiren; Aufklärung überhaupt sollte dadurch befördert werden. Er war in dieser Hinsicht weit günstiger gestellt als Millin. Dieser hatte Stellen von der Regierung und konnte und wollte nicht unabhängig schreiben und handeln. Jullien hatte die unter der kaiserlichen Regierung ihm gegebene Inspectorstelle bei dem Kriegsheere verloren, und keine Hoffnung, unter den Bourbons wiederangestellt zu werden, da sein Vater Mitglied des Nationalconvents bei dem Processe Ludwigs XVI. gewesen war. Keine Rücksicht hinderte ihn bei der freimüthigen Abfassung seiner „Revue encyclopédique.“ Nur schadete seine Nachsicht dieser Zeitschrift insofern, als mittelmäßige Schriften darin zuweilen ungebührlich gelobt wurden; ein Übel, welches übrigens fast allen pariser Zeitschriften schadet. Bei dem großen gesellschaftlichen Verkehre kommt der Herausgeber einer Zeitschrift mit einer Menge von Schriftstellern in Berührung. Er kann und will wegen einer herben Kritik nicht mit ihnen brechen und streicht daher die harten Wahrheiten lieber aus; andererseits kann er

den Autoren, welche ihn darum bitten, ihre Schriften durch diesen oder jenen ihrer Bekannten recensiren zu lassen, ihre Bitte nicht versagen, und so entstehen die nachsichtigsten Kritiken, welche das Publicum betrügen und einer Zeitschrift zuletzt allen Credit benehmen.

Jullien lud mich zur Theilnahme an der Redaction der „Revue encyclopédique“ ein, die bald die einzige, die ganze Literatur umfassende literarische Monatschrift in Paris wurde und den Fremden mehr noch als den Franzosen nöthig war, um mit dem Gange der französischen und zum Theil der auswärtigen Literatur vertraut zu bleiben. Ich lieferte von nun an Recensionen, besonders kleine in der Übersicht der neuesten Erscheinungen fremder Literatur, und habe bis jetzt mit dieser Arbeit fortgefahren. Es wäre zu wünschen gewesen, daß man von allen Ländern die neuesten Schriften eingesandt hätte, wozu die „Revue encyclopédique“ als ein Mittelpunkt zur Beförderung der Aufklärung und zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse stets einlud; aber nur Deutschland schickte Einiges, und blos Jullien's persönlichen Bekanntschaften war es zuzuschreiben, daß ihm aus andern Ländern, sogar aus andern Welttheilen, zuweilen neue Schriften zugesandt wurden.

Meine Theilnahme an der „Revue encyclopédique“ nahm mir übrigens jeden Monat nur einige Stunden und hinderte mich keineswegs an andern Beschäftigungen; sie war daher nur eine ganz beiläufige Arbeit für mich.

Elftes Kapitel.

1820—1826.

Belzoni's Reisebeschreibung von Ägypten; Anekdoten dieses Reisenden. — Geographische Beschreibungen Englands, Griechenlands, der Schweiz. — Vorfall mit einem alten geographischen Lehrbuche. — Verbesserung literarischer Werke. — Akademische Preisschrift wegen der Heereszüge der Normannen. — Ertheilung des Preises. — Herausgabe und Übersetzungen der Geschichte jener Heereszüge. — Preisschriften wegen der Geschichte der Juden im Mittelalter und der gnostischen Secten. — Gekrönte Preisschrift über die Handelsgeschichte der Levante im Mittelalter. — Herausgabe dieser Geschichte. — Férussac's „Bulletin scientifique;" seine Anstalt. — Graf Orloff. — Mad. Val **. — Die Prinzessin von Salm. — Prediger Marron. — Anekdote eines Dorfpredigers. — Anstellung als Professor an der Generalstabsschule; Professor Simon. Oberst Clermont-Tonnère.

Seitdem der „Censeur européen" aufgehört hatte, fühlte ich, daß es Zeit sei, mich von der Politik zurückzuziehen und meine literarischen Arbeiten wieder vorzunehmen. Zwar erwarben sich manche Schriftsteller Ruhm und Einkommen durch Politisiren; allein entweder standen sie im Solde der Regierung oder sie hatten sich vorher ein unabhängiges Vermögen durch ihre Biegsamkeit er-

worden; so z. B. die Redactoren des „Constitutionnel,“ Etienne, Jay, Jouy und Andere. Diese Herren hatten zuvor den Despotismus Napoleons begründen helfen und waren dafür reichlich belohnt worden; seit dem Sturze ihres Herrn hatten sie von der Regierung nichts mehr zu hoffen und warfen sich daher zur Opposition, deren Führer und angesehenste Vertheidiger sie wurden. Man lobte sie und schätzte sie hoch; allein was war außer ihrem Talente an ihnen zu loben? Andere, als Benjamin Constant, Lafayette, waren freisinnige Männer aus Meinung und Gefühl, und das Glück hatte ihnen eine unabhängige Lage verschafft, die sie der Nothwendigkeit enthob, von den Machthabern etwas verlangen zu müssen. Solch einer Lage genossen freilich auch Andere, deren Seele aber keine Selbständigkeit hatte. Diese waren unersättlich und suchten für sich und die Ihrigen Ehrenstellen, Pensionen, Gnadenbezeigungen aufzuhäufen; sie hätten alle Freiheiten ihres Volkes aufgeopfert, um etwas mehr Geld oder ein Ordensband zu bekommen, und wer sie auffinden wollte, brauchte sie nur in den Vorzimmern der Minister zu suchen.

Da ich zu keiner von diesen Classen gehörte, so glaubte ich, das Beste sei, mein Heil künftighin in meinen literarischen Kenntnissen zu suchen und die Politik Denen zu überlassen, welche das Glück so gestellt hatte, daß sie für ihr Einkommen unbesorgt sein konnten.

Die Beschäftigungen mangelten nicht. Eines Tages kam der Buchhändler Galignani, welchen ich seit mehren Jahren kannte und für den ich bereits Einiges gearbeitet hatte, mit einem Riesen zu mir; dieser Riese

war der berühmte italienische Reisende Belzoni, welcher als Taschenspieler und Kunststückmacher nach England gekommen, von da sich nach Portugal und Malta und zuletzt nach Ägypten begeben hatte, wo schon mehre italienische Abenteurer ihr Heil bei dem unternehmungslustigen Pascha gesucht hatten. Belzoni hatte bei demselben nichts ausgerichtet; allein da die europäischen Consuln nach Alterthümern forschen ließen, so hatte Belzoni auch in dieser Art bei dem englischen Generalconsul Salt Beschäftigung bekommen und war aus einem Taschenspieler ein Alterthumsforscher geworden; er hatte wichtige Entdeckungen gemacht; da er aber Streitigkeiten mit den Leuten des französischen Consuls Drovetti bekommen und sogar, wie er behauptete, mit Todesgefahr bedroht worden war, so hatte er 1819 Ägypten verlassen und sich wieder nach England begeben, wo er sich zuvor verheirathet hatte. Hier hatte er seine Reisebeschreibung aufgesetzt; sie ward 1820 schnell gedruckt; er hatte ein Exemplar des noch nicht erschienenen Quartbandes bei sich und wünschte mit Galignani eine französische Übersetzung davon herauszugeben. Ich wurde mit Galignani einig, sie zu übernehmen; ich setzte einige Anmerkungen hinzu, die Belzoni nicht sehr gefielen, weil seine Eigenliebe sich dagegen sträubte, daß man auch von den Leistungen anderer Reisenden sprach; auch faßte ich die Erzählung seiner endlosen Streitigkeiten etwas kürzer zusammen und ließ Leigh's Karte vom Laufe des Nils hinzufügen. Belzoni gab sich zuletzt zufrieden und schickte sogar die französischen Probebogen nach Italien, damit die italienische Übersetzung nach der meinigen verfertigt würde.

Obschon Belzoni kein Gelehrter war, so enthält seine Reisebeschreibung doch eine Menge Dinge, welche für Gelehrte von hoher Wichtigkeit sind. Ihr Werth wurde noch durch die Darstellungen vermehrt, die der Originalausgabe beigefügt sind und die auch mit meiner Übersetzung ausgegeben wurden, wiewol sie eine getrennte Sammlung ausmachen. Späterhin wurden die von ihm in eine wachsartige Materie eingedrückten Basreliefs, die er in den Königsgräbern zu Bebon el Malouk aufgefunden hatte, in einem Gewölbe zu Paris, das mit Lampen erleuchtet war, öffentlich aufgestellt, waren für Geld zu sehen und konnten einen Begriff von jenen alten Gräbern geben.

Belzoni fürchtete den Zorn einiger französischen Reisenden auf sich zu laden, von denen er nicht das vortheilhafteste Bild entworfen hatte. So z. B. hatte er von dem Director des königlichen Museums, Grafen von Forbin, gesagt, dieser habe, da er selbst auf seiner, auf Kosten der französischen Regierung unternommenen Reise nichts aufgefunden hätte, ihm fürs Museum einige ägyptische Statuen für 3 oder 4000 Franken abgekauft; nun hieß es in Paris, Graf von Forbin habe sie dem Museum zu 30 oder 40,000 Franken angerechnet, was also für seinen Beutel einen guten Gewinn abgeworfen hatte. Allein Diejenigen, welche sich durch Belzoni's Reisen getroffen fühlten, waren so klug und schwiegen, und es stand Niemand wider ihn auf.

Bekanntlich ließ sich Belzoni einige Zeit hernach von einer englischen Gesellschaft zu einer Entdeckungsreise ins Innere Afrikas bewegen, und kam um, als er eben

ins Innere jenes Landes eindringen wollte; ein desto unerwarteterer Verlust für die geographische Wissenschaft, als ein so starker und an das afrikanische, wenigstens an das ägyptische und nubische Klima schon gewöhnter Mann nicht so schnell die Wirkungen desselben empfinden sollte.

Ich habe sein Leben in Mahul's „**Annales nécrologiques**“ beschrieben. Diese Notiz gefiel und ging in mehre einheimische und fremde Zeitschriften über. Zwei Anekdoten, die ich nicht erwähnt habe, will ich hier nachtragen.

Als es Belzoni nach lang anhaltendem Forschen gelungen war, einen Eingang in die bisher ganz verschlossen geglaubte zweite Pyramide bei Girgeh aufzufinden, und er nun manche neugierige Europäer, welche Ägypten bereisten, von Kairo aus ins Innere jener Pyramide führte, hatte er sein Vergnügen an den großen Empfindungen, welche der Anblick der erstaunlichen, uralten Arbeit in ihrer Seele hervorbrachte und welche sie auf die mannichfaltigste Art äußerten. Unter Anderen führte er auch den französischen Missionair Forbin-Janson hinein, welcher in der Folge Bischof von Nancy wurde und leider einen crassen Obscurantismus an den Tag legte. Dieser schien beim Eintritt in die innere Kammer mitten in der steinernen Masse von einem unerklärlichen Gefühle beherrscht zu werden. Er schien viele Mühe zu haben, diesem ihn drückenden Gefühle Luft zu verschaffen. Belzoni erwartete, er werde ihm nun seine Freude darüber bezeigen, daß man endlich das innere Heiligthum der mehre Jahrhunderte lang ver-

schlossen gebliebenen Pyramide aufgefunden habe. Aber ganz unerwartet brach er in die Worte aus: „O wenn ich so den Leichnam des heiligen Makarius auffinden könnte!“ Das Aufsuchen der Reliquien dieses Heiligen war, wie es scheint, das Steckenpferd dieses für Kunst und Alterthum unempfindlichen Missionnairs, und er sah nichts weiter in ganz Ägypten als das Begräbniß seines Patrons.

Diese Anekdote hat mir Belzoni selbst erzählt; folgende habe ich von Pacho, einem jungen Künstler aus Nizza, welcher zu gleicher Zeit mit Belzoni in Ägypten war, dann Cyrenaika durchreiste, seine Reisebeschreibung in Paris herausgab und, da er sich für seine Entdeckungen nicht hinlänglich belohnt glaubte, aus Mismuth sich ums Leben brachte.

Belzoni hatte oft Streitigkeiten mit den Arabern und den Fellahs oder Bauern, welche für Tagelohn unter seiner Aufsicht arbeiteten. Einmal gerieth er über zwei dieser Leute in heftigen Zorn, und mit seiner Riesenkraft faßte er mit jeder Hand einen beim Schopfe, nahm sie über die beiden Arme und führte sie zum Kadi; beim Eintritt in die Gerichtsstube warf er sie auf den Boden und foderte Gerechtigkeit. „Je,“ erwiederte der etwas launige Richter, „was für Gerechtigkeit fodern Sie noch; Sie haben die Leute ja schon halbtodt gemacht!“

Außer den beiden Reisenden Belzoni und Pacho lernte ich bald auch den kölner Architekten Gau kennen, welcher sich ebenfalls zu jener Zeit in Ägypten befunden und weiter als Belzoni in Nubien vorgedrungen war. Gau

arbeitete in Paris sein großes Werk über die nubischen Alterthümer aus, fand hier Anerkennung und Beschäftigung als Baumeister und blieb seitdem mein Freund.

Als Belzoni's Reise erschienen war, kam mir die Lust an, einige Länder Europas, wovon man im Französischen keine geographischen Beschreibungen nach ihrem jetzigen Zustande hatte, auf eine dem großen Publicum annehmliche Art historisch, geographisch und ethnographisch darzustellen. Ich begann mit der Schweiz und benutzte manche Localwerke, welche in Frankreich unbekannt geblieben waren; da aber der Verleger Eymery, welcher seinen Buchhandel vorzüglich auf Jugendschriften beschränkte, nur vier kleine Bändchen zulassen wollte, so mußte ich meinen Stoff ungebührlich zusammenziehen und konnte nur allgemeine Andeutungen geben. Wider meinen ursprünglichen Vorsatz bekam diese Arbeit einen politischen Anstrich. Als ich nämlich die seit 1814 bestehenden Verfassungen der Schweizercantone mit denen der Revolutionszeit und mit den ältern verglich, erkannte ich alsbald ganz klar das Gewebe der politischen Intriguen, welches in der Schweiz wie anderwärts die Volksrechte unterdrückt hatte, um auf ihren Trümmern die Vorrechte der Kasten, besonders des Patriciats aufzubauen. Während der französischen Revolution waren diese ungerechten Vorzüge verschwunden und das Volk hatte eine republikanische Verfassung bekommen, wozu Napoleon nicht wenig beigetragen hatte. Allein kaum war eine östreichische Heeresmacht, die gewöhnliche Beschützerin veralteter Vorrechte, in der Schweiz erschienen, um zum Sturze Napoleons anzurücken, als sich auch das Patri-

ciat oder der schweizer Rathsadel regte und unter dem Schutze fremder Bajonnette sich wieder emporschwang, dem Volke das erworbene Gut entriß und beinahe alle Verfassungen wieder verunstaltete.

Diese Betrachtungen über die Schlechtigkeit einer einzigen Kaste erregten meinen Unwillen; ich deckte kühn dieses Gewebe auf, wovon ich nirgends etwas Kräftiges gelesen hatte. Ob diese politischen Rügen oder irgend ein anderer Umstand zur guten Aufnahme beitrugen, weiß ich nicht; so viel ist gewiß, daß meine kleine Skizze der Schweiz, welche im Jahre 1822 zu 2000 Exemplaren gedruckt wurde, zwei Jahre nachher wiederaufgelegt werden mußte, auch ins Deutsche, und zwar im Östreichischen, aber freilich ganz verstümmelt, übersetzt wurde.

Noch wichtiger als der Eindruck, den meine Skizze zurückließ, war die Bewegung, die in der Schweiz nach der französischen Regierungsumwälzung im Jahre 1830 plötzlich entstand. Das Schweizervolk fühlte das Unrecht, das ihm vor sechzehn Jahren geschehen, und verlangte mit Ungestüm bessere Verfassungen. Die Machthaber mußten nachgeben, und sogar die stolzen berner Patricier, die so gern den Adel monarchischer und despotischer Staaten nachäfften, mußten auf ihre Vorrechte verzichten.

Hierauf machte ich einen ähnlichen Versuch mit Griechenland, welches eben angefangen, das türkische Joch abzuschütteln, und die Hülfe und Barmherzigkeit der christlichen Völker anrief. Einige Zeit nachher verfaßte ich ein ähnliches Werk über Großbritannien, wel=

ches der Verleger mit einem großen Aufwande an Kupferplatten ausstattete. Für jede englische Grafschaft wurde nämlich eine kleine Karte, welcher die Producte derselben zur Einfassung dienten, gegeben; allein durch einen großen Fehler des Zeichners nahm die Einfassung mehr Raum ein als die Kärtchen. Dieses Werk sowol als jenes über Griechenland wurde ebenfalls ins Deutsche übersetzt. Da mir aber die Übersetzung nicht zu Gesicht gekommen ist, so kann ich über das Verdienst derselben nicht urtheilen.

Der deutsche Buchhändler Schubart in Paris hatte die barocken Memoiren oder eigentlich Auszüge aus der Correspondenz der Herzogin Charlotte von Orleans, Mutter des berüchtigten Regenten, wovon in Deutschland zwei Sammlungen, die letzte von Schütz, erschienen sind, ins Französische übersetzen lassen und wollte sie herausgeben. Er bat mich, eine Einleitung dazu oder eine biographische Notiz über diese originelle deutsche Prinzessin zu schreiben, die beständig ihren Verwandten alles Arge, was sie an dem Hofe Ludwigs XIV. oder an dem noch schlimmern ihres Sohnes sah und vernahm, sehr redselig meldete. Ich that es; jedoch äußerte ich gegen Schubart meine Bedenklichkeiten über die Herausgabe dieses Werkes, welches den Bourbons äußerst misfallen mußte. Schubart wollte es jedoch auf gut Glück wagen und gab das Werk heraus.

Kaum war dies geschehen, so ließ die Regierung Beschlag auf die Ausgabe legen und foderte den Verleger vors Polizeigericht. Der königliche Procurator behauptete, es sei ein unsittliches Buch, und zwar eins, das

man aus böser Absicht zusammengeschrieben habe, um den glänzenden Hof Ludwigs XIV. zu verleumden.

Leider sind manche königliche Procuratoren unwissende Leute oder doch nicht in der Literatur bewandert. Hätte er Deutsch verstanden, so würde er wahrlich nicht an der Echtheit der Correspondenz Charlottens gezweifelt haben. Kein Buch ist wol echter als dieses. Man hat die deutschen Briefe in der sonderbaren Sprache und mit den barocken Wendungen abgedruckt, deren sich die Verfasserin bedient hat. Die Richter waren ebenso unwissend als der königliche Anwalt; auch wußten sie, daß dem Hofe etwas daran liege, ein Werk zu unterdrücken, welches die Ahnen der jetzigen Bourbons von einer so schlechten Seite zeige. Denn das ist der Hauptcharakter der Correspondenz der Pfalzgräfin, daß sie das Verächtliche an dem Hofe Ludwigs XIV. weit besser sah als das Große und Schöne. Sie war mit einem außerordentlich hohen Bewußtsein ihres alten, aber armen deutschen Adels nach Frankreich gekommen und konnte kaum glauben, daß Ludwig XIV. so vollbürtig sei als die Pfalzgrafen.

Ich erinnere mich hierbei einer Anekdote, die ich in Strasburg habe erzählen hören. Im Domkapitel dieser Stadt nahm man zur Zeit des deutschen Reichs nur Adelige auf, die sechzehn Ahnen von väterlicher und mütterlicher Seite aufzuweisen hatten, und deren Familie reichsfreiherrlich war. Man sprach in Gegenwart Ludwigs XIV. von diesen ahnenstolzen Domherren. Dieser, welcher soeben das Elsaß erobert und seinem Reiche einverleibt hatte, fragte scherzend, ob, wenn er in seiner

Jugend verlangt hätte, strasburger Domherr zu werden, man ihn würde aufgenommen haben. „Nein," antwortete ihm ein Strasburger; „man würde sich an die Mesallianz ihrer Familie mit den Medicis aus Florenz gestoßen haben."

Ihren Ahnenstolz abgerechnet, war die Pfalzgräfin aber gewiß eine der klügsten Personen am Hofe Ludwigs XIV. und urtheilte über das Gemengsel von Bigotterie und Wollust, oder, wie Voltaire sich irgendwo ausdrückt, über das **salmigondis de maîtresses et de confesseurs**, wie ein unbefangener und gesunder Verstand darüber urtheilen mußte. Diese Unbefangenheit fehlte aber den meisten Personen jenes Hofes, sogar der Madame de Sévigné, welche, nachdem sie in ihren Briefen ihrer Tochter erzählt, daß sie mit dem Könige getanzt habe, ganz entzückt hinzusetzt: „Man muß doch gestehen, daß wir einen großen Monarchen haben!"

Das pariser Polizeigericht setzte aber voraus, oder that so, als ob es glaubte, die Memoiren der deutschen Herzogin wären untergeschoben, gebot die Unterdrückung des Werkes und verurtheilte Schubart zu einer Geldbuße und einem Monate Verhaft. Schubart appellirte von diesem ungerechten Urtheile an den königlichen Gerichtshof; dieser bestätigte blos die Unterdrückung des Werkes und sprach den Verleger von aller Strafe frei. Da nun aber kein anderes Urtheil dieses letztere aufgehoben hat, so folgt daraus ein literarischer Widerspruch oder eigentlich eine richterliche Abgeschmacktheit. Ein Werk nämlich, welches in Deutschland als echt anerkannt wird und an dessen Echtheit auch gar nicht zu zweifeln

ist, haben französische Richter, die kein Deutsch verstehen, als falsch verdammt. Schubart's Ausgabe darf also nicht im Handel ausgegeben werden, wogegen eine ganz verstümmelte, kurz vor der Revolution erschienene Übersetzung völlig ungehindert circuliren kann, ohne daß Jemand an der Echtheit derselben zweifelt.

Ein anderes Werk, woran ich einigen Antheil hatte, bekam ebenfalls mit der Justiz zu thun. Es kam nämlich ein Buchhändler, Namens Méquignon, welcher sich mit der geistlichen Literatur abgab, zu mir und wünschte eine neue Bearbeitung eines alten Werkes, das er unter dem ihm von seinem Vater hinterlassenen Verlage gefunden hatte. Es hieß: „Amusemens géographiques et historiques," und sollte dazu dienen, durch eine erdichtete abenteuerliche Reise um die Welt der Jugend geographische und geschichtliche Kenntnisse beizubringen. Dieses Werk in zwei Bänden hatte zur Zeit seiner Erscheinung, das heißt ums Jahr 1780, einigen Beifall gehabt, war aber nun ganz unbrauchbar geworden. Dennoch hatte der Verleger ein Hundert Exemplare, die er noch vorräthig gehabt, in geistliche Unterrichtsanstalten abgesetzt, wo man sich mehr um die alten Grundsätze der Wissenschaft als um deren Fortschritte und jetzigen Standpunkt bekümmerte, und dies gab ihm Lust, das Werk ein wenig auffrischen zu lassen, um es von neuem in die Welt zu schicken.

Ich übernahm diese Arbeit vielmehr um einige Abwechselung zu haben, als wegen des Werkes selber. Als ich aber Hand anlegte, sah ich bald ein, daß fast Alles eingerissen werden mußte, wenn etwas Gutes daraus

werden sollte. Die romanhaften Abenteuer, die den Schüler nicht das Mindeste lehren konnten, verwarf ich gänzlich und nahm einen einfachern Plan. Australien war ganz hinzuzusetzen; von den andern Welttheilen waren eine Menge Dinge zu berichtigen, zu ergänzen und zu erneuern, sodaß ich von dem alten Werke nur einen sehr geringen Theil stehen lassen konnte. Ich schlug daher vor, auch den alten Titel wegzuwerfen und statt dessen „Voyages d'un étudiant dans les cinq parties du monde“ zu setzen, da es wirklich die Reisen eines Studenten um die Welt sein sollten.

Als das Werk eben gedruckt und angekündigt war, erschien auf einmal ein hochbejahrter Mann aus der Provinz, verklagte Méquignon als Nachdrucker, indem er (Navarre war sein Name) der Verfasser der „Amusemens géographiques et historiques“ sei. Ohne Weiteres ließ er Beschlag auf die ganze Auflage legen, und nun hatte der Herausgeber statt des Gewinnes einen Proceß. Ob Méquignon von dem Dasein dieses Mannes etwas gewußt habe oder nicht, ist mir nicht klar geworden; mir wenigstens hatte er nichts davon gesagt, und nach dem veralteten Buche zu urtheilen, in welchem noch nicht einmal die von Cook gemachten Entdeckungen erwähnt wurden, zweifelte ich keineswegs, daß der Verfasser schon lange nicht mehr unter den Lebenden wandle. Méquignon fürchtete einen Proceß, der ihm sein ganzes Unternehmen verderben konnte, und ließ dem Kläger eine ansehnliche Summe Geldes anbieten. Der alte Mann war unerbittlich; er schlug das Anerbieten aus, bestand auf Vernichtung der Ausgabe und

sprach von einer neuen Auflage seines Werkes, die er selbst veranstalten wolle.

Es war mir höchst unangenehm, dazu, obschon unschuldigerweise, beigetragen zu haben, einem bejahrten Schriftsteller einen Verdruß wegen des Eigenthums seines Geistesproductes zu verursachen; allein was in dem Werke dem Navarre zugehörte, hatte ich in der Vorrede anerkannt, und was meine Arbeit war, genau bezeichnet. Weiter konnte ich nichts in der Sache thun. Es kam zum Processe. Der Verleger wurde von einem der geschicktesten Advocaten in Paris, Hennequin, vertheidigt. Ich ward vor den Instructionsrichter gerufen, um als Zeuge über den Vorgang vernommen zu werden. Méquignon gewann, das Werk erschien, und der bejahrte Navarre hatte noch dazu die Kosten zu tragen.

Ich zeige diesen Vorfall deshalb so umständlich an, um andere Schriftsteller zu warnen und sie zu ermahnen, bei Buchhändlerangelegenheiten mit großer Vorsicht zu Werke zu gehen, damit sie nicht absichtlos die Rechte anderer Schriftsteller kränken. Nichts ist für einen Autor empfindlicher als das Angreifen und Ändern seines Geistesproductes durch fremde Hände; und wenn die Justiz auch zuweilen dem Verleger wider ihn Recht gibt, so behält der Verfasser doch immer Recht vor dem Forum der Moral. Auch mit meinen Werken sind Buchhändler zuweilen eigenmächtig umgegangen, und haben mich bei neuen Auflagen nicht zu Rathe gezogen und Veränderungen gemacht, die ich nicht billigen konnte. Nach den Gesetzen konnten sie nicht verurtheilt werden;

denn sie hatten das Eigenthums- oder Verlagsrecht an sich gekauft, und die Justiz konnte sie nicht abhalten, mit diesem Rechte nach Belieben zu schalten. Oder sie verkauften ihr Recht an Unbekannte, ohne einmal den Verfasser davon zu benachrichtigen, und so mußte dieser seine Geistesproducte in ganz fremden Händen sehen; zuweilen erfuhr er nicht einmal, was aus denselben geworden sei.

Wer jedoch geographische Werke schreibt, muß es sich gewärtigen, daß man sie nach seinem Tode oder auch schon früher umgestaltet, um sie brauchbar zu erhalten. Diese Arbeit mußte ich mit Mentelle's Geographie von Frankreich vornehmen, einem Werke, das der Verfasser im Anfange des Kaiserthums abgefaßt hatte und das nun unter den Bourbons ganz veraltet war, obschon erst sechzehn Jahre verstrichen waren. Andere Arbeiten übergehe ich, um nicht den Leser zu ermüden; denn es sind derselben sehr viele. Etwas stutzig wurde ich aber, als in einem mit Übelwollen abgefaßten Aufsatze der „Biographie des contemporains“ von mir gesagt wurde, ich sei der fruchtbarste Schriftsteller in Frankreich und könnte eine Bibliothek aus meinen Werken errichten. Das Vielschreiben war keineswegs ein Trieb, sondern eine Wirkung meiner Lage gewesen; lieber hätte ich mich auf einige wenige Schriften beschränkt und diese lange und vielfach bearbeitet und verbessert. Dies war aber nicht wohl thunlich; ich mußte auf das Glück neuer Auflagen harren, um meine Werke zu verbessern. Bei diesen Gelegenheiten ließ ich es nicht an

Verbesserungen fehlen, und einige meiner Werke, welche mehrmals aufgelegt worden sind, haben nach und nach eine ganz neue Gestalt erhalten. Selten habe ich ein Werk herausgegeben, ohne daß ich schon vor der Erscheinung Verbesserungen anzubringen fand, die ich aber auf eine andere Zeit versparen mußte.

Niemand ist mehr als ich von dem nützlichen Verfahren derjenigen Schriftsteller überzeugt, welche ihre Handschriften eine Zeitlang liegen lassen und sie hernach mit neuem Eifer wiedervornehmen. Wir bekommen nach und nach oft ganz andere Ansichten von den Dingen, in dem Maße, als sich unsere Ideen erweitern oder unsere Empfindungen ihre Lebhaftigkeit verlieren. Der Rath der Freunde ist dem Schriftsteller ebenfalls nützlich; allein die zu Rathe Gezogenen müssen ein richtiges Urtheil, Geschmack und kritisches Gefühl besitzen, sonst schadet ihr Rath zuweilen mehr als er nützt; man frage doch ja keinen kalten Prosaiker ohne Phantasie bei einem Gedichte, keinen Moralisten bei einem Romane, keinen Romandichter bei einem philosophischen Werke um Rath. Auch geben sich Diejenigen, die man zu Rathe zieht, nicht immer die Mühe, sich in den Plan des Werkes hineinzudenken, oder fassen den Zweck desselben nicht richtig auf, und machen daher Bemerkungen, die an und für sich sehr gut sind, aber, mit dem eigentlichen Zweck und Zusammenhang des Werkes verglichen, ihren Werth ganz verlieren oder sogar irreleiten.

Übrigens lobe ich es sehr, daß man seines Gleichen, das heißt Diejenigen, welche dasselbe Fach treiben, zu Rathe zieht; dadurch soll nicht gesagt sein, daß man zu-

weilen nicht auch die Bemerkungen Anderer benutzen könne; aber man muß sie mit Vorsicht annehmen. Graf von Choiseul=Gouffier ließ seine Handschrift, nachdem sie abgesetzt, in sogenannten Fahnen abziehen. Solcher Correcturbogen vertheilte er eine Anzahl unter seine akademischen und nichtakademischen Freunde, mit der Bitte, ihre kritischen Bemerkungen an den Rand zu schreiben. Waren nun alle diese Bogen wiedereingekommen, so verglich er die beigeschriebenen Bemerkungen und nahm die ihm gut scheinenden heraus. Natürlich mußte sein Werk durch eine solche vielfältige Durchsicht sehr gewinnen. Frau von Stael soll auf eine ähnliche Weise verfahren sein.

In Hinsicht des Styls besonders gibt es eine Menge kleiner Fehler, welche fremde Personen weit leichter als der Verfasser bemerken; nur gewöhne man die Freunde nicht Alles zu mäkeln, denn sonst bliebe von dem Eigenthümlichen eines Schriftstellers zuletzt nichts übrig. Ich habe zuweilen gesehen, wie man sich in literarischen Vereinen über den Styl eines Werkes hermachte, welches im Namen der Gesellschaft abgefaßt werden sollte, wie wenig man sich über die Ausdrücke und Wendungen verstand, und wie zuletzt von dem Concepte nichts übrig blieb und das neue Concept doch nicht gut war.

Glücklich sind die Schriftsteller, welche wie Choiseul-Gouffier, Frau von Stael und Andere lange und gemächlich ihre Handschriften selbst durchgehen und von Freunden durchgehen lassen können, und sie nicht eher dem Drucke zu übergeben brauchen, als bis die letzte Vollendung an denselben geschehen ist! Das Publicum

nimmt aber keine Rücksicht auf die Lage des Schriftstellers; es hält sich an das Werk desselben und entscheidet über dessen Werth, ohne sich darum zu bekümmern, wie es zu Stande gekommen ist, ohne zu untersuchen, ob der Verfasser, eines Einkommens von 40,000 Franken sicher, Herr und Meister über seine Muße, mitten in seiner großen Bibliothek und mit allem nöthigen Zubehör reichlich versehen, sein Werk gemächlich hat vollenden und von Freunden verbessern lassen können, oder ob er in seinem engen Studirstübchen mühsam sein Werk hat schreiben müssen, um zu leben, und erst nach manchem Herumlaufen die Bücher hat auftreiben können, deren er bedurfte. Das Lesepublicum urtheilt wie das Parterre im Theater nach Dem, was auf der Bühne vorgeht, nicht was hinter derselben geschehen ist. Nur was zu Stande gekommen, und nicht wie es zu Stande kam, beschäftigt seine Aufmerksamkeit.

Ich hatte sehr wohl die Nothwendigkeit begriffen, wichtigere Arbeiten langsam vorzubereiten, wenn ich mir einen dauernden Ruf in der Literatur erwerben wollte, und auch schon Anstalten dazu getroffen, da sich eine gute Gelegenheit darbot. Schon früher habe ich erwähnt, daß mich beim Eintritt in meine literarische Laufbahn die Lust anwandelte, die Geschichte der Niederlassung der Normannen in Frankreich zu schreiben. Sollte ich einst hinlängliche Muße bekommen (dies war mein Vorsatz), so wollte ich mich mit dem französischen Chronikenstyle ganz vertraut machen und in demselben die Geschichte der Normannen schreiben. Nun gab zufällig die königliche Akademie der Inschriften und schönen

Wissenschaften im Jahre 1820 zur Preisfrage auf, die Ursachen der Auswanderungen der Normannen nach nordischen und südlichen Denkmälern zu erforschen und ihre Niederlassungen in Frankreich anzugeben.

Mehre Freunde, welche von meinem Vorhaben wußten, riethen mir, diese Gelegenheit zu benutzen und ihnen eine gute Geschichte der Normannen in Frankreich zu liefern. Besonders munterte mich ein eifriger Freund der vaterländischen Geschichte, August Leprevost in Rouen, dessen Zuneigung ich mir hierbei gewann, auf. Ich selbst freute mich, diese Gelegenheit zu haben, einen langgenährten Vorsatz ins Werk zu setzen, mit Ausnahme des Chronikenstyls, welchen ich bei einer akademischen Abhandlung beiseite lassen mußte. Eine Schwierigkeit bot sich dar. Um diese Arbeit gut auszuführen, war es unumgänglich nöthig, die skandinavischen Sprachen gut zu verstehen. Dies hielt mich jedoch nicht ab; ich hatte andere Sprachen so leicht gefaßt, daß ich auch mit den nordischen bald fertig zu werden hoffte; und in der That gelang es mir, in wenigen Monaten das Dänische und Schwedische zu meinem Zwecke hinlänglich zu verstehen und auch vom Isländischen einen Begriff zu bekommen, obwol mir die lakonische Dichtkunst dieser alten Volkssprache immer sehr räthselhaft blieb.

Nun ging es ans Studium der Geschichtsquellen. Je mehr ich mich in den Stoff hineinarbeitete, desto lieber gewann ich ihn. Es entstand in meinem Innern eine Art von Gährung, etwa wie jene, welche in Rousseau's Seele entstand, als er den Entschluß faßte, die von der dijoner Akademie aufgegebene Preisfrage, über

den Einfluß der Literatur auf die Sitten, zu lösen. Es dünkte mich, ich sei berufen, den von den Mönchen Frankreichs als Räuber und Mordbrenner verschrienen, aber in ihren vaterländischen Sagen als tapfere und edle Seehelden erscheinenden Normannen ihren wahren Charakter wiederzugeben und ihre echten Züge aus der Verborgenheit hervorzuziehen. Ich arbeitete mit einer Art von Enthusiasmus, der sich jedoch allmälig legte, als ich die Bemerkung machte, daß im Grunde die Geschichte schon gethan habe, was ich zu thun hoffte, oder vielmehr, daß mir zu meinem Vorhaben zwar der Wille zur Hand war, die Materialien aber fehlten.

Es ist und bleibt eine sonderbare Erscheinung, daß die isländischen Dichter und Sagenschreiber sich so wenig um die Thaten ihrer Vorfahren im Auslande bekümmert und dieselben nicht aufgezeichnet haben. Sie geben fast nichts Geschichtliches über die Heereszüge ihrer Vorfahren in Frankreich, die doch außerordentliche Begebenheiten für das Volk gewesen sein müssen, und andererseits, wenn man die fränkischen Geschichtschreiber zu Rathe zieht, geräth man immer wieder unter die Erzählungen der Mönche, welche beständig über das Verbrennen ihrer Klöster und das Auswandern ihrer Reliquien jammern und sich wohl hüten, interessante Züge von den sie verfolgenden Barbaren, vor denen sie natürlich auch weit flohen, anzugeben. Somit bleibt der Geschichtschreiber auf sehr unzulängliche Quellen beschränkt, und wofern nicht etwa irgend eine Bibliothek eine umständlichere Geschichte als die Annalen der Mönche, die wir kennen, aufbewahrt, so steht zu befürchten, daß ein

großer und wichtiger Theil jener abenteuerlichen Heereszüge der nordischen Seemänner stets im Dunkeln bleiben wird.

Nicht weniger mißlich ist es, daß die Normannen, die sich zuletzt in der Normandie niederließen, so bald ihren Ursprung, ihr Vaterland, ihre Sprache und ihre Nationalsitten vergaßen, daß uns nichts davon übriggeblieben ist und man in der Normandie keine Spur von nordischer Herkunft mehr antrifft. Ich habe in der Folge mehre Reisen in dieses Land gemacht und besonders nach jenen Spuren geforscht, habe aber ebenso wenig als Andere, die mir vorhergegangen sind, etwas Nordisches dort entdecken können.

Ich arbeitete rastlos fort; da jedoch der Erfolg unsicher war und ich Gefahr lief, eine unnütze Arbeit zu liefern, wenn mir ein Concurrent den Preis abgewann, so durfte ich andere Arbeiten, welche sicherer waren, darüber nicht versäumen und konnte mich nur des Abends mit der Geschichte der Normannen abgeben. An dem bestimmten Termine war sie endlich fertig; das Manuscript wurde eingesandt, und die drei Monate, welche von da bis zur Entscheidung verstrichen, vergingen unter beständiger Unruhe und Besorgniß. Ein junger Theaterdichter, der die Geigen im Orchester zur ersten Aufführung seines neuen Trauerspieles, des Erstlinges seiner Muse, stimmen hört, kann nicht beklommener sein, als ich es in diesen drei Monaten war. Beständig schwebte mir das Manuscript vor Augen, und nicht allein wachend, sondern auch schlafend war ich über die Entscheidung der Akademie besorgt. Bald träumte mir, ich trüge einen

völligen Triumph davon, bald hörte ich im Traum eine akademische, alle meine Hoffnungen zu Boden schlagende Entscheidung, und freute mich dann beim Erwachen, daß es doch nur ein Traum gewesen sei. Die Akademie hatte eine Commission zur Prüfung der eingesandten Preisschriften ernannt; sie bestand aus den Herren Raoul-Rochette, Walckenaer und St.-Martin, von denen sich zwar keiner mit der nordischen Geschichte besonders abgegeben hatte, die aber doch alle in der allgemeinen Geschichte bewandert waren und ein Geschichtswerk kritisch zu beurtheilen verstanden. Späterhin erfuhr ich, daß einer meiner Mitbewerber die Mitglieder der Commission besucht und sie dringend gebeten habe, seiner Schrift den Preis zu ertheilen. Solch ein Betragen sollte gar nicht geduldet und ein Concurrent von der Preisbewerbung ausgeschlossen werden, sobald er zu andern Mitteln als zu seiner Preisschrift seine Zuflucht nimmt, um seinen Mitbewerbern den Rang abzulaufen. Schon blos deswegen, weil er sich zu erkennen gibt, sollte ein Concurrent zurücktreten müssen; denn das Geheimbleiben des Namens ist bei allen akademischen Preisbewerbungen mit Recht eine unerläßliche Bedingung, damit die Richter unbefangen urtheilen können. Ich weiß wohl, daß dieses Geheimniß zuweilen schlecht bewahrt wird; leider ist dies ein großer Misbrauch, und Akademien sollten niemals dulden, daß Mitbewerber selbst sich zu erkennen geben.

Der Tag, an welchem die Commission ihren Bericht an die Akademie abstatten und diese darüber abstimmen sollte, kam endlich heran. Es pflegt der erste

Freitag im Monat Juli dazu genommen zu werden. Man kann denken, wie mir an diesem Tage zu Muthe war; ich zählte die Stunden, ja fast die Minuten bis zur Sitzung der Akademie, die von drei bis fünf Uhr Nachmittags stattfindet. Um fünf Uhr war meine Unruhe aufs höchste gestiegen; jedoch hatte ich nicht den Muth, zum akademischen Gebäude zu gehen, um mich nach der Entscheidung der Akademie zu erkundigen.

Gegen halb sechs Uhr wurde geschellt, und es trat ein Diener vom Institutssecretariat mit einem Billete des ehrwürdigen Dacier herein, welcher mir in der Eile meldete, die Akademie habe mir soeben den Preis zuerkannt. Ich glaube nicht, daß ich je in meinem Leben eine so lebhafte Freude empfunden habe als bei dieser Nachricht; es war vielmehr ein Entzücken, ein Wonnegefühl ohne Dazwischentreten irgend eines unangenehmen Gedankens. Meine Familie, die meine Unruhe mit mir getheilt hatte, theilte nun auch meine Freude, und der Abend verging auf die heiterste Weise.

An den folgenden Tagen verkündigten die pariser Tagesblätter die Entscheidung der Akademie, und nun kamen der Glückwünschungen von Freunden und Bekannten eine Menge. Es rührte mich, so viele Menschen mit Wohlwollen und sichtbarer Zufriedenheit mir entgegenkommen zu sehen. Gail, welcher der erste Akademiker war, mit dem ich Bekanntschaft gemacht und der sich stets sehr freundschaftlich gegen mich bewiesen hatte, eilte sogleich am folgenden Tage zu mir, um mir Glück zu wünschen, und obschon er mit seinem ehemaligen Schüler, nun aber ihn überflügelnden Collegen

Letronne auf einem sehr gespannten Fuße lebte, ja sogar ganz erboßt gegen ihn war, so gestand er mir doch, er habe mit Vergnügen bemerkt, daß sich nach dem Berichte der Commission Letronne lebhaft zu meinen Gunsten ausgesprochen hatte.

Auch in meiner Vaterstadt Münster hatte die in den Zeitungen verkündigte Nachricht von der Entscheidung der Akademie manchen wohlwollenden Personen Anlaß gegeben, ihre Theilnahme zu bezeigen, und der Oberpräsident von Vincke hatte die Güte gehabt, meiner Mutter Glück wünschen zu lassen.

Am Ende des Juli fand die öffentliche Sitzung der Akademie statt, in welcher die Preise vertheilt und die neuen Aufgaben verkündigt zu werden pflegen. Ich mußte hier vor einer glänzenden Versammlung den Preis, eine goldene Medaille, 1500 Franken an Werth, aus den Händen des Vorsitzers, welcher in jenem Jahre (1822) der berühmte Sylvester de Sacy war, empfangen. Ich hätte mich der Nothwendigkeit, öffentlich aufzutreten, gern enthoben; allein es würde nicht anständig gewesen sein, diese Ehre abzulehnen. Eine übelbegründete Scheu, die ich aber nie habe überwinden können, so sehr ich es wünschte, hat mich immer beim Auftreten vor dem Publicum verlegen gemacht; auf mich gerichtete Augen kommen mir wie ebenso viele auf mich gezückte Pfeile oder Dolchspitzen vor, und so kühn ich auch manchmal in meinen Schriften gewesen bin, so kindisch furchtsam war ich stets im Angesichte des Publicums.

Die Zeitungen statteten umständlichen Bericht von der Sitzung ab und erwähnten auch die Ertheilung des

Preises, was mir noch eine Menge von Glückwünschungen zuzog. Ich brachte den Juli in einem fortwährenden Freudentaumel zu, und noch mehre Jahre nachher erregte dieser Monat, so oft er wiederkehrte, eine wonnige Empfindung in mir.

Ich muß den Leser um Verzeihung bitten, daß ich ihn mit so persönlichen Dingen unterhalte; es ist nicht ganz überflüssig, dem angehenden Gelehrten zu zeigen, daß, wenn er mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat und oft den Muth verliert, dagegen auch Belohnungen seiner harren, die ihm alle Mühe versüßen und ihm seine saure Arbeit vergelten. Nichts ist dazu geeigter als ein akademischer Preis. Es ist eine Belohnung, die ihm feierlich, beinahe im Namen des Staats, von einem Vereine von Gelehrten zuerkannt wird, die alle durch ihre gelehrten Leistungen und durch ihren Ruf in die Akademie gelangten, die also seine competenten Richter sind, und zwar noch competentere als das Publicum selbst, obschon dasselbe zuweilen richtiger als eine Akademie urtheilt.

Schubart, welcher sich als Buchhändler in Paris niedergelassen hatte, oder eigentlich mit einem andern Deutschen Ponthieu's Buchhandlung im Palais Royal führte, bezeigte mir Lust, den Verlag meiner Preisschrift zu übernehmen. Ich fühlte jedoch die Nothwendigkeit, dieselbe wieder zu überarbeiten, ihr fürs größere Publicum eine mehr historische Form zu geben und noch Manches zu berichtigen, was ich in der Eile nur hatte andeuten können. Dies erfoderte Zeit; da im folgenden Jahre die Bourbonsche Regierung den heillosen Entschluß

faßte, dem schwachköpfigen Könige von Spanien zu Hülfe zu eilen und die Verfassung der Cortes umzustürzen, so geriethen Buchhandel und Literatur durch den entstandenen Krieg wieder in Stocken, und vor der Hand konnte an das Erscheinen eines Geschichtswerkes nicht gedacht werden. Die Herausgabe verzögerte sich bis zum Jahre 1826, wo endlich das ganz durchgesehene und zum Theil umgearbeitete Werk erschien.

Man war in Frankreich damit zufrieden, und auch im Auslande erhielt es mehr Beifall, als ich erwarten konnte. Ein Schweizer, Fedor Ismar, welcher aus Italien nach Paris kam und mich besuchte, benachrichtigte mich, daß er meine Geschichte ins Deutsche übersetzt habe, aber nur auszugsweise, weil er sie einer von ihm geschriebenen Geschichte der Normannen in Italien habe anpassen wollen. Diese verstümmelte Übersetzung ist seitdem erschienen; ich kann sie nicht empfehlen. Den Übersetzer sah ich nicht wieder; Deutschland hatte er, wie er erzählte, wegen Verfolgung der in die sogenannten demagogischen Umtriebe verwickelten Studenten verlassen müssen; ich hörte hernach, er sei nach Amerika gegangen. Mehr Ehre machte mir eine dänische Übersetzung des jungen Gelehrten Petersen, welcher Einiges berichtigte und Anmerkungen hinzufügte. Die neuerdings errichtete Gesellschaft der nordischen Alterthumsforscher zu Kopenhagen that mir die Ehre an, mich zu ihrem Mitgliede zu ernennen. Auch erschien eine schwedische Übersetzung; sie ist mir aber nicht zu Gesichte gekommen.

In der Normandie kam ich mit mehren achtungswerthen Personen in Verbindung, und da in dieser Pro-

vinz ebenfalls ein Verein von Alterthumsforschern entstand, so wurde ich auch in diesen aufgenommen. Als ich im Jahre 1827 eine Reise in die Normandie machte, erhielt ich daselbst eine äußerst wohlwollende Aufnahme und befand mich dort wie zu Hause.

Der gute Erfolg meiner ersten Preisschrift hatte mir Lust gemacht, mich sogleich an eine zweite zu wagen. Schon ein Jahr zuvor, ehe der Preis wegen der Heereszüge der Normannen mir zuerkannt wurde, hatte die Akademie der Inschriften den bürgerlichen Zustand und die Bildung der südländischen Juden im Mittelalter zur Preisaufgabe gemacht, sodaß ich, als meine Preisschrift fertig war, kaum noch ein Jahr übrig hatte, um die neue Frage zu beantworten. Dennoch wagte ich mich frisch daran; Mangel an Zeit hinderte mich aber, diese Abhandlung gehörig zu entwickeln und zu bearbeiten. Die Akademie erkannte mir im Jahre 1823 das erste Accessit zu. Auch diese Abhandlung habe ich seitdem weiter bearbeitet, aber nicht erscheinen lassen. Anfangs hatte ich die Absicht, die gesammte Geschichte der Juden im Mittelalter zu schreiben, da die Juden im südlichen Europa sich nicht wohl von denen des Nordens trennen lassen; ich bemerkte aber bald, daß mich dies zu weit führen würde. Auch kann man diese Geschichte nicht ohne Unwillen über das abscheuliche Betragen der Fürsten und Völker im Mittelalter gegen ein verfolgtes und durch seine außerordentliche Betriebsamkeit bewunderungswürdiges Volk schreiben. Bei jedem neuen Zuge von grausamer Verfolgung möchte man ein Eisen zur Hand nehmen und die hartherzigen Regenten und

Völker damit brandmarken. Nur hie und da blickt unter der unabsehbaren Reihe der Verfolgungen ein Zug von Menschenliebe, Duldung und wahrer Politik durch.

Seitdem bin ich von dem Gedanken abgekommen, die allgemeine Geschichte der Juden des Mittelaltrrs zu schreiben; jedoch habe ich den Vorsatz nicht aufgegeben, die Juden Frankreichs besonders zu betrachten und ihren bürgerlichen und intellectuellen Zustand zu schildern. Die Vorarbeiten dazu liegen da; ich bedarf nur Muße, um sie zu benutzen. Übrigens darf man nicht hoffen, ein großes Licht über diesen Gegenstand zu verbreiten; er ist schon vielfach erforscht worden, und leider haben die verfolgten Juden selbst wenig Geschriebenes hinterlassen können.

Als die Akademie ihr Urtheil über diesen Concurs bekanntmachte, gab sie zur neuen Preisfrage die Entwickelung der Systeme der Gnostiker auf. Wäre ihr die deutsche Literatur bekannter gewesen, so hätte sie sich die Mühe ersparen können, diesen Gegenstand zu einer Preisaufgabe zu machen, da er erst seit Kurzem von den deutschen Theologen vielfach bearbeitet worden war. Obschon ich mich mit der Kirchengeschichte nicht sehr abgegeben, so hatte doch die Untersuchung über die Gnostiker in philosophischer Hinsicht so viel Anziehendes für mich, daß ich mich darüber hermachte und eine nicht sehr ausgedehnte Abhandlung schrieb, und zwar zu einer Zeit, wo mir häuslicher Kummer wenig Ruhe verstattete, wie man weiter unten sehen wird. Die Akademie urtheilte im Jahre 1825, daß keiner der Mitbewerber die Aufgabe auf eine befriedigende Art gelöst habe, und verschob den Termin

aufs folgende Jahr. Ich nahm meine Arbeit wieder vor und gab ihr etwas mehr Ausdehnung; jedoch blieb sie unvollkommen; die Akademie ertheilte dem Professor Matter in Strasburg den Preis und erkannte mir das erste Accessit zu. Da nach so manchen guten deutschen Vorarbeiten auch die gekrönte, ziemlich weitläufige und mit Kupfern versehene Preisschrift seitdem erschienen ist, so habe ich es für überflüssig gehalten, die meinige, minder vollkommene in Druck zu geben und sie daher liegen lassen, obschon ich glaube, daß sich über einzelne Punkte der gnostischen Lehren und Gebräuche noch einiges Unbekannte sagen und erörtern läßt.

Ich muß hier bemerken, daß ich einige Jahre zuvor auch an einer Privatpreisbewerbung Theil genommen hatte. Ternaux, der philanthropische Kaufmann und Fabrikant, hatte nämlich auf die beste Abhandlung über die Gewerbschulen einen Preis von 1500 Franken gesetzt. Da dergleichen Schulen in Deutschland schon lange im Gange sind, so beschloß ich, meine Bemerkungen darüber aufzusetzen; ich konnte dieser Arbeit aber nur einige Abendstunden widmen. Die Gesellschaft der christlichen Moral, welche mit der Entscheidung beauftragt war, erkannte ihr auf Guizot's Bericht das erste Accessit zu. Da ich nicht einmal ein Concept davon entworfen hatte, so ist diese Abhandlung verloren gegangen, wofern sie nicht etwa im Archive jener Gesellschaft sich befindet.

Als die Akademie der Inschriften ihr Urtheil über die Preisaufgabe der Gnostiker in ihrer öffentlichen Sitzung vom Jahre 1826 verkündete, gab sie zugleich zur neuen

Frage die Geschichte der Handelsverbindungen zwischen dem südlichen Europa und der Levante, und die Entstehung der Handelsconsulate im Mittelalter auf. Diese Aufgabe war ganz nach meinem Sinne, und ich beschloß daher, sie mit Eifer zu behandeln. Schon als ich an der Geschichte von Spanien arbeitete, war ich auf die Verbindungen der spanischen Häfen und des Barceloner Seewesens mit dem Morgenlande aufmerksam geworden, und hätte gern diesem Gegenstande näher nachgeforscht, wenn nicht so manche andere Beschäftigungen mich davon abgehalten hätten. Jetzt konnte ich diesem Wunsche Genüge leisten. Einige seltene Werke waren dazu erfoderlich; allein ich erhielt sie von der königlichen Bibliothek oder von Gelehrten; ich wünschte Aufschlüsse im Archive des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu erhalten, besonders über den Ursprung der französischen Handelsconsulate in der Levante. Graf d'Hauterive, ein Mann, dessen Einfluß mir schon einmal fühlbar geworden war, als er nämlich unter der Napoleonschen Regierung eine Art von Censur über die „Annales des voyages“ ausübte, bewies sich sehr freundlich gegen mich und versprach mir alle mögliche Hülfe; im Grunde aber that er nichts, und ich bekam nicht das geringste Actenstück; übrigens zweifle ich auch sehr, ob aus den frühern Zeiten viel im dortigen Archive vorhanden ist. Sehr hätte ich gewünscht, eine Reise ins mittägliche Frankreich unternehmen zu können, um die Stadtarchive der Provence und des Languedoc für meinen Zweck zu untersuchen. Dazu hätte ich aber der

Unterstützung der Regierung bedurft, und ich sah so viel Schwierigkeiten, um diese zu erlangen, daß ich lieber darauf Verzicht leistete. Auch sind bereits eine Menge von Urkunden aus den französischen Archiven bekanntgemacht worden. Spanien besitzt eine vortreffliche Sammlung von Urkunden über Barcelonas Handel in Capmany's „Memorias.“ Ebenso hat Italien eine Menge Actenstücke geliefert.

Dieser Umstand erleichterte mir die Arbeit sehr und sie ging gut von statten. Zu Anfange 1828 war sie fertig und wurde abgegeben. Nun begann das Herzklopfen und die Bangigkeit wieder, welche mir früher die Normänner verursacht hatten, aber nicht in so hohem Grade. Ich war nun schon mehr an die akademischen Urtheilsprüche gewöhnt. Endlich begann die Privatsitzung der Akademie, in welcher die Commission, die dies Mal aus den Herren St.-Martin, Hase und Sylvester de Sacy bestand, ihren Bericht abzustatten hatte. An diesem Tage erneuerte sich die alte Unruhe. Die Stunde, zu welcher die Sitzung endigte, war abgelaufen, und noch keine Nachricht! Ich mußte fürchten, dies Mal den Preis wieder verfehlt zu haben, und brachte den Abend muthlos zu. Erst am andern Tage kam der ehrwürdige Daunou zu mir und benachrichtigte mich, daß die Akademie mir am vorigen Tage den Preis zuerkannt habe. Dacier, der achtzigjährige Generalsecretair, war schon seit einiger Zeit bettlägerig, und die in der Sitzung anwesenden Akademiker hatten nicht daran gedacht, daß ein armer Mitbewerber zu Hause in Angst und Nöthen auf ihre Entscheidung harre. Somit hatten sie mich bei-

nahe 24 Stunden in der peinlichsten Stimmung gehalten.

Dafür war meine Freude desto größer, wiewol sie an Lebhaftigkeit doch dem Entzücken über den ersten Preis nicht gleichkam. Unser Herz stumpft sich allmälig gegen die Freude wie gegen das Leid ab; daher darf man sich nicht wundern, daß Leute, denen das Glück seine Gunst oft zuwendet, zuletzt so gleichgültig dagegen werden. Man hält sie für sehr glücklich und weiß nicht, daß sie zuletzt bei ihrem vielen Glücke nichts mehr empfinden. Ich mußte nun wieder in der öffentlichen Sitzung der Akademie den Preis empfangen. Daunou hatte den Vorsitz und ertheilte mir die Goldmedaille mit sichtbarer Freude. Er war unter den Akademikern Derjenige, der sich am lebhaftesten und aufrichtigsten für mich interessirte. Gail und Langlès waren nicht mehr. Von den andern Akademikern bezeigten mir manche ihr Wohlwollen, aber doch nicht auf eine zuvorkommende Art. In der frühern Zeit, als ich noch sehr der Hülfe wohlwollender Freunde bedurfte, hatte mir mein Landsmann Hase manchen Dienst geleistet. Hase war wie ich jung und ohne Vermögen nach Paris gekommen. Er hatte wie ich in einer Erziehungsanstalt (bei Jeauffret) seine gelehrte Laufbahn begonnen, und da er sich bald als einen tüchtigen Philologen bei Villoison zu erkennen gegeben hatte, so war er bei der großen Bibliothek in dem Fache der griechischen Handschriften angestellt worden; hier wurde er ganz unentbehrlich, und Niemand kannte wie er die Schätze, welche die damals durch die vaticanischen Handschriften bereicherte pariser Sammlung ent-

hielt. Er hatte sich durch seine Gelehrsamkeit und eine sehr witzige Unterhaltung Eingang in großen Häusern verschafft, war Lehrer der deutschen Sprache bei dem ältesten Sohne der Königin Hortense geworden, hatte späterhin den Lehrstuhl des Neugriechischen, das er sehr fertig sprach, bekommen, und war zuletzt in die Akademie aufgenommen worden, wo ihm nothwendig eine Stelle gebührte. Als Courcelles die Fortsetzung des berühmten Werkes der Benedictiner: „L'art de vérifier les dates," übernommen hatte, wandte er sich an Hase, um die neuere Geschichte Deutschlands oder eigentlich der deutschen Fürsten auszuarbeiten; Hase aber, welcher sich klüglich stets in den Schranken der griechischen Literatur hielt und niemals aus denselben wich, schlug mir diese Arbeit vor, und so schrieb ich im Abrisse die Geschichte der deutschen Fürsten von 1775 bis 1800, aber freilich in einem etwas andern Sinne als die Benedictiner ihr älteres Werk geschrieben hatten. Courcelles vollendete das Werk nicht, sondern übergab es einem reichen Manne, Fortia d'Urban, und dieser ließ hernach von einem Andern die Geschichte von 1800 bis auf unsere Tage hinzusetzen. Überhaupt ist diese Fortsetzung des „L'art de vérifier les dates" ein buntes Werk geworden. Die Benedictiner, wenn sie auch beschränkten Geistes waren und die Weltbegebenheiten nach mönchischen Ansichten beurtheilten und darstellten, hatten doch wenigstens Einheit und Gleichheit in alle Theile ihres Werkes gebracht und wußten, was sie liefern wollten.

Nachdem mir der Preis über die Abhandlung in Betreff der Handelsverhältnisse zwischen Südeuropa und der

Levante im Mittelalter ertheilt worden war, begann ich mit der Handschrift dieselbe Arbeit, die ich mit der Geschichte der Normannen vorgenommen hatte. Ich hatte diejenigen Akademiker besucht, welche die Richter des Concurses gewesen waren, und von einem derselben, Saint-Martin, Verfasser gelehrter Werke über Armenien, sehr nützliche Winke zu Verbesserungen und Berichtigungen erhalten. Er hatte meine Schrift mit vieler Aufmerksamkeit durchgegangen und alle Stellen bezeichnet, die ihm einer Berichtigung oder Entwickelung fähig zu sein schienen. Ich fand, daß alle seine Bemerkungen völlig gegründet waren, und fügte mich nach denselben. Auch entdeckte ich noch manche alte Quelle, gab dieser Abhandlung eine geschichtlichere Gestalt und machte eine Handelsgeschichte mit der Levante daraus, bis zu dem Zeitpunkte, wo die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung dem Handel mit dem innern Asien, besonders mit Indien, eine andere Richtung gab, und wo die Entdeckung Amerikas diesem Handel die Wichtigkeit benahm, die er zuvor Jahrhunderte lang gehabt hatte. Es lassen sich vielleicht noch manche Thatsachen, welche nach und nach aus städtischen Urkunden ans Tageslicht kommen werden, hinzufügen; allein ich glaube, in der Hauptsache ist dieses Werk keiner großen Veränderung fähig und kann so bleiben wie es ist. Ich kann versichern, daß ich diesen Gegenstand, welcher stets ein besonderes Interesse für mich gehabt hat, mit vorzüglichem Eifer behandelt habe, und daß keine geschichtlichen Forschungen, die über die Normannen ausgenommen, mir so reinen Genuß verschafft haben als jene über den Handel mit der Levante.

Es kam nun darauf an, diese Arbeit dem Publicum in einer schönen äußern Gestalt vorzulegen; denn wenn der Schriftsteller allen seinen Fleiß an ein Werk gewendet hat, so ist es ihm auch lieb, daß es in einem gefälligen Gewande sich den Lesern darstelle. Da die Regierung mehrmals gekrönte Preisschriften auf Kosten des Staats in der königlichen Buchdruckerei hat drucken lassen, so hielt ich um diese Begünstigung auch für meine Arbeit an, woraus nunmehr zwei Bände geworden waren. Mein Gesuch ward an eine Commission gewiesen, welche die Pflicht hatte, über dergleichen Gesuche zu entscheiden, und worin einige Akademiker saßen. Sie bewilligte nicht den ganzen Druck, sondern nur (wegen Mangel an Geld) eine Summe von 1500 Franken; was der Druck mehr kosten würde, hatte ich also aus eignen Mitteln zu bestreiten. Das war nur eine halbe Begünstigung, allein sie war besser als gar keine. Der Druck begann alsbald in der Staatsdruckerei, einer wichtigen und schönen Anstalt, die einem großen Dicasterium gleicht, so mancherlei Personen sind dabei angestellt, so viele Bureaux und Abtheilungen finden sich in derselben. Es ging langsam damit vorwärts; dafür wurde aber auch auf den Druck die größte Sorgfalt verwendet. Außer den gewöhnlichen Correctoren sind hier junge und sehr unterrichtete Männer angestellt, welche alle Probebogen genau durchsehen und nicht eher den Befehl zum Fortdrucken ertheilen, als bis der Satz keiner Verbesserung mehr fähig erscheint. Das Geschäft dieser Druckaufseher ist sehr mühsam, indem sie den ganzen Tag ihre Aufmerksamkeit auf Worte richten müssen. Wäh-

rend der Sitzung der gesetzgebenden Kammern, besonders wenn die Regierung zuweilen in dem Zwischenraume zweier Sitzungen bedeutende Actenstücke drucken läßt, haben sie nicht allein den Tag, sondern auch noch die Nacht hindurch zu arbeiten.

Im Frühjahre 1830 war der Druck vollendet, und die ganze Auflage wurde mir überliefert, nachdem ich ebenso viel zu den Kosten hatte zuschießen müssen, als die Regierung bewilligte. Die Treuttel- und Würz'sche Buchhandlung, eine der solidesten in Frankreich, die große Geschäftsverbindungen mit dem Auslande hatte, kaufte mir die gesammte Auflage ab, aber zu einem nicht sehr hohen Preise. Doch mußte ich mich wegen dieses Contractes noch glücklich schätzen; denn drei Monate später brach die Revolution aus, und hätte sich der Druck bis dahin verzögert, so würde schwerlich ein Buchhändler willig gewesen sein, ein Werk gelehrten Inhalts anzukaufen.

Professor Heeren in Göttingen, dem ich ein Exemplar zuschickte und der auch schon meine „Geschichte der normannischen Heereszüge" beurtheilt hatte, schrieb mir einen sehr schmeichelhaften Brief und lieferte in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" eine ausführliche und günstige Recension; andere französische und fremde Zeitschriften beurtheilten diese Arbeit nicht minder günstig; jedoch ward sie nicht so bekannt als andere meiner Schriften, die sicher nicht denselben Werth haben, und ich mußte hier wieder die Erfahrung machen, daß das Publicum oft ganz anders urtheilt als der Verfasser, und daß es zuweilen da am wenigstens lobt, wo er am meisten ge-

hofft hatte. Freilich traten bald nach dem Erscheinen dieses Werkes Staatsbegebenheiten ein, welche die ganze Nation in Bewegung setzten, und worüber nicht allein meine Arbeit, sondern hundert andere neuere Werke vernachlässigt wurden.

Hiermit endigt sich, bis zum gegenwärtigen Zeitpunkte wenigstens, die Reihe meiner akademischen Arbeiten. Ich muß nun noch einige Begebenheiten aus den vorigen Jahren nachholen, die ich nicht habe anführen können, um jene Reihe nicht zu unterbrechen.

Ein thätiger und unternehmender Offizier des Generalstabes, Férussac, aus dem mittäglichen Frankreich, einem Lande, in welchem die Leute mit der Kunst, sich in der Welt durchzuhelfen, geboren zu werden scheinen, hatte den Entschluß gefaßt, ein wissenschaftliches Bulletin herauszugeben, welches nicht allein kurze Anzeigen neuer wissenschaftlicher Schriften, sondern auch der in größern Sammlungen erscheinenden einzelnen Abhandlungen enthalten und den Gelehrten von Profession unentbehrlich werden sollte, um die in ihr Fach einschlagenden Forschungen anderer Gelehrten kennen zu lernen. Der Menge von erscheinenden Zeitschriften ungeachtet, fehlte doch bisher solch ein Bulletin, und gerade jene Menge machte es um desto nöthiger. Er machte einen Versuch und gab im Jahre 1823 ein solches Bulletin monatlich heraus. Bald aber mußte er sich überzeugen, daß, obschon er manche einheimische und fremde Zeitschriften zu Rathe gezogen hatte, ihm doch nur ein kleiner Theil bekannt war und daß folglich sein Bulletin nur ein höchst unvollkommenes sein konnte.

Da nun die Phantasie der Bewohner des südlichen Frankreichs das Eigene hat, daß sie sich den guten Erfolg einer Sache stets weit lebhafter vorspiegelt als die Hindernisse dabei, so ließ sich auch Férussac durch diese keineswegs abschrecken, sondern entwarf kühn einen Plan zu einer Zeitschrift, deren Ausdehnung gar nicht ihres Gleichen hatte und wol so bald nicht haben wird. Er wußte zwei angesehene Buchhandlungen für seinen Plan zu gewinnen, und errichtete nun ein Institut, wie Paris noch keins besessen hatte. Es sollten nämlich vom Anfange des Jahres 1824 an monatlich acht verschiedene Bulletins, jedes für ein besonderes Fach der Wissenschaft, erscheinen und den Inhalt der in dieses Fach einschlagenden neuern Bücher, akademischen Abhandlungen, Entdeckungen u. s. w. unparteiisch angeben, ohne sich in die Würdigung und Beurtheilung derselben einzulassen. Zu diesem Behufe sollten in der Anstalt die vorzüglichsten Zeitschriften aller Länder zusammengebracht werden, und für jedes Fach wollte man eine Menge von pariser Gelehrten anwerben, die sich mit dem Darstellen des Inhalts der Bücher und Abhandlungen befassen sollten.

Als Férussac diesen Plan bekanntmachte, riethen ihm einige berühmte Gelehrte davon ab, indem sie meinten, er werde doch zu viel Mühe haben, um monatlich ein Heft voll literarischer Anzeigen für jede Wissenschaft zu liefern. So wenig kannten selbst diese Männer, welche mitten in der wissenschaftlichen Bewegung lebten, die Ausdehnung derselben, und wie viel in allen Ländern, besonders im mittlern Europa, geschrieben wird. Mangel an Kenntniß in den fremden Sprachen macht diesen

Irrthum verzeihlich. Weit entfernt davon, daß man jeden Monat kein Heft mit wissenschaftlichen Anzeigen anfüllen könnte, hätte es nicht Eines Heftes, sondern eines halben Dutzends oder gar eines ganzen Bandes bedurft, um nichts bei Seite zu lassen. Férussac beging den Fehler, daß er nicht allein das Gute und Nützliche, sondern auch das Schlechte und Abgeschmackte angezeigt haben wollte. Er meinte, Gelehrte würden schon das Korn von der Spreu absondern; sie müßten Alles kennen, und was dem Einen abgeschmackt scheine, wäre es nicht für Alle. Hätte man nicht auf den Raum Rücksicht zu nehmen gehabt, so wäre dieser Plan gut gewesen; allein da man sich doch auf ein einziges Heft beschränken mußte, so fehlte bald der Raum, um alles Gute anzuzeigen, und da man Alles durch einander ankündigte, so mußte viel Nützliches zurückbleiben. Dies benahm dem Férussacschen Bulletin einen Theil seiner Wichtigkeit. Dazu kam, daß lauter tüchtige Männer nöthig gewesen wären, um wissenschaftliche Abhandlungen in gedrängter Kürze anzuzeigen; daran fehlte es aber, zumal da man ihre Arbeit nicht belohnen konnte. Man stellte für jedes Fach einen Redacteur an und besoldete auch einige Übersetzer; alle andern Mitarbeiter waren blos Freiwillige, die aus Liebe zur Wissenschaft von Zeit zu Zeit sich dazu verstanden, Auszüge aus den Abhandlungen in Zeitschriften, die man ihnen zusandte, zu liefern. Wenige aber wollten ernstlich daran; die Meisten hielten es unter ihrer Würde, sich mit dem Analysiren fremder Abhandlungen zu beschäftigen.

Ich kannte Férussac aus früherer Zeit, als er noch

Hauptmann in der Napoleonschen Armee war und seinen Aufenthalt in Spanien, wo er verwundet wurde, dazu benutzte, Andalusien zu beschreiben und celtiberische Münzen zu sammeln. Sein Vater Daudebard de Férussac besaß eine Muschelsammlung und theilte die Neigung zu diesem Fache seinem Sohne mit, welcher seitdem einer der ausgezeichnetsten Muschelkenner in Frankreich wurde, auch ein schönes Cabinet besaß und ein von seinem Vater entworfenes großes Werk über die Conchyliologie herausgab, das aber leider aus Mangel an gehöriger Unterstützung in Stocken gerieth und ihm einen Theil seines Vermögens kostete.

Férussac schlug mir vor, an seinem Unternehmen Theil zu nehmen und gegen einen jährlichen Gehalt eine fortwährende Arbeit zu besorgen. Da ich ganz frei war, so war mir dies Anerbieten willkommen. Ich trat also zu Anfange 1824, eben als der Plan des „Bulletin scientifique" erweitert worden war, in das Institut ein und bin demselben bis zu Ende 1830, als es in Stocken gerieth, ohne doch ganz aufzuhören, treu geblieben.

Férussac hatte mit vielen Kosten, auf die er nicht genug Rücksicht nahm, eine überaus große Menge von Zeitschriften zusammengebracht, manche durch Tausch, die meisten aber durch baare Abonnements. Solch ein Verein von wissenschaftlichen Zeitschriften wie dort ist vielleicht nirgends vorhanden gewesen; nicht allein europäische in allen Sprachen waren da, sondern auch manche amerikanische und einige indische. Sie waren in einem großen Saal aufgestellt und konnten sehr leicht benutzt werden, da ein eigner Bibliothekar angestellt war, um

sie zu ordnen und aufzubewahren. Wenn sie ankamen, so wurden sie den Übersetzern übergeben, welche die Titel der Abhandlungen auf weiße Blätter schrieben; man vereinigte und ordnete hernach alle diese Blätter und theilte sie an die Mitarbeiter aus. Anfangs ging es damit ziemlich gut, aber nach und nach blieb eine Menge von Titeln zurück, und zuletzt wuchs uns die Materie über den Kopf zusammen, sodaß die Zahl der nicht angezeigten Abhandlungen bei weitem diejenige überstieg, welche man anzeigen konnte. Mit den Materialien, über die man zu verfügen hatte und nicht zu benutzen vermochte, wäre es möglich gewesen, ein zweites und sogar ein drittes Bulletin zu verfertigen.

Für mich hatte die Anstalt den großen Vortheil, daß sie mich mit einer Menge von Thatsachen und Forschungen bekanntmachte, wovon ich sonst schwerlich mehr als eine bloße Anzeige gekannt haben würde; manche derselben kamen mir bei meinen Privatarbeiten zu statten. Ich habe für das Bulletin während der sieben Jahre meines Mitarbeitens vielleicht an tausend kurze Auszüge von Büchern und Abhandlungen in acht bis zehn europäischen Sprachen geliefert, und außerdem sah ich noch für die Übersetzer die verschiedenen Zeitschriften durch, um die zu übersetzenden Stücke auszuheben. Schwerlich sind Jemandem so vielerlei Zeitschriften durch die Hände gegangen als mir.

Man fühlte in Frankreich, aber mehr noch im Auslande bald den Nutzen einer solchen Anstalt; für Paris wäre sie noch von besonderer Wichtigkeit gewesen, wenn man sie zu benutzen gewußt hätte, da man den Gelehr=

ten gern erlaubte, die vielen in der Anstalt vorhandenen Zeitschriften selbst zu Rathe zu ziehen; es kamen aber wenige Gelehrte hin. Lieber erschienen sie des Abends bei den wöchentlichen Vereinen, welche Férussac veranstaltet hatte, und die zum Theil die ehemaligen Millin'schen und Langlès'schen Abendversammlungen ersetzten. Sie wurden in dem großen Saale der Anstalt mitten unter der großen Sammlung von Zeitschriften gehalten, und das Neuere, was der Anstalt zugeschickt worden war, wurde dabei auf Tischen zur Schau gestellt.

Die Regierung unterstützte die Anstalt dadurch, daß sie auf eine bedeutende Anzahl von Exemplaren pränumerirte; dennoch mußten die drei Unternehmer bedeutend zusetzen, und nach Verlauf einiger Jahre sahen sie die Nothwendigkeit ein, ihrem Unternehmen eine andere Grundlage zu geben. Férussac fiel auf den Gedanken, eine Gesellschaft von Actienträgern zu errichten, welche das gute oder böse Schicksal des „Bulletin scientifique" auf sich nehmen und die Anstalt wie eine kaufmännische Speculation betreiben sollte, indeß er als Director den wissenschaftlichen Theil nach wie vor leiten wollte. Der Plan der Gesellschaft wurde von der Regierung genehmigt; die drei Unternehmer verkauften der noch zu errichtenden Gesellschaft die bereits bestehende Anstalt, die Actien wurden zu 1000 Franken angesetzt und deren 500 ausgestellt. Durch Férussac's Betriebsamkeit wurde der französische Hof für die Anstalt gewonnen; nicht allein einige Mitglieder der königlichen Familie, sondern auch die Hofleute, die sich wenig um wissenschaftliche Fortschritte zu bekümmern pflegen, bezeigten sich theil-

nehmend und kauften Actien; auch reiche Banquiers, Volksdeputirte und Andere traten der Gesellschaft bei. Späterhin machte der Director Reisen nach Deutschland und England und gewann auch dort Actionnaire; in Deutschland wurden sogar Comités errichtet, welche mit der pariser Gesellschaft correspondiren sollten. Diese trat aber äußerst selten zusammen und überließ dem Director die ganze Leitung. Fast alle Diejenigen, welche Actien genommen hatten, mochten wol denken, daß von diesem Unternehmen kein kaufmännischer Gewinn zu hoffen sei, und wollten blos zur Erhaltung einer nützlichen Anstalt beitragen; daher kümmerten sie sich auch wenig um den Gang des Unternehmens und verlangten nie Rechenschaft über die Verwendung der Gelder.

Férussac hatte die Gelegenheit der Errichtung dieser Gesellschaft benutzt, um auch das „Bulletin“ zu erweitern. Der Preis mußte nun erhöht werden; dadurch wurde aber das gesammte „Bulletin“ für viele Abonnenten zu theuer und manche beschränkten sich daher auf einzelne Abtheilungen, sodaß der Absatz der ganzen Sammlung sich beträchtlich verminderte. Das Unternehmen schwankte, obschon sich der Hauptunternehmer alle mögliche Mühe gab, es in Gang zu erhalten; als nun die Revolution vom Jahre 1830 ausbrach, konnte es sich nicht mehr halten und gerieth in Stocken. Dies bewog mich, davon abzutreten. Es wäre Schade, wenn eine so gemeinnützige Anstalt, deren Errichtung so schwierig gewesen ist und die man weit lieber in Gang erhält als begründet, nicht fortgesetzt werden sollte; schwerlich wird je wieder eine zweite zu Stande kommen.

Aus dieser Zeit schreiben sich einige neuere Bekanntschaften her, welche ich mit mehren interessanten Personen machte, unter Andern mit dem russischen Grafen Orloff, der gern Gelehrte um sich versammelte und selbst mehre Werke geschrieben hatte. Er hatte ein schönes Landhaus zu Passy gemiethet, und hier waren ihm seine Bekannten und Freunde willkommen, so oft sie mit ihm speisen wollten. Fast immer traf man hier einige merkwürdige Männer, und nach dem Essen ging man in dem schönen Parke spazieren, welcher sich hinter dem Landhause weithin erstreckte. Die Gräfin Orloff, obschon sie sich in dem kränklichsten Zustande befand, nahm dennoch lebhaften Antheil an Literatur und Wissenschaft. Ein schöner Foliant, den Dante enthaltend, lag in dem Salon ihr fast immer zur Seite; hier traf man auch stets die neuesten Producte der Literatur an. Diese unglückliche Frau litt an einer Krankheit des Rückgrates und konnte sich kaum bewegen. Ihre Kammerfrauen schoben sie auf einem Sessel in den Salon hinein und führten sie ebenso wieder in ihr Gemach zurück. Es sah schrecklich aus, wenn diese Person, leichenblaß und ganz unbeweglich, auf ihrem Sitze in dem Saal erschien. Bei Tische mußte ihr das Essen beinahe in den Mund geschoben werden, und von den vielen Speisen, welche hier aufgetragen wurden, konnte sie fast nichts genießen. Sie nahm mehr an der Unterhaltung als am Mahle Antheil; es war nicht möglich, bei einem so großen Reichthume unglücklicher zu sein. Dennoch ertrug sie ihr Leiden mit der größten Sanftmuth. Sie starb endlich, und der Graf kehrte einige Zeit nachher

in sein Vaterland zurück, mit dem Vorsatze, eine Geschichte Rußlands zu schreiben, wozu ich ihm behülflich sein sollte. Zu Paris hatte er eine Ausgabe von Kriloff's „Russischen Fabeln" auf seine Kosten veranstaltet und fast alle Dichter dieser Hauptstadt bewogen, Theil daran zu nehmen. Alle, die ihn nur kannten und ein wenig dichteten, erhielten Exemplare dieser Fabeln und lieferten ihm Übersetzungen oder Nachahmungen derselben. Es ist daraus eine sonderbare Sammlung entstanden, woran über zwanzig Personen Theil genommen haben.

Graf Orloff's Freisinn war eben keine Empfehlung für ihn am russischen Hofe und man soll ihn dort mit Mistrauen behandelt haben; er starb in seinen besten Jahren und zwar, wie man mir berichtet hat, auf eine unglückliche Art. Da er nämlich etwas taub geworden war, so hatte ihm Jemand, ich weiß nicht, ob ein Arzt oder ein Anderer, als ein untrügliches Heilmittel gerathen, seinen Kopf ganz in den heißen Teig eines zu backenden Brotes zu stecken. Er that es, wurde aber gleich darauf vom Schlage getroffen und war ohne Rettung verloren.

Sehr angenehme Abende brachte ich auch in dem Hause des deutschen Banquiers Val** zu, in welchem Kunst und Literatur gleichsam ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Anfangs herrschte in diesem Hause ein Glanz und eine Eleganz, die eines reichen Finanziers würdig waren. Madame Val** war eine geistreiche, äußerst interessante Frau, welche literarische Producte sehr richtig beurtheilte, gut malte und die Musik leidenschaftlich liebte. Bei ihr traf man die ausgezeichnetsten

deutschen Künstler an, die nach Paris kamen, und manchmal wurde uns der Genuß ihrer Kunstleistungen eher als dem Publicum zu Theil. Bei solchen Gelegenheiten wurden Abendgesellschaften wie in den ersten Häusern von Paris gegeben. Man sah hier den Baron von Humboldt, welcher stets charakteristische Anekdoten erzählte und lustige und witzige Einfälle zum Besten gab, die man einem so tiefsinnigen Naturforscher nicht zugetraut haben sollte, den Baron Gérard, einen geschickten Maler und ebenso gewandten Hofmann; den alten Museumsdirector Denon, den Doctor Koreff, der unerschöpflich an heitern Einfällen war, und welchen die Kranken, besonders die deutschen, nur anzuhören brauchten, um ihre Leiden wenigstens einige Augenblicke lang zu vergessen; Meyer Beer, den vortrefflichen Tonkünstler, und seinen Bruder, den Dichter Michel Beer. Als in der Folge ungünstige Zeitverhältnisse zu einer Einschränkung des häuslichen Glanzes riethen, zogen sich zwar Manche von der Val**'schen Familie zurück, allein die wahren Freunde blieben ihr treu und fanden in ihr nach wie vor dieselbe Anmuth.

Madame Val** hatte eine jüngere Schwester, die ebenfalls an einen deutschen Banquier verheirathet war und mit jener in Einem Hause wohnte. Auch diese liebte Literatur und Kunst, und sie hat sich in einigen Romanen versucht, in denen man eine getreue Schilderung der großen Gesellschaft antrifft. Entzückend für Fremde war die Eintracht der beiden Familien und die Übereinstimmung in ihrem Geschmacke und in ihrer Neigung. In manchen, beim ersten Anblicke die größte Eintracht

darbietenden Familien habe ich bei längerm Besuche Zwistigkeiten bemerkt, welche mir sogleich alle Freude in denselben verleideten und den Zauber vernichteten, womit sie zuerst auf mich gewirkt hatten. Jedermann findet genug des kleinen Haders in seiner nächsten Umgebung, als daß er ohne Verdruß auch noch in den anderer Familien eingehen sollte. Bei der Val**'schen Familie habe ich niemals eine Spur dieses Ungemaches bemerkt, und was der einen Schwester zusagte, gefiel auch der andern und der ganzen Familie überhaupt. Nichts ist behaglicher für den Fremden als eine solche Einigkeit in dem Hause, worin er aufgenommen wird.

Um diese Zeit bekam ich auch Zutritt in das Haus der Prinzessin von Salm-Dyk und fand hier manche Annehmlichkeit. Diese merkwürdige, unter dem Namen Constance de Salm hinlänglich bekannte Frau war eine Pariserin und hatte schon von früher Jugend an vorzügliche Anlagen zur Dichtkunst blicken lassen. Ihre Jugendjahre trafen gerade mit der merkwürdigen Epoche zusammen, als die Staatsumwälzung in Frankreich begann und alle edeln Gemüther sich den großen Hoffnungen öffneten, wozu die vorgenommenen Verbesserungen der Staatsverfassung berechtigten. Der poetische Geist der Demoiselle von Theis bekam nun eine politische Richtung, und mehrmals ließ sie in den öffentlichen Sitzungen des Lyceums, welches sich damals mitten im Garten des Palais Royal befand, ihre dichterischen Ergießungen hören, und die junge Dichterin, die noch dazu von der Natur reichlich an Körperschönheit ausgestattet war, wurde die Freundin der ausgezeichnetsten Schriftsteller.

In der Folge zwangen sie die Umstände, eine Heirath einzugehen, die ihr in keiner Rücksicht angemessen war; sie wurde aber wieder rückgängig. Die Dichterin war nun frei und konnte ungezwungen ihrer Neigung zur Dichtkunst, ihrer Lieblingsbeschäftigung, nachhängen. Sie heirathete zuletzt den Prinzen von Salm-Dyk, und behauptete ihren Rang mit einer Würde, einer Liebenswürdigkeit, als ob sie in einem fürstlichen Hause geboren wäre; schwerlich gab es eine deutsche Fürstin, welche ihr an tiefer Einsicht, an kühner Entschlossenheit, an Liebe zur Literatur den Rang hätte streitig machen können. Dabei aber blieb sie allen ihren alten Freunden getreu; den Sommer brachte sie auf ihrem Schlosse Dyk oder in Aachen zu, den Winter aber in Paris, und hier versammelte sich um sie her ein Kreis von Gelehrten, wovon einige schon seit zwanzig bis dreißig Jahren ihre Freunde waren. Ich fand hier manche Collegen aus der polytechnischen Gesellschaft wieder, als Viennet, Dichter und Volksdeputirten, der sich besonders durch seine politischen Episteln einen Ruf erworben hatte; Ladoucette, ehemaligen Präfecten zu Aachen, der selbst ein angenehmes Haus hielt und bei dem ich sehr wohl aufgenommen war; Gohier, den alten Expräsidenten des Rathes der Fünfhundert, den Napoleon, als er sich des Consulats bemächtigte, bei Seite gesetzt hatte und der dem Kaiser diesen Streich niemals vergeben konnte; Berville, einen Advocaten von feinem Tone, der nach der Staatsumwälzung von 1830 Generaladvocat der Regierung wurde, und mehre Andere.

Auch Barbier, ein ehemaliger Pfarrer, welcher wäh-

rend der Revolution den geistlichen Stand verlassen, sich verheirathet, Napoleons Bibliothekar geworden und als einer der ersten Bibliographen Frankreichs berühmt war, und Marron, der protestantische Prediger, dessen joviales Gesicht den Frohsinn schon von weitem ankündigte, gehörten zu den Freunden der Prinzessin. Marron dichtete in lateinischer und französischer Sprache, und vermuthlich auch in holländischer, denn Holland war sein Vaterland.

Da es sich oft zutrug, daß die Dichter, welche sich bei der Prinzessin versammelten, ihre neuen Gedichte vortrugen (denn in Frankreich weiß fast jeder Dichter seine Verse auswendig), so gab uns auch Marron zuweilen die seinigen zum Besten. Besonders erinnere ich mich eines Gelegenheitsgedichtes, wozu die Veranlassung, sowie Marron sie erzählte, noch komischer war als das Gedicht selbst. Diese Veranlassung war folgende.

Ein Prediger der kleinen protestantischen Gemeinde zu Condé-sur-Noireau in der Normandie war zu Herrn Marron gekommen und hatte ihn gefragt, wie er es anzufangen hätte, um schnell ein Gesuch wegen seiner Gemeinde dem Minister des Innern vorzubringen, da er nicht lange in dem theuern Paris verweilen könne. Marron antwortete ihm, er werde den gewöhnlichen Weg einschlagen müssen; er solle nämlich schriftlich um eine Audienz bitten, worauf er dann den Bescheid erhalten würde, sich an einem bestimmten Tage beim Minister einzufinden.

„Ach!“ rief der Dorfprediger kläglich; „wie kann ich acht Tage lang auf dem theuern Pflaster von Paris ver-

weilen? Noch heute muß ich meine Audienz erhalten, damit ich morgen wieder nach Hause reisen kann."

Marron stellte dem eiligen Collegen vor, daß sogar bei großem Einflusse solch eine Eile nichts bewirken könne.

„O," erwiederte der Dorfprediger, „ich habe ein gutes Mittel, noch heute eine Audienz zu erhalten."

Und was ist dies für ein Mittel? fragte Marron neugierig.

„Eine Hose," versetzte jener. Marron lachte. — „Sie sollen bald erfahren, was meine Hose bewirkt," fuhr der Dorfprediger fort, und eilte von dannen.

Einige Stunden darauf kam er triumphirend zurück. „Habe ich es Ihnen nicht gesagt, daß meine Hose Wunder thun würde?" rief er Marron entgegen. Der Minister hat mich sehr wohl empfangen und mir sogleich mein Gesuch bewilligt. Morgen reise ich nach Condé-sur-Noireau zurück." Man drang nun in ihn, die räthselhafte Begebenheit zu erzählen, worauf er also anhub:

„Als ich mich am Hotel des Ministeriums des Innern meldete, um eine Audienz beim Grafen Corbière zu erhalten, antwortete mir der Thürsteher wie Sie, Herr Marron: ich müsse schriftlich um eine Audienz anhalten, und wäre mir diese einmal zugesagt, so müßte ich den Brief des Ministersecretariats vorzeigen."

„Oh, antwortete ich schlau, mit dem Minister habe ich eigentlich nichts zu schaffen; ich wünsche nur mit seinem Haushofmeister zu sprechen."

Wenn's so ist, erwiederte mir der Thürsteher, so suchen Sie diesen auf.

„Das that ich auch, fand aber, daß es doch keine leichte Sache sei, mit dem Haushofmeister eines Ministers zu sprechen; ich konnte höchstens nur eine Audienz bei dem Koche Sr. Excellenz bekommen. Bei diesem erkundigte ich mich sogleich nach der Aufnahme meiner Hose, das heißt der Hammelkeule, welche ich vor einiger Zeit dem Minister zugeschickt hatte und welche die Köche eine Hose (culotte) zu nennen pflegen. Sie müssen wissen, daß unser Ort Condé-sur-Noireau wegen seiner schmackhaften Schöpsenkeulen berühmt ist."

Wie, Herr! rief der Koch aus, Sie sind Derjenige, welcher uns neulich die delicate Schöpsenkeule zugeschickt hat? Nun, so erfahren Sie, daß Ihre Hose von der ganzen Gesellschaft bewundert worden ist.

„Das freut mich sehr," erwiederte der Dorfpfarrer; „und was haben Ihre Excellenz dazu gesagt?"

Monseigneur hat laut gesagt, er habe nie etwas Delicateres gegessen.

„Nun, wenn dem also ist, so sagen Sie mir, ob ich jetzt mit dem Minister sprechen kann."

Das wird schwer halten; indessen kommen Sie mit mir, wir wollen bei dem Huissier ansprechen.

„Wir gingen hin," erzählte der Dorfprediger weiter; „der Koch sprach mit dem Huissier; bald darauf wurde ich eingelassen. Ihre Excellenz empfingen mich sehr freundlich und bedankten sich wegen meiner Hose; ich trug sogleich mein Gesuch vor und erhielt, was ich verlangte. Wie gesagt, morgen reise ich ab, und damit Sie den Werth meiner Hose desto besser schätzen können, sollen Sie, Herr Marron, auch eine bekommen."

Er hat Wort gehalten. Herr Marron hatte mehre Freunde zu Tische gebeten, um mit ihnen die schmackhafte Schöpsenkeule zu essen, und am Ende des Gastmahls las er den Freunden das „Lobgedicht auf die Hose" vor, welches ihm der vortreffliche Hammelbraten eingegeben hatte.

Unter den jungen Dichtern, welche die Prinzessin empfing, bemerkte ich vorzüglich einen sehr großen und etwas originellen jungen Mann, Alexander Dumas, welcher bald durch zwei Schau- oder Trauerspiele berühmt wurde, die ein außerordentliches Aufsehen erregten, weil der Dichter darin eine neue und kühne Bahn betreten hatte. Er besaß eine sehr witzige Erzählungsweise und war in Gesellschaft sehr belustigend.

Überaus gern hörte ich die Prinzessin von berühmten Gelehrten sprechen, mit denen sie bekannt gewesen war. Über die Zeitverhältnisse urtheilte sie mit männlichem Sinne, durchschaute mit durchdringendem Blicke die verschiedenen Charaktere, und manchmal überraschte sie uns durch das treffende Urtheil, das sie über Personen und Dinge fällte. Ihre ersten poetischen Versuche waren in dem „Almanac des Muses" von 1785 erschienen, welchen damals ein gewisser Sautereau herausgab. Schon zu der Zeit, als sie noch ein junges Mädchen war, gab der Freisinn ihren Dichtungen einen besondern Anstrich. Sie brachte einst Sautereau ein solches freisinniges Gedicht. „Mademoiselle," sagte er zu ihr, „ich rathe Ihnen, diese Verse nicht drucken zu lassen. Die Ideen, die Sie darin ausdrücken, sind kühn und werden vielleicht einen Augenblick gefallen;

allein seien Sie versichert, daß in funfzehn Jahren keine Rede mehr davon sein wird; das sind Modeideen, die mit der Mode wiedervergehen werden.“ Wie würde der alte Sautereau gestaunt haben, wenn er vierzig Jahre nachher wieder hätte zur Welt kommen und sehen können, wie gerade durch diese freisinnigen Dichtungen das zur Prinzessin gewordene Mädchen sich einen großen Ruf erworben hatte, und wie alle gebildete und vorurtheilfreie Menschen in Frankreich diesen Freisinn mit ihr theilten, ja wie er in zwei Revolutionen gesiegt hatte und zum Geiste der Regierung gehörte!

Die schon bejahrte Prinzessin war gleichsam das Kettenglied, welches die Zeitgenossen mit den Literaten des vergangenen Jahrhunderts verband. Ich habe keine Gesellschaft in Paris gekannt, die meinem Geschmacke mehr zugesagt und mir mehr Unterhaltung dargeboten hätte als die ihrige.

Gegen das Ende des Jahres 1823 kam ein Freund, welchem ich mehre Jahre zuvor einen Dienst erwiesen hatte und welcher mir deshalb dankbar zugethan blieb, zu mir und fragte mich, ob ich Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Generalstabsschule, einer Anstalt für angehende Offiziere des französischen Generalstabes, werden wolle, an welcher er bereits angestellt war. Da die Schule aus zwei Abtheilungen oder Classen bestand und man die Wichtigkeit der deutschen Sprache für den Generalstab sehr wohl kannte, so brauchte man zwei deutsche Lehrer; wenigstens war die Einrichtung so getroffen, daß die beiden Abtheilungen zu derselben Zeit ihren Unterricht im Deutschen bekamen, weshalb zwei

Lehrer erfodert wurden, wogegen man bei besserer Einrichtung mit einem einzigen hätte auskommen können. Obschon jeder Lehrer nur zwanzig Schüler hatte, so war es doch kein Leichtes, mit ihnen fertig zu werden. Schon mehr als Einer hatte die Geduld darüber verloren und war zurückgetreten. So war vor mir ein Herr Simon dagewesen, welcher sich in der Literatur durch eine ausführliche deutsche Sprachlehre für Franzosen bekannt gemacht hat. Simon war aus dem Elsaß gebürtig und ein ausgezeichneter Lehrer; er war Hofmeister des Fürsten Metternich gewesen und gab noch der Orleans'schen Fürstenfamilie Unterricht im Deutschen. Die Grammatik der deutschen Sprache hatte er tief studirt; auch arbeitete er schon lange an einem Wörterbuche derselben. Diese Beschäftigung war sein Steckenpferd, und wenn die jungen Offiziere sich belustigen wollten, so brauchten sie nur das Gespräch auf sein Wörterbuch zu bringen. Er entwickelte ihnen dann die Grundsätze, nach welchen er zu verfahren gedachte, in einer solchen Breite, daß die Lehrstunde verstrich, ohne daß er es merkte und ohne daß von den Arbeiten der Schüler die Rede war. Besonders that er sich viel auf eine grammatikalische Unterscheidung zu gute, oder eigentlich auf eine Entdeckung, die des anredenden oder befehlenden Imperativs nämlich, und wollte man sich über den guten Mann lustig machen, so führte man den befehlenden Imperativ herbei. Er machte nämlich eine feine Unterscheidung zwischen dem doppelten Imperative mancher deutschen Zeitwörter, z. B. schilt und schelte, gib und gebe, stich und steche, und behauptete, ersterer sei gebietender als der zweite,

und der eigentliche befehlende Imperativ. Man hätte ihm eher vieles Andere nehmen können als diese Entdeckung.

Zuletzt machten es ihm die jungen Offiziere zu toll, und er zog sich zurück, um sich ganz seinem Wörterbuche zu widmen, worüber er einige Jahre nachher gestorben ist.

Der Freund, der mir die Stelle seines Collegen vorschlug, stellte mir vor, es wäre nur drei Mal in der Woche zwei Stunden lang vorzutragen, die Ferien dauerten sieben Monate und ich brauchte keine meiner gewöhnlichen Beschäftigungen aufzugeben. Freilich war dafür auch der Gehalt nicht beträchtlich. Ich hatte schon lange alle Hoffnung zu einer Stelle aufgegeben und die Mühe und das Unannehmliche des Sollicitirens weit schlimmer angesehen als das Alleinstehen, das zuweilen, besonders in mislichen Zeiten, aus einer unabhängigen Lage entspringt. Mein Vorsatz war gefaßt, mein Leben so fortzusetzen, wie ich es bisher geführt hatte. Allein hier hatte ich gar kein Sollicitiren nöthig; ich brauchte blos Ja zu sagen und in meinen Beschäftigungen nicht das Geringste zu ändern. Dieses Ja sagte ich also ohne vieles Nachdenken, obschon mir ahnte, daß ich mit den Wildfängen, denen ich das Deutsche lehren sollte, nicht besser auskommen würde als der Herr Simon und sein befehlender Imperativ.

Einige Tage darauf kam der Oberst von Clermont-Tonnère zu mir, meldete mir, die Sache wäre eingerichtet, meine Bestallung vom Kriegsminister würde ich in wenig Tagen empfangen, und ich möchte nur sogleich

mitgehen und meinen Unterricht beginnen. Er hatte dabei einen feinen Hofton, den ich aller meiner Weltkenntniß ungeachtet für Aufrichtigkeit hielt, und der mich beinahe gerührt hätte, so zuvorkommend und freundlich war er.

So befand ich mich denn auf einmal in Staatsdiensten und im Solde des Kriegsministeriums. Der Marquis von Clermont-Tonnère stellte mich dem Commandanten der Stabsschule, General Desprez, einem kalten und verschlossenen Manne im mittlern Alter, vor, der aus der polytechnischen Schule hervorgegangen und ein ausgezeichneter Mann im Ingenieurwesen war. Er kannte mich aus meinen Schriften oder wenigstens dem Rufe nach, sagte mir Weniges und ließ mich durch den Obersten, welcher das Untercommando hatte, in die Classe führen, wo bereits die zwanzig meiner Leitung anvertrauten jungen Offiziere versammelt waren.

Ich prüfte meine Schüler und merkte bald, daß es mit ihren Kenntnissen des Deutschen im Allgemeinen schlecht stehe, und daß sie auch keine große Lust bezeigten, es weit darin zu bringen. Einige waren liebenswürdige Jünglinge, die eine sehr gute Erziehung verriethen; andere hingegen, und dies waren gerade die trägsten, hatten den Ton trotziger Schulknaben; ein Ton, an den ich mich nie habe gewöhnen können, obschon ich in meinen frühern Jahren viel mit der Jugend zu thun gehabt habe. Dieser Ton stößt mich ab; der Schüler bemerkt es, fährt in demselben Tone fort, und dann ist keine Annäherung mehr möglich. Die Fähigkeit,

solchen Trotzköpfen auf eine gute Art beizukommen, habe ich mir, ich muß es gestehen, niemals aneignen können.

Die Generalstabsschule ist eine für junge und gelehrte Krieger überaus vortheilhafte Anstalt. Es werden darin vierzig junge Offiziere, nachdem sie in den Militairschulen zu Laflèche und Saint=Cyr vorbereitet und zu Unterlieutenants befördert worden sind, in allen beim Generalstabe nöthigen Kenntnissen zwei Jahre lang geübt, treten dann auf vier Jahre in den Truppendienst und werden zuletzt Offiziere des Generalstabes. Jedes Jahr treten zwanzig Jünglinge, also die Hälfte, aus, und es kommen, meistens aus Saint=Cyr, ebenso viele wieder hinein. Die Prüfungen sollten schärfer sein und man sollte nur Solche zulassen, die bereits alle Elementarkenntnisse völlig innehaben. Dies ist aber nicht der Fall, wie ich es bald an ihrer Sprachwissenschaft merkte. Das Deutsche war ihnen zu Saint=Cyr schon zwei Jahre lang gelehrt worden; Einige hatten es schon zuvor zu Laflèche angefangen; dennoch wußten sie kaum zu decliniren und zu conjugiren, und anstatt das Deutsche mit ihnen zu lesen und sie in Stand zu setzen, deutsche strategische Schriften zu verstehen, mußte man zu den Anfangsgründen mit ihnen herabsteigen und sie wie kleine Kinder unterweisen. Ich fühlte bald, daß meine Lage nicht die angenehmste war. Das Beste an derselben waren die langen Ferien, während welcher die jungen Offiziere mit Feldmessen und Planaufnehmen oder mit Ausarbeitung der ihnen aufgegebenen Prüfungsfragen beschäftigt waren.

Ihre Arbeiten in der Anstalt, welche damals im Hotel Tessé in der Varennesstraße sich befand, dauerten von sechs Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends; alsdann waren sie frei, aßen, wo sie wollten, gingen aus und mußten um zehn Uhr wieder zu Hause sein. Sie bekamen ihren Sold als Unterlieutenants, und freie Wohnung, aber keine Kost. Im Winter hielt der Commandant jeden Sonnabend Gesellschaft; es ging hier sehr glänzend zu und die jungen Offiziere wurden alle zugelassen; von Zeit zu Zeit waren auch Bälle bei ihm. Die beiden Lehrer im Deutschen und der Zeichnenmeister waren die einzigen bürgerlichen Lehrer, alle andern gehörten dem Militairstande an. So war hier als Professor der Bataillonschef Koch, Verfasser der „Geschichte des Feldzuges von 1814,“ welcher auch die militairische Abtheilung des Férussac'schen „Bulletin scientifique“ leitete, und Augoyat, ein geschickter Artillerieoffizier, der ebenfalls an jenem „Bulletin“ arbeitete. Férussac selbst hatte an dieser Schule einige Jahre lang Militairgeographie vorgetragen, war es aber bald müde geworden. Nichts erkaltet den Eifer eines Lehrers so sehr, als wenn er nach vieler angewandten Mühe, um einen guten Lehrplan zu entwerfen und den Schülern den Vortrag angenehm und faßlich zu machen, bemerkt, daß die Schüler keine Acht darauf geben und nicht einmal die Mühe erkennen, die er sich ihrenthalben gibt. Die bürgerlichen Professoren waren noch schlimmer daran; denn diese hatten nicht das Ansehen und die Macht, welche Oberoffiziere über ihre Subalternen ausüben können. Ich hatte daher meine Plage mit den Schülern und kam

zuweilen aus der Classe so ermüdet heraus, als ob ich sechs Meilen weit gegangen wäre.

Der Untercommandant wohnte oft dem Unterrichte bei und suchte mich mit seinem Hoftone aufzumuntern. Gegen das Ende des zweiten Schuljahres (im Sommer 1825) kam dieser Marquis ganz unerwartet zu mir und kündigte mir im Namen des Commandanten an, ich müsse meine Entlassung einreichen, indem man bemerkt habe, daß die Schüler keine Fortschritte machten. Dies sagte der Mann wieder lächelnd in seinem gewöhnlichen Hoftone, als ob er die angenehmsten Sachen zu berichten habe. Ich antwortete, ich müßte erst vom Commandanten selbst die Ursache eines so sonderbaren Beschlusses vernehmen. General Desprez war etwas gesprächiger als gewöhnlich; von einer augenblicklichen Entlassung, meinte er, sei gar keine Rede gewesen; der Marquis müsse ihn nicht verstanden haben. Er glaube bemerkt zu haben, daß die Zöglinge keine großen Fortschritte machten und auch keine große Lust zum Deutschlernen bezeigten; er meine, dies müsse an der Kunst des Unterrichts und des Vortrages liegen, welche nicht Jedermann zu Gebote stehe; man müsse seine Schüler zu elektrisiren verstehen (dies war sein Ausdruck); er glaube also, es sei besser, ich träte zu Ende des Jahres ab.

Ich gestand, daß ich nicht die Kunst verstände, vermittelst der Declinationen und Conjugationen junge Leute zu elektrisiren, und setzte hinzu, daß, wenn man glaube, ich könne der Anstalt nicht nützlich sein, ich auch in derselben nicht zu bleiben wünsche. Allein meine Entlassung zu fodern, fände ich nicht für rathsam; wolle

man mich absetzen, so möge man es thun; ich scheute keine Untersuchung über die Art und Weise, wie ich bisher den Unterricht geleitet habe. Nun erst erfuhr ich, daß der Marquis von Clermont-Tonnère damals, als die Professorstelle leer war, gern seinen Hauslehrer in diese Stelle hätte setzen mögen; da dies aber nicht gelang, so habe er nur auf eine Gelegenheit gelauert, um unvermerkt sein Ziel zu erreichen, und allerlei gegen mich vorgebracht, bis er endlich vom General die Erlaubniß erhalten habe, mir meine Entlassung abzufodern.

Ich setzte meinen Unterricht bis zum Ende des Schuljahres fort und trat dann von einer Stelle ab, die in der That nichts Annehmliches hatte. Ich tröstete mich mit der Philosophie Sancho Pansa's, als er nicht mehr Gouverneur der Insel Barataria war: „Ohne Stelle bist du zur Welt gekommen, ohne Stelle wirst du von derselben abtreten. Wie viele Menschen haben keine Stelle, essen und trinken und sind des Lebens froh!"

Sobald ich weg war, schob der Marquis seinen Günstling vor. Einige Jahre nachher traf ich mit diesem gleißnerischen und, wie Horace Walpole von einem hartherzigen, aber glattzüngigen Menschen sagt, auf Eisen emaillirten Manne bei dem englischen Admiral Sir Sidney Smith zusammen. Er kam auf mich zu, lächelte wie gewöhnlich und erkundigte sich in dem ihm eignen Hoftone nach meinem Befinden, als ob nichts vorgefallen sei. Ich habe in meinem Leben keinen so vollendeten Hofmann angetroffen; er hätte als Muster dieser Gattung dienen können.

Mehre andere Personen wurden wie ich von ihm

behandelt; jedoch traf ihn zuletzt die Reihe auch. Nach der Revolution im Jahre 1830 schützte ihn sein Name nicht mehr beim Kriegsminister, und er, der seine Beförderung keinem Feldzuge, sondern blos seiner Herkunft zu danken hatte, wurde außer Dienst gesetzt. Dem General Desprez ging es nicht viel besser, obschon er ein ganz anderer Mann war als der Marquis von Clermont-Tonnère. Um desto schneller emporzukommen, hatte dieser General sich zu dem ruhmlosen Feldzuge gegen die spanischen Cortes brauchen lassen, und in eben der Absicht ließ er sich mehre Jahre später zum Chef des Generalstabes bei der Expedition gegen Algier unter Bourmont's Befehl ernennen. Allein als er eben sein wichtiges Amt in Algier verrichtete, kam dort die Nachricht von dem Siege des Volkes über den Hof Karls X. an, und Desprez, sowie sein Vorgesetzter Bourmont, verlor seinen Posten. Jedoch kann ein Mann von Verdienst wie er auch unter einer andern Regierung wiederemporkommen; aber für einen Clermont-Tonnère scheint die goldene Zeit vorüber zu sein, wofern nicht wieder eine Hofschranzenregierung ersteht.

Der Verlust meiner Stelle war mir gleichgültig, da er mich gerade zur Zeit eines tiefen Kummers traf; ich hatte nämlich das Unglück, zu dieser Zeit meine Frau zu verlieren, bei welcher sich eine Brustkrankheit mit furchtbarer Schnelle entwickelt und den Tod herbeigeführt hatte. Ich verlor sie nach einer sechzehnjährigen Ehe, während welcher sich unsere ganz verschiedenen Charaktere an einander gewöhnt hatten. Sie hatte Freude und Leid, gute und böse Tage mit mir getheilt, und

fern von ihrer Familie und von ihrem Vaterlande das abwechselnde und unstete Schicksal eines Gelehrten mitempfunden, sie, die ganz für ein sorgenloses Leben und für Blumenpfade bestimmt zu sein schien. Mir blieb aus dieser Ehe ein funfzehnjähriger Sohn übrig.

Eine befreundete Familie in der Umgegend von Paris empfing uns auf einige Zeit. Hernach bezogen wir Beide eine kleine Wohnung in der Cassettestraße.

Ich wünschte meinem Sohne eine gelehrte Bildung zu geben; er äußerte aber wenig Neigung zu ernsthaften und gründlichen Studien und hing zu sehr den in Paris sich so häufig darbietenden Zerstreuungen der Jugend nach. Ich fühlte schmerzhaft den Verlust einer Lebensgefährtin und brachte ein trauriges Jahr im Witwerstande zu.

Zwölftes Kapitel.

1826 — 1830.

Zweite Heirath, zu Montmorency; Keßner, der Maire. — Véry, der Koch. — Der reiche Verrückte zu Soisy. — Von dem Surnumeriat. — Maltebrun's Tod. — Walckenaer's „Geschichte der Entdeckungsreisen.“ — Anekdote über den Abbé Prévost. — Ergänzung der Akademie der Inschriften. — Pariser Revolution. — Entthronung Karls X. Rückblick auf seine schlechte Regierung. Seine Ordonnanzen. Kampf der drei letzten Tage seiner Regierung in den Straßen von Paris. — Glückwünschung der antiquarischen Gesellschaft an den neuen König Ludwig Philipp. — Reise nach Westfalen. — Rückkehr nach Paris.

Gegen Ende des Jahres 1826 fühlte ich, daß mir die Einsamkeit unerträglich wurde; ich sehnte mich nach einem Wesen, welchem ich meine Empfindungen mittheilen könne, welches innigen Antheil an allem Guten und Bösen nehmen und sein Schicksal mit dem meinigen vereinigen wolle. Ein Verwandter, welcher meine Wünsche kannte, schlug mir eine Verbindung mit einer jungen Person vor, die mit der Familie seiner Frau in Freundschaft lebte und deren vortreffliche Eigenschaften ihm bekannt waren. Sie war die jüngste von sechs Schwe-

stern, die außer ihr alle versorgt waren, und wovon sich einige durch geistige und körperliche Eigenschaften auszeichneten. Zwei davon waren Witwen; eine war die Frau eines Obersten der Napoleonschen Armee gewesen, eine andere hatte einen geschickten Baumeister, welchen Napoleon in seinen Schlössern gebraucht und der sich durch seine Talente bereichert hatte; eine dritte hatte einen Bureauchef des Kriegsministeriums zum Manne. Die jüngste, noch unverheirathete, wohnte bei ihrer ältern Schwester zu Montmorency und besaß, da sie eine Waise war, eine kleine Erbschaft von ihren Ältern, welche sonst ein ziemlich bedeutendes Handelshaus in Paris geführt hatten. Ich begab mich mit meinem Verwandten nach Montmorency zu einem Besuche bei der ältern Schwester, die uns sehr wohl empfing; jedoch ließen wir unsere Absicht nicht merken. Ich sah die jüngere Schwester; ihr gesetztes Wesen, ihr ernsthafter, etwas melancholischer Blick, welcher das Gegentheil von dem lebhaften durchdringenden Blicke meiner ersten Frau war, gefielen mir; alles Gute, was wir von ihr hörten, befestigte mich in meinem Vorsatze.

Montmorency hatte ich seit meinen Jugendjahren, als ich von Paris aus Lustpartien dahin unternahm, nicht wiedergesehen; ich betrat die Gegend mit einer wehmüthigen Empfindung; die verschwundenen Jahre stellten sich mir lebhaft vor Augen; wie Vieles hatte sich seitdem verändert! wie manche damals gehegte Hoffnung war nicht in Erfüllung gegangen! wie manches Andere wider Erwarten ausgefallen!

Mein Verwandter übernahm für mich den Heiraths-

antrag; er wurde nicht abgewiesen; meine künftige Frau kannte mich schon durch einige meiner Schriften, und dies war eine große Empfehlung für mich. Ich begab mich nun mehrmals nach Montmorency und überzeugte mich immer mehr, daß ich in dem Alter, worin ich mich befand, keine bessere Wahl treffen könnte als die eines Mädchens von fünfundzwanzig Jahren, ernsten und festen Charakters und häuslichen Sinnes, welches den rauschenden Vergnügungen die stillern und sanftern vorzog und dabei sehr gebildet war. Die Heirath wurde nun eingeleitet und die Trauung fand in der gothischen Kirche zu Montmorency statt, die auf einer Anhöhe steht, von welcher herab man das schöne Thal übersieht. Zuvor war unsere Heirath in der Mairie des Dorfes oder Städtchens durch den Maire, einen reichen Gutsbesitzer daselbst, Namens Keßner, geschlossen worden, welcher zugleich Cassirer des Staatsschatzes war. Er war ein Sonderling, aber ein Sonderling guter Art, und wurde für Montmorency ein Wohlthäter. Ich könnte eine Menge Züge von ihm erzählen, die den edelsten Charakter beurkunden. Ein Tagelöhner war wegen eines Vergehens in Strafe verfallen; Keßner sagte zu ihm: „Die Geldbuße kann ich dir nicht erlassen, denn sie ist vorgeschrieben; allein ich will sie statt deiner bezahlen." Ein Anderer, welcher Familienvater war, wurde zu zwei Monat Verhaft verurtheilt; Keßner zahlte der Frau des Tagelöhners für die ganze Dauer des Verhafts den Tagelohn, den der Mann verdient haben würde, wenn er freigewesen wäre. Einen Brunnen, einen Weg, neues Straßenpflaster ließ Keßner auf eigene Kosten machen;

das Hospital ließ er vergrößern; er trat ein Stück seines Parkes ab, damit das Dorf einen bequemern und geradern Weg bekäme. Fast täglich hörte man neue Züge der Wohlthätigkeit von diesem Manne, der freilich ein Einkommen von 200,000 Franken besaß. Übrigens war er ein Mann, der allen Prunk haßte und beständig in einer Miethkutsche fuhr, obschon er sehr gemächlich eine Equipage hätte halten können. Er war rauh und barsch in seinem Gespräche und man hätte ihm in der Unterhaltung seine Gutmüthigkeit nicht leicht abgemerkt.

Der Garten meiner Schwägerin stieß an den Park des ehemaligen Schlosses, das dem Herzoge von Luxemburg zugehört hatte und wovon Rousseau in seinen „Bekenntnissen" häufig spricht. Bei meinen ersten Ausflügen nach Montmorency hatte noch ein Schloß, nicht mehr das alte, sondern ein neueres, dagestanden, welches der italienische Minister Aldini aufs kostbarste hatte einrichten lassen; allein zur Zeit meiner Heirath war auch dieses ganz verschwunden. Ein Naturforscher, Constant Prévost, besaß eine Wohnung auf der Stelle des alten Schlosses; ein großer Theil des Parkes mit der Orangerie war das Eigenthum eines sogenannten brocanteur oder Antiquitätenhändlers geworden, welcher sich in seinem Handel bereichert und aus den Geschäften zurückgezogen hatte. Er besaß nicht allein den noch übrigen Theil des ehemaligen Gutes Montmorency, sondern auch das große Gut Saint-Brice, eine Viertelmeile von Montmorency, und war also der Nachfolger zweier großen adeligen Familien.

Das Orangeriegebäude, welches für ein kleines Schloß gelten konnte und überaus schön gelegen war, hatte er mit allerlei Kunstsachen aus seinem vorigen Handel geschmückt und vermiethete in demselben Gemächer an wohlhabende Familien aus Paris, welche hier die Sommermonate angenehm zubringen wollten. Dieser Mann, welcher mit alten Rüstungen, Münzen, Gemälden, Porzellan, kostbaren Meubles u. s. w. gehandelt und mit manchen merkwürdigen Personen in Berührung gestanden hatte, wußte viel zu erzählen und gewährte mir eine angenehme Unterhaltung; er war ein schlauer Kopf, und wenn er auf die Züge von Schlauheit und Gewandtheit seines vorigen Handels zu sprechen kam, so belebte er sich wie ein alter Krieger, der von seinen Feldzügen spricht, und wurde sehr belustigend.

Nicht weit von dem Parke und der Orangerie erhob sich terrassenförmig ein anderes schönes Gut, welches der Ruhesitz einer Familie aus Paris geworden war, die sich auf ihren Ruhm etwas zu gute thun konnte und in der Nähe zu Montmorency die goldnen Früchte ihres Fleißes, und man kann ohne Metapher hinzusetzen, ihres Schweißes genoß. Dies war die Familie Véry, deren Restauration im Palais Royal und im Tuileriengarten die erste von Paris und folglich auch von ganz Frankreich gewesen war. Bei Véry wurden alle großen Gastmähler gegeben, und wer gut essen wollte, ohne genau auf den Preis zu sehen, ging zu ihm. Reiche Junggesellen besuchten fast keine andere Restauration als die seinige. Die Rollen waren in diesem Hause sehr geschickt vertheilt. Véry der Vater verstand sich sehr

gut aufs Einkaufen; dies war auch daher sein Geschäft. Sein Bruder war ein vortrefflicher Koch und kam fast nicht vom Feuer weg. Madame Véry, eine sehr schöne Frau, saß geschmückt wie eine Königin hinter dem Comtoir, nach dem Gebrauche der pariser Kaufmannsfrauen, ließ sich von einem Schwarm Anbeter huldigen, schrieb die Rechnungen und ordnete die Tafeln für große Gastmähler an.

Sowie sie in dem Hauptsaale den Vorsitz führte, so führte eine überaus dicke Schwester, die sich aber hinter dem Comtoir ziemlich majestätisch ausnahm, den Vorsitz in einem zweiten Saale. Alle diese Leute waren täglich auf ihrem Posten und arbeiteten ohne Unterlaß. Daher besaß Véry, der Herr vom Hause, als er sich aus den Geschäften zurückzog, ein Einkommen von 50 bis 60,000 Franken Rente; sein Bruder zog sich mit 10,000 Franken Einkommen und die dicke Schwägerin mit einer Rente von 6000 Franken zurück. Véry lebte noch einige Jahre, soll aber in seiner Einsamkeit schreckliche Langeweile empfunden haben. Seine Witwe lebte noch auf dem Landgute mit einem Sohne, welcher sich theils in Frankreich, theils in England gebildet und die Aussicht hatte, ein reicher Gutsbesitzer zu werden. Nach der Revolution im Jahre 1830 ward er Commandant der Nationalgarde zu Montmorency, mußte den König Ludwig Philipp bewillkommnen und wurde zur königlichen Tafel gezogen. Der Vater hatte manchmal für Könige gekocht; allein zur Ehre, mit Königen zu speisen, hatte er es doch nicht gebracht.

Welcher Gelehrte, wenn es auch ein Montesquieu

wäre, vermag durch seine Schriften seine Familie so emporzubringen als Véry die seinige vermittelst seiner Ragouts und seiner Saucen emporgehoben hat? Dieser Gedanke ist niederschlagend, und fast möchte man sich über die Undankbarkeit des Publicums beklagen, welches Diejenigen, die für seinen Gaumen und Magen sorgen, besser belohnt, als die seinem Geiste Nahrung bringen, ihn aufklären, ihn bilden und zu bessern suchen. In einer großen Stadt, besonders in Paris, scheint ein Restaurateur ein weit größeres Vermögen zusammenbringen zu können als ein Gelehrter. Natürlich müssen alle Einwohner essen und der leibliche Genuß macht sich bei allen fühlbar; nicht so der geistige. Der Schriftsteller hat es mit einem kleinen, auserlesenen Publicum zu thun, und dieses kann ihm oft nur durch Hochachtung, nicht durch Geld seinen Beifall bezeigen. Übrigens gibt es auch wenig Restaurationen, welche einen solchen Ruf erwerben wie die Véry'sche. Funfzig Restaurateurs gehen vielleicht zu Grunde, ehe einer emporkommt wie Véry, und für Wohlhabende und Wohllebende ist ein Véry eine wichtige Person.

Es gibt in Paris Leute, die ihr Vermögen auf eine schlechtere Art erworben haben als dieser berühmte Restaurateur. Ein Weib, Namens Levesque, welches ein übelberüchtigtes Haus im Palais Royal hielt, hatte sich ein jährliches Einkommen von 24,000 Franken erworben. Ein anderes Weib ähnlichen Schlages, la Perrière, welches ein solches Haus, aber in einem großen Style angelegt hatte, war auch reich dabei geworden. Da sie aber ihre Speculationen ausdehnen wollte, so

verfiel sie auf den Gedanken, eine ähnliche Anstalt in London anzulegen, und reiste mit einem Gefährten, einer Vertrauten und einer kleinen Schar auserlesener Nymphen dahin ab. Kaum aber war sie dort angekommen, so wurde sie vom Schlage getroffen und blieb am halben Leibe gelähmt. Ihre Reisegefährten bestahlen sie, die Dirnen zerstreuten sich und das Weib hatte kaum noch so viel übrig, daß sie wieder nach Paris zurückkehren konnte. Hier nahmen sich die andern Weiber desselben Gelichters ihrer an und brachten sie im Hospital la Salpetrière unter, wo sie vor wenig Jahren gestorben ist. Diese wenigstens hatte den verdienten Lohn ihres schändlichen Gewerbes erhalten.

Den Aufenthalt in Montmorency benutzte ich, um Ausflüge in dem schönen Thale zu machen, wo so manche berühmte Menschen, nachdem sie aus dem Getümmel der Stadt entflohen waren, Ruhe gefunden oder wenigstens gesucht haben. Ich sah die Eremitage, den ehemaligen Aufenthalt Rousseau's und dann des Tonsetzers Grétry, aus welcher ein Verwandter und Erbe dieses Letztern eine Art von Gasthof gemacht hatte; Eaubonne, Sannois und andere mit Lusthäusern angefüllte Orte. Bei einem meiner Spaziergänge gelangte ich bis zum Dorfe Soisy und war erstaunt, hier noch ein altes Schloß ganz unversehrt zu finden, indeß fast alle andern in der Umgegend von Paris verkauft und niedergerissen worden waren. Noch auffallender war es, daß dieses Schloß von demselben Adeligen bewohnt war, der es vor der Revolution besessen hatte; freilich hatte nur seine unglückliche Lage ihn schützen können; er war nämlich seit

seiner frühen Jugend verrückt und konnte das ungeheure Vermögen, das er besaß und welches sich auf 150,000 Franken reines Einkommen belief, nicht genießen. Man erzählte mir seine Geschichte; sie ist höchst traurig. Er war der hoffnungsvolle Sohn einer angesehenen Familie. Diese hatte für ihn eine Verbindung beabsichtigt, wodurch zwei große Familien, die schon in Freundschaft lebten, mit einander in Verwandtschaft treten sollten. Das Mädchen besaß alle Eigenschaften, die einem jungen Manne das höchste Glück auf Erden bereiten; er selbst war ein vortrefflicher Jüngling und konnte ein Mädchen glücklich machen. Beiderseits freute man sich in der Familie auf die baldige Hochzeit.

Nach einem Mittagessen, bei welchem man dem jungen Bräutigam etwas zu stark zugetrunken hatte, gerieth er Abends ins Palais Royal und ward von einem reizenden Freudenmädchen angelockt. Vom Wein und von der Freude erhitzt, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, und einige Tage darauf empfand er die schlimmen Folgen seiner Ausschweifung. Dies machte ihn äußerst besorgt, weil der Hochzeittag bereits angesetzt war und beide Familien Anstalten dazu trafen. Da er an den Arzt der Familie zu wenden sich schämte, so vertraute er sich heimlich einem Quacksalber an, wie es deren in Paris eine Menge gibt, welche sich anheischig machen, heimliche Ausschweifungskrankheiten in kurzer Zeit zu heilen. Von diesem verlangte er in Zeit von acht Tagen geheilt zu werden. Der Quacksalber versprach es und gab ihm eine sehr starke Dosis Quecksilber ein; dieses wirkte schnell auf das Gehirn des unglück=

lichen Jünglings. Drei Tage nachher, nachdem er es eingenommen hatte, verwirrte sich sein Verstand und er ward völlig verrückt. Zu Boden geschlagen war die Hoffnung der beiden Familien. Es war an keine Heirath mehr zu denken und der reiche Jüngling war und blieb ohne Rettung verloren.

Die Ältern starben und hinterließen ihm ihr unermeßliches Vermögen, das aber für ihn so gut als nicht da war. Es wurde ihm ein Vormund gesetzt, welcher auf dem Schlosse Soisy wohnte und den Verrückten von einigen Bedienten in einem Flügel des Schlosses bewachen und bedienen ließ. Seit seiner Verrücktheit hatte der Unglückliche gar nicht mehr gesprochen; so oft er aber ein weibliches Wesen sah, ließ er ein wildes Brüllen hören. Zur Zeit meines Besuches zu Soisy war der reiche Erbe etwa fünfundsechzig Jahre alt, lebte also schon ungefähr vierzig Jahre in diesem traurigen Zustande. Schreckliche Folgen einer augenblicklichen Verirrung! Schon drei Vormünder waren auf einander gefolgt; jetzt bewohnte ein vierter das Schloß und bezog einen Gehalt von 25,000 Franken, wie man sagte. Im Jahre 1828 ist endlich der unglückliche Verrückte gestorben und sein Vermögen unter eine Menge von Collateralerben vertheilt worden.

Durch meine zweite Heirath hatte sich Manches in meiner Lage geändert. Meine Frau besaß wenigstens so viel Einkommen, um ihre persönlichen Ausgaben selbst bestreiten zu können; auch gerieth ich durch ihre Schwestern, von denen jede ihren Kreis von Freunden hatte, in eine Menge angenehmer Verbindungen. Freilich er=

laubten mir meine Beschäftigungen nicht, die neuen Bekanntschaften stark zu pflegen; allein von Zeit zu Zeit gewährten sie mir doch eine angenehme Zerstreuung. Besonders lieb war mir die Bekanntschaft der Madame Recamier, einst eine der ersten Schönheiten Frankreichs, deren Mann sonst das bekannte Banquierhaus dieses Namens in Paris geführt, aber durch Unglücksfälle ganz heruntergekommen war. Er war ein inniger Freund der Familie meiner Frau und ein angenehmer Gesellschafter, weshalb er bei den Schwestern überaus gern gesehen ward. Seine Frau hatte sich aus der großen Welt, in der sie lange glänzte, in die Einsamkeit zurückgezogen, indem sie in der **Abbaie aux bois** ein kleines Gemach bewohnte. Hier fehlte es des Abends nie an einem kleinen freundschaftlichen Zirkel, und man traf hier stets junge und ältere Gelehrte, auch Deputirte, Pairs, Fremde, kurz einen sehr angenehmen Verein, den die Frau vom Hause oder vielmehr vom Gemache durch ihr heiteres Gespräch zu beleben und in Ordnung zu halten wußte, sodaß er nie die Schranken des Anstandes überschritt.

Meine erste Frau war fremd in Paris wie ich; außer einigen Hausfreunden hatten wir keine innigen Verbindungen in dieser großen Hauptstadt und unser Haus behielt immer etwas Fremdes. Bei meiner zweiten Heirath fiel dies weg; ich hatte nun Verwandte und gehörte einer Familie an. Zum ersten Male wurde das Neujahrsfest von 1827 ein Familienfest für mich und ist es seitdem geblieben. Es blieb mir nur noch übrig, für meinen Sohn zu sorgen. Daß er auf seine wenigen Talente nicht rechnen könne, um ein unabhängiges

Leben zu führen, hatte ich schon seit einiger Zeit eingesehen; mein Wunsch war also, ihm eine kleine Anstellung zu verschaffen, die ihn in Stand setzen könne, sich zu ernähren. Allein wie konnte ich, der ich das Sollicitiren für mich selbst gescheut hatte, Etwas für meinen Sohn erhalten? Ein Freund, welcher bei der Mauthverwaltung angestellt war, rieth mir, ihn bei derselben unterzubringen; da die untern Stellen dieses Verwaltungszweiges nicht einträglich sind, so werden sie auch nicht so sehr nachgesucht als die bei andern öffentlichen Dicasterien. Ich folgte diesem Rathe; auf Férussac's Verwendung nahm der Vicomte Castel-Bajac, welcher damals Generaldirector der Mauthen war, meinen Sohn im Jahre 1827 unter die **surnuméraires** oder Überzähligen beim Centralbureau in Paris auf. Solch ein **surnuméraire** ist gleichsam ein Lehrling, der drei Jahre ohne Gehalt dienen muß und dann in der Provinz seine Laufbahn mit einer kleinen Anstellung beginnt, von wo er nach und nach vorrückt, wenn er sich durch seine Talente empfiehlt oder gute Fürsprache hat. Somit war meinem Sohne seine künftige Laufbahn vorgezeichnet und ich konnte seinethalben außer Sorgen sein.

Die Einrichtung des Surnumeriats oder der Überzähligkeit ist im Grunde sehr gut; junge Leute kommen dadurch leichter in ein öffentliches Amt und verdienen es durch ihre Lehrjahre. Allein diese überzähligen Jünglinge sind zu sehr sich selbst überlassen, haben, bei der Mauthverwaltung wenigstens, zu wenig zu thun, bleiben folglich zu oft müßig, und werden von Niemandem angelehrt, sondern müssen nach und nach durch die Praxis

das Mauthwesen lernen, ohne daß ihnen irgend ein Unterricht gegeben wird. Einem der ältern Beamten müßte die Aufsicht über die überzähligen Jünglinge anvertraut sein; dieser müßte sie anlehren und auch außer den Arbeitsstunden sich ein wenig mit ihnen abgeben, und darauf sehen, daß ihre ganze Bildung dahin abzwecke, tüchtige Mauthbeamte aus ihnen zu machen. Besonders sollte man sie dazu anhalten, die ihr Fach betreffenden Gesetze und Verordnungen zu studiren; es müßte ihnen darin ein systematischer Unterricht ertheilt werden.

Am Ende des Jahres 1826 verlor ich meinen Freund Maltebrun. Schon im Sommer dieses Jahres war er, der so unermüdet im Arbeiten gewesen und so manche Nacht mit eifrigen Forschungen zugebracht hatte, von einem Schlagflusse getroffen worden; jedoch erholte er sich wieder, und kaum war er im Stande, die Feder zu führen, so arbeitete er wieder ebenso rastlos, als ob er seine Kräfte nicht verloren hätte. Für einen ruhigen und bedachtsamen Menschen würde dies vielleicht ohne bedeutende Folgen gewesen sein; aber für einen brausenden oder stets gährenden Kopf wie den seinigen mußte die heftige Anstrengung nach einer ebenso heftigen Erschütterung äußerst gefährlich werden. Es war aber nicht möglich, ihn davon abzuhalten. Seine Phantasie mußte Beschäftigung haben, und er hätte seine Natur ändern müssen, wenn er sich mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit nicht der Dinge, die ihn angingen, hätte annehmen sollen. Einst besuchte ich ihn, als er kaum genesen war; er war noch schwach und die Muskeln um seinen Mund waren noch durch die Wirkung des Schlagflusses ver-

zogen. Dennoch sprach er so lebhaft, als ob er nichts gefühlt hätte, unterhielt sich mit mir von seinen Entwürfen und erwähnte unter Anderm einen Atlas von 300 Landkarten, den er seiner Erdbeschreibung beizugeben wünschte. So wenig ließ ihn seine stets beschäftigte Phantasie seine üble Lage fühlen. Auch arbeitete er sehr fleißig, wenigstens so viel es seine Kräfte erlaubten, an dem „Journal des débats," in welches er schon vor acht Jahren wiedereingetreten war und worin er wie zuvor den Zepter der Erdbeschreibung und der Reisen führte, das heißt alle dahin einschlagenden Werke kritisirte und die auswärtige Politik behandelte. Im Herbste verschlimmerte sich sein Zustand, augenscheinlich durch die starke Anstrengung; er arbeitete eben am späten Abende an einem Aufsatze fürs „Journal des débats," als ihn der Schlag nochmals traf und seinem rastlosen Leben ein Ende machte.

Er hinterließ eine Witwe und zwei Söhne, die nicht viel mehr als seine Bibliothek und seinen Ruhm von ihm erbten. Maltebrun war nicht eigennützig gewesen und aus Geldgier hatte er niemals gearbeitet. Lieber übernahm er eine ihm gefallende Arbeit unentgeltlich oder für ein mäßiges Honorar als eine ihm misfällige oder gleichgültige für schweres Geld; und da ihn beständig neue Dinge von seinen ernsten Beschäftigungen ablockten, so rückten diese langsamer vor, als man es von seiner Thätigkeit erwartet hätte. Daher kam es, daß sein „Précis de géographie," den er im Jahre 1810 begonnen hatte, erst bis zum Anfange des sechsten Bandes vorgerückt war, als er starb, und da er gewohnt

war, von der Hand in die Druckerei zu arbeiten, so hinterließ er fast gar kein Manuscript, und sein Verleger besaß nichts mehr von ihm als die ersten Bogen des sechsten Bandes. Ein Gelehrter, der nicht einmal Geograph war, hat den Muth gehabt, das Werk unter Maltebrun's Namen zu vollenden; wenigstens wurde es vom Verleger so angekündigt. Schwerlich würde Maltebrun diese Fortsetzung für seine Arbeit anerkannt haben. Seitdem hat man sogar angefangen, seinen bereits in mehre europäische Sprachen übersetzten „Précis de géographie universelle" von neuem zu bearbeiten, sowie man schon sein Werk über Polen ganz umgearbeitet hat. Zuletzt wird von diesem merkwürdigen Gelehrten nichts Originelles übrigbleiben als seine zerstreuten Aufsätze, die man auch bereits in drei Bänden gesammelt hat. Freilich müssen sich alle Diejenigen, welche die Erdbeschreibung behandeln, eines baldigen Veralterns gewärtigen, da das Werk des Menschen auf unserm Erdboden beständig sich umgestaltet und das Werk der Natur täglich besser anerkannt wird. Allein einige Geographen haben sich doch einer längern Dauer ihrer Werke zu erfreuen gehabt als Maltebrun; Büsching's „Erdbeschreibung" zum Beispiel hat lange ihren ursprünglichen Werth behalten. Allerdings bereicherte sich damals die Erdbeschreibung nicht so schnell durch neue Entdeckungen. Für Maltebrun's Ruhm ist es schlimm, daß er seinen „Précis de géographie universelle" nicht in Zeit von zwei oder drei Jahren hat vollenden können; er hätte dann selbst eine neue, ganz umgearbeitete Ausgabe davon veranstaltet, und vielleicht wäre es dann in der Folge ein Leichtes

gewesen, die vorgefallenen Veränderungen darin anzugeben.

Seine Witwe bekam eine Pension vom „**Journal des débats**,“ die Maltebrun wohl verdient, und auch die geographische Gesellschaft, zu deren Fortgang er viel beigetragen hatte, setzte ihr eine Summe aus. Ich glaube, daß sie auch etwas von der dänischen Regierung bekam, die in ihrem Gewissen verbunden war, ihr despotisches Verfahren gegen einen so ausgezeichneten, in der Fremde seinem Vaterlande so große Ehre machenden Manne einigermaßen wiederzuvergüten. Maltebrun wünschte sein Vaterland, aus dem er so jung verbannt worden war, einmal wiederzusehen, und ich glaube, die Erlaubniß dazu war ihm schon bewilligt worden. Allein dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung. Er fand sein Grab in dem Lande, welches ihn in seiner Verbannung aufgenommen und wo er einen größern und sicherern Wirkungskreis gefunden hatte, als ihm sein Vaterland je hätte darbieten können.

Walckenaer hatte um diese Zeit eine Geschichte der Reisen und geographischen Entdeckungen unternommen, und zwar nach einem größern und weit vollständigern Plane, als es bisher geschehen, besonders von dem Abbé Prévost, der sich um Erdbeschreibung wenig bekümmerte, und dem es nur darum zu thun war, Geld zu verdienen. Es war nämlich eine englische „Geschichte der Reisen“ erschienen, das erste große Unternehmen dieser Art. Eine Gesellschaft französischer Buchhändler hatte eine Übersetzung dieses Werkes angekündigt; allein unterdessen hatten auch andere Buchhändler an diese Speculation

gedacht. Um nun letzteren zuvorzukommen, wandte sie sich an den Abbé Prévost, welcher als ein flinker und gewandter Schriftsteller schon hinlänglich bekannt war. Dieser foderte einen Louisdor für den Bogen, den man ihm auszahlen sollte, sowie er jedesmal die Handschrift abliefern würde. Die Buchhändler meinten, dies wäre viel; allein sie konnten keinen bessern Schriftsteller auftreiben. Nun gingen sie einen Contract mit ihm ein, demzufolge er ihnen täglich einen Bogen liefern und seine Bezahlung pünktlich erhalten sollte. Der Abbé richtete sich nun folgendermaßen ein: Morgens um vier Uhr mußte ihn sein Bedienter wecken; so übellaunig auch der Abbé sein mochte, so hatte der Bediente Befehl, ihn nichtsdestoweniger aufzutreiben und zur Arbeit anzuhalten. Sein Herr hing den Schlafrock um; man gab ihm ein Schreibpult nebst Papier und Dintenfaß, der Bediente trat ab und nun begann der Abbé zu übersetzen. Gegen acht Uhr war der Bogen fertig, der Bediente wurde gerufen und mußte das Manuscript zum Verleger bringen, welcher den Louisdor dagegen gab. Unterdessen stand der Abbé auf und kleidete sich an. War das Geld angelangt, so ließ sich der Abbé das Frühstück aus dem nächsten Kaffeehause holen; er bezahlte den Speisewirth, den Friseur und seinen Bedienten, und mit dem übrigen Gelde begab er sich hinweg, verbrachte den Tag und den Abend in Schenken, bei Lustdirnen oder sonst wo, und kam nicht eher wieder nach Hause, bis Alles aufgezehrt war. Und so ging es täglich bis zur Vollendung der Arbeit.

Das war nun auch freilich nichts anders als eine

Übersetzung. In der Folge kürzte Laharpe das bändereiche Werk ab; aber dieser war ebenso wenig ein Geograph als der Abbé Prévost, und auch er hatte die Arbeit nur unternommen, weil ihm der Buchhändler Panckoucke dieses Mittel an die Hand gegeben hatte, um Geld zu verdienen. Deshalb fehlte noch immer eine wissenschaftliche Bearbeitung der Geschichte der Entdeckungsreisen, als Walckenaer sein großes Werk unternahm, das sich auf funfzig bis sechzig Bände erstrecken sollte und also füglich in diesem weiten Raume die Geschichte der wichtigsten Entdeckungen entwickeln konnte. Aber als das Werk bereits angefangen war, hatte Walckenaer das Amt eines Departementspräfecten erhalten und konnte nun nicht mehr die erfoderliche Zeit auf sein großes Werk verwenden. Er schlug mir vor, ihn dabei zu unterstützen, was ich auch annahm; ebenso gewann er Eyriès für sein Unternehmen, und nun folgten die Bände schneller auf einander, bis die Unruhen in Frankreich die Herausgabe verzögerten. Ich fand diese Arbeit leicht und angenehm, und begriff nun wohl, wie der Abbé Prévost so schnell damit fertig werden konnte. Walckenaer besaß eine kostbare geographische Bibliothek und verschaffte die auswendig so schön ausgestatteten, aber inwendig zuweilen leeren englischen Reisebeschreibungen. Wollte man jedoch alle seit einem halben Jahrhunderte gemachten Entdeckungen zusammenstellen, so würde man finden, daß den Engländern davon zwei Drittel zu gute kommen.

So gingen bei mir geographische und historische Beschäftigungen Hand in Hand und brachten eine große

Mannichfaltigkeit in meine Arbeiten. Durch meine historischen Preisschriften hatte ich mir ein Recht erworben, auf eine der unbesetzten Stellen in der Akademie der Inschriften, welche schon lange das Ziel meiner Wünsche war, Anspruch machen zu können. Allein unter dem Ministerium des Grafen Corbière hatte eine königliche Verordnung die Zahl der Mitglieder der Akademie von 40 auf 30 herabgesetzt; die zehn übrigen sollten erst aussterben, ehe man wieder zu neuen Wahlen schreite. Dieser Beschluß war niederschlagend für alle Diejenigen, welche auf einen akademischen Sitz Anspruch machten. Die Thür war für Alle verschlossen, und viele Jahre konnten verfließen, ehe sie für Einen unter ihnen aufging. Allein in Frankreich ist mehr als anderswo Alles dem Wechsel unterworfen, und hat eine Coterie Einfluß genug, um eine königliche Verordnung auszuwirken, so ist eine andere zuweilen stark genug, um eine entgegengesetzte hervorzubringen. So ging es auch dies Mal mit der Akademie der Inschriften. Die obengemeldete Verordnung war von einigen Akademikern ausgewirkt worden, welche es bequemer fanden, daß ihrer weniger seien, um sich die Pensionen zu theilen. Allein die Draußenstehenden, welchen die Verordnung den Zugang verschloß, wußten sich so gut der Tagesblätter zu bedienen, daß die öffentliche Meinung ihren Klagen beistimmte, und als nun ein anderer Minister, Martignac, der freisinniger dachte als Corbière, die Angelegenheiten des Innern in die Hände bekam, so wurden auch hier geschickte Mittel angewendet, um den Widerruf der Verordnung zu bewirken. Dies brachten

sie zu Stande, und nun hatte die Akademie auf einmal sechs Mitglieder zu ernennen, ein Fall, der sich noch niemals zugetragen hatte. Über zwanzig Candidaten meldeten sich, und da nach dem Gebrauche der pariser Akademien jeder der Candidaten allen Akademikern einen Besuch macht, so kann man denken, was für eine Menge von Gängen und Besuchen nun entstanden und wie die Akademiker überlaufen wurden. Mehre Candidaten verließen sich nicht auf ihre Gänge und persönlichen Gesuche, sondern ließen sich auch von den Tagesblättern unterstützen und als die tauglichsten ausheben und der Akademie darstellen. Einige Neutrale abgerechnet, theilten sich die Akademiker in zwei Privatvereine, von denen jeder seine Wahlliste hatte. Einige Candidaten standen auf den beiden Listen; die Wahl dieser Glücklichen war also nicht zweifelhaft; allein über die andern Candidaten waren die beiden Vereine getheilter Meinung. Der eine Verein hatte meinen Namen auf die Liste gesetzt, der zweite einen andern statt des meinigen, und dieser zweite Verein war gerade der stärkere oder gewandtere; er trug den Sieg davon, und mir wurde ein Candidat vorgezogen, der nur ein einziges Mal in den Concursen den Preis errungen und seine Preisschrift nicht einmal bekannt gemacht hatte, sodaß das Publicum fragte, wer dieser Mann sei.

Solche Vorsprünge der Candidaten sind bei den pariser Akademien etwas Gewöhnliches und hängen von dem Einflusse ab, den ein angesehener Akademiker auf die andern ausübt. Beschützt ein solcher Mann einen Candidaten und läßt er sich dessen Ernennung ernstlich

angelegen sein, so pflegt sie zu gelingen; denn in allen öffentlichen Versammlungen, gelehrten und politischen, gibt es Menschen, welche sich nicht die Mühe geben, selbst zu prüfen und zu wählen, sondern sich lieber nach dem Urtheil eines angesehenen Mannes richten; und diese unbestimmten Menschen geben leider allzuoft bei zweifelhaften Dingen den Ausschlag.

Kaum waren die akademischen Wahlen vorbei, so fanden politische Wahlen statt, die eine größere Wichtigkeit hatten als jene, da von ihnen das Schicksal Frankreichs abhängen sollte. Karl X. regierte seit 1825; anfangs mit besserm Erfolge, als man es von dem Herzoge von Artois, welcher unter Ludwig XVIII. die Hoffnung und die Stütze der beschränktesten Emigrirten und der Hofgeistlichkeit gewesen war, hätte erwarten können. Daß er sogleich beim Antritte seiner Regierung die Presse freigab, ward ihm zum hohen Verdienst angerechnet, obschon die Minister nichts weiter thaten, als daß sie einen Zwang aufhoben, den sie während der letzten Tage Ludwigs XVIII. über die Tagesblätter verhängen zu müssen geglaubt hatten, wahrscheinlich aus Furcht, die Presse möchte allzu laut die Regierung des sterbenden Königs einiger großen Vergehen beschuldigen, besonders des heil- und ruhmlosen Krieges in Spanien, wodurch Freiheit und Aufklärung vernichtet worden waren. Villèle, der erste Minister, wußte, daß dieser Zwang zu viel Verantwortlichkeit in einem freien Staate nach sich ziehe, und hob ihn daher bald wieder auf.

Das Publicum aber glaubte, dies sei der erste Schritt einer Regierung, die den Bedürfnissen und Wünschen

der jetzigen Zeit entsprechen wollte, und hegte große Erwartungen, wiewol Diejenigen, welche den Herzog von Artois genauer kannten, wohl wußten, daß von einem so leeren Kopfe nicht viel zu erwarten sei. Und in der That bedurfte es nicht langer Zeit, um sich zu überzeugen, daß diese Regierung, weit davon entfernt, dem Zeitgeiste zu willfahren, sich nach den alten, durch die Revolution zerstörten und der Nation verhaßten Einrichtungen sehnte und von Emigrirten und Hofgeistlichen regiert werde. Karl X. schien nur Eine heftige Neigung zu haben, nämlich die Jagdlust, welcher er unaufhörlich fröhnte und die er auch seinem Sohne, dem Herzoge von Angoulème, mitgetheilt hatte. Nur hierin zeigte er Geschicklichkeit, Thätigkeit und Geduld, wiewol er es sich oft so bequem machte, daß man das Wildpret vor ihm hertrieb, und er nichts weiter zu thun hatte, als es niederzuschießen.

In allem Übrigen war er ganz unthätig und unempfindlich; dennoch kann man ihm ein gewisses Wohlwollen nicht absprechen. Er soll sogar gegen seine Minister zuweilen edle Gesinnungen geäußert haben; allein wenn sie wirklich in seinem Herzen waren, so ist es zu bedauern, daß sie nicht besser zum Vorscheine gekommen sind. In seiner Jugend hatte er viel mit Weibern und zwar oft nicht mit den bessern zu thun gehabt; aber das Volk kannte er nicht. Die Verbannung hatte ihn weder belehrt noch gebessert; als er wieder zurückgekommen war, bildete er sich ein, die französische Nation habe nichts weiter bedurft als die Rückkehr der Bourbons. Bekannt ist, daß er nicht einmal die Nothwen=

digkeit eines verfassungsmäßigen Vertrags zwischen Regierung und Nation begriff und lange sich weigerte, der Verfassung Treue zu schwören, bis ihn endlich bei Napoleons Landung die Noth dazu zwang. Auch diese zweite Auswanderung hatte auf seinen frivolen Sinn keine Wirkung gethan, und anstatt nach dem wahren Grunde zu forschen, weshalb seine Familie so wenig beliebt war, daß die Landung eines einzigen Mannes ihren Thron umstürzen konnte, hatte er lieber seinen Schmeichlern Gehör gegeben und den sogenannten revolutionnairen Ideen den Krieg angekündigt; was die Höflinge aber revolutionnaire Ideen nannten, waren Gesinnungen, die ins Innere der Nation übergegangen und nicht mehr zu vertilgen waren. Es war der Wunsch nach Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetze, nach einer wahren repräsentativen Verfassung, oder auch nach der strengen Ausübung der bereits gegebenen. Die Bourbons hatten sich zwei Mal durch fremde Truppen nach Frankreich zurückführen lassen und waren hinter den Armeen her in ihre Staaten wiedereingeschlichen. Solch ein Verfahren kann eine aufgeklärte Nation nicht vergessen; dennoch würde man diese Familie geduldet haben, wenn sie aufrichtiger zu regieren gewußt hätte.

Schon nach der Ermordung des Herzogs von Berry, an welchem Verbrechen doch wahrlich die Nation keinen Antheil hatte, wollte Ludwig **XVIII.** die Verfassung ändern, die er gegeben hatte, und zwar auf Kosten der bewilligten Volksrechte. Von nun an mußte die Nation stets auf ihrer Hut und mistrauisch gegen die Bourbons sein; denn wenn der König einen Theil der Volks-

rechte wider sein gegebenes Wort zurücknehmen konnte, was verhinderte ihn, vermittelst einer bestochenen Deputirtenkammer auch die andern Rechte allmälig aufzuheben und die alte uneingeschränkte Regierung wiederherzustellen?

Daß dies wirklich die Absicht der Bourbons wäre, erkannte man aus dem unbesonnenen Gesetzvorschlage des Ministers Peyronnet, welcher das so gehässige Vorrecht der Erstgeburt wiedereinführen sollte. Einer der Hauptvortheile, welchen die Nation durch die lange und blutige Revolution erworben hatte und worauf sie mit Recht stolz war, weil sie dessen Werth anerkannte, war die Gleichheit des Rechts aller Kinder an der Erbschaft ihrer Ältern. Dieses Naturrecht war durch künstliche Lehnsverhältnisse in ganz Europa verdreht worden; Frankreich war das einzige große Land, welches den Muth hatte, zu den natürlichen Rechten zurückzukehren. Kein Großer konnte mehr unmäßige Reichthümer aufhäufen, indeß seine Geschwister darbten. Es entstand eine große Gütertheilung; eine Menge Menschen wurden Landeigenthümer und nahmen als solche Antheil an den Angelegenheiten ihres Vaterlandes. Und diesen kostbaren Erwerb wollte man der Nation rauben, blos in der Absicht, eine Art von Adel, das heißt von Mittelclasse zwischen Volk und König wiederherzustellen, und zwar in einem Lande, welches Jahrhunderte lang von dem Übermuthe des Adels gelitten und zuletzt das Äußerste hatte wagen müssen, um diese gefährliche Einrichtung loszuwerden!

Der unbesonnene Versuch scheiterte an dem Wider-

stande der gesetzgebenden Kammern, der öffentlichen Meinung und der Tagesblätter. Andere Versuche, das Volk wieder unter das alte Joch zu bringen, geschahen nicht so offenbar und gelangen etwas besser; aber sie entgingen dem wachsamen Auge der Nation nicht und verminderten noch mehr die Zuneigung derselben zu ihren Herrschern. Dahin gehörten besonders die der Geistlichkeit ertheilten Begünstigungen, der Einfluß, den einige Mitglieder dieser Geistlichkeit bei Hofe erwarben, das von der Regierung begünstigte Missionswesen, welches offenbar den Zweck hatte, das Volk durch Aberglauben wieder dumm zu machen, um es desto leichter lenken zu können.

Der Minister Villèle hielt Ordnung in den Finanzen und somit ging der Geschäftsgang noch eine Zeitlang ohne große Unruhen fort, obwol man schon einige Male in Paris einem Ausbruche des öffentlichen Unwillens nahegewesen war. Die Polizei that sich etwas darauf zu gute, daß sie vermittelst der Gensdarmen dem Ausbruche vorgebeugt habe; allein das Volk lernte nach und nach den Gensdarmen widerstehen und sein vergossenes Blut schrie laut um Rache. In der St.-Denisstraße war es eines Abends, als sich die Polizei unvorsichtigerweise der Illumination wegen Beibehaltung der Preßfreiheit mit Flintenschüssen und Säbelhieben hatte widersetzen wollen, zu einem Gefechte zwischen Volk und Soldaten gekommen, und dies war das Vorspiel zu der wenige Jahre später erfolgenden zweiten Revolution.

Villèle und Peyronnet, die beiden verhaßten Minister, hatten endlich vor einer neuen Deputirtenkammer,

die sich durch größere Unabhängigkeit als die vorigen auszeichnete, weichen müssen. Nun mußte der König auch ein freisinnigeres Ministerium wählen. Martignac, welcher Villèle sein Emporkommen verdankte, der ihn dem Herzoge von Angoulème während des ruhmlosen Feldzuges nach Spanien als Rathgeber und Commissair beigegeben hatte, wurde von hellen Ansichten geleitet und kannte die Nation besser als seine Vorgänger. Es wurden endlich vernünftigere Gesetze gegeben. Man verbesserte das Wahlgesetz und beschäftigte sich mit dem Municipalwesen, das über zehn Jahre lang unbeachtet geblieben war, obschon es eine der ersten Sorgen Ludwigs XVIII. hätte sein sollen. Allein die Bourbons hatten es bequem gefunden, die unter Napoleons Zwangherrschaft eingeführte Centralisation aller Verwaltungsgeschäfte in der Hauptstadt beizubehalten und über die Dörfer wie über die Städte zu schalten.

An diesem Municipalgesetze scheiterte jedoch das Martignac'sche Ministerium. Die Deputirtenkammer fand die Municipalfreiheiten nicht hinlänglich begründet und erweiterte sie, um sie mit der Verfassung in Einklang zu bringen. Martignac, der schon bei der Hofpartei wegen allzu vielen Nachgebens als ein Mann von revolutionnairen Gesinnungen verdächtig war, erklärte im Namen des Königs, er könne in die verlangten Freiheiten nicht einwilligen. Von nun an war das Ministerium auf gespanntem Fuße mit der Deputirtenkammer.

Karl X. soll gesagt haben, er habe ein liberales Ministerium gegeben, weil die Nation es so gewünscht zu haben schien, und nun sei man noch weniger zufrieden

als zuvor. Die Hofschranzen ermangelten nicht, diese Idee fester bei ihm zu begründen und ihm die Nothwendigkeit begreiflich zu machen, ein Ministerium einzusetzen, das mit festem Schritte daran gehe, das monarchische System zu begründen, ohne sich weiter um die Stimme des Volkes zu bekümmern.

Zu diesem Zwecke hielten sie schon lange den Prinzen von Polignac bereit, einen Liebling des Königs, sowie seine Mutter eine Günstlingin der Königin Marie Antoinette gewesen war. Schon einige Male hatte Polignac, welcher den Gesandtschaftsposten zu London bekleidete, über die Meerenge gesetzt, weil ihm seine Anhänger geschrieben hatten, es wäre Zeit; allein jedes Mal kehrte er unverrichteter Sache wieder zurück. Man scherzte in Paris über dieses unverdrossene Hin- und Herreisen wegen eines Ministerpostens, welches den beständigen Reisen des armen Abbé Trublet glich, der zur Zeit Fontenelle's, jedes Mal, wenn eine Stelle in der Akademie leer wurde, mit der Post von Saint-Malo zu Paris anlangte, und wenn Jemand anders zum Akademiker ernannt worden war, ruhig wieder nach Saint-Malo zurückkehrte. Man vermuthete aber in Paris nicht, wie ernsthaft dieses sonderbare Hin- und Herreisen Polignac's enden würde.

Im August 1829 hatte die Hofpartei endlich ihr Ziel erreicht; Martignac mußte abtreten. Polignac wurde erster Minister; bald darauf trat auch der allgemein verhaßte Peyronnet wieder ein, und die Polizei wurde einem brutalen königlichen Anwalt, Namens Mangin, übergeben, der sich in einem Injurienprocesse wider Benjamin

Constant auf eine empörende Art betragen hatte. Der König hatte sich über die öffentliche Meinung hinweggesetzt; die Nation hatte nun das Äußerste zu fürchten. Daß die Verfassung nicht lange von den Ministern geschont werden würde, war augenscheinlich; daher glaubten manche achtbare Männer sich gegen diesen wichtigen Fall vorsehen zu müssen, und vereinigten sich dahin, daß sie keine Steuern mehr zahlen wollten, wenn die Verfassung aufgehoben würde. Diese Vereine, welche die Polizei vergebens gerichtlich verfolgen ließ, nahmen bedeutend zu. Die Deputirtenkammer warnte in der Antwort auf die Thronrede den König vor der allgemein gefürchteten Gefahr des Antastens der Verfassung. Karl X. ließ sich von dem geistesbeschränkten Polignac bereden, die Kammer wegen ihrer Kühnheit aufzulösen, um dadurch seine Macht und seinen festen Willen zu beweisen. Dies geschah; es mußte nun eine andere Kammer zusammenberufen werden. Polignac und Peyronnet drohten unverschämt allen Beamten, die nicht für die vom Ministerium bezeichneten Candidaten stimmen würden, mit Absetzung. Dennoch wurde eine Kammer erwählt, worin die Liberalen und Unabhängigen noch zahlreicher waren als in der vorigen.

Jetzt rieth der tollkühne Polignac, dem der nöthige Verstand fehlte, um die Folgen seines wichtigen Schrittes einzusehen, und der nur so viel begriff, daß er mit der ebenerwählten Kammer nichts würde ausrichten können, zu einer Reihe von heftigen, leidenschaftlichen Maßregeln, welche zum Zwecke hatten, Preßfreiheit und Wahlfreiheit aufzuheben, und das Wahlsystem eigen=

mächtig abänderten, und zwar so, daß künftig nur die Creaturen der Minister als Stellvertreter des Volks die Deputirtenkammer ausmachen konnten, also eine beständige Lüge gegen die Verfassung sein mußten.

Karl X. kannte die Stimmung des Volks noch weniger als sein Günstling; Beide erwarteten zwar von den heimlich ersonnenen Maßregeln, daß sie Murren und Misvergnügen erregen, vielleicht auch zu einigem Auflaufe Anlaß geben würden; allein mit Hülfe der Gensdarmen und der Polizei Mangin's hofften sie die Unzufriedenen, die sich auflehnen würden, bald zu Paaren zu treiben. Man verhehlte die getroffenen Maßregeln bis zum letzten Augenblicke; das Publicum hatte aber schon das Vorgefühl von Dem, was man gegen die Nation im Schilde führte.

Sonntags den 25. Juli 1830 wurden endlich die berüchtigten Verordnungen vom Könige unterzeichnet und am folgenden Morgen erschienen sie im „Moniteur." Alle Personen meiner Bekanntschaft, mit welchen ich an diesem Tage zusammentraf, waren betroffen; Jedermann sah voraus, was für wichtige Folgen aus der Unbesonnenheit der Hofschranzen entspringen würden. Auf der Börse ging es sehr stürmisch zu, die Staatsrenten fielen um fünf Procent. Um die Tagesblätter zu verhindern, irgend eine Meinung über die beschlossenen Staatsstreiche zu äußern, befahl Mangin, der Polizeidirector, kein Blatt solle mehr ohne Erlaubniß der Polizei ausgegeben werden. Da der Vertrag, welcher Volk und König mit einander verband, zerrissen war, so hielten sich mehre Herausgeber unabhängiger und freisinniger

Tagesblätter nicht für verpflichtet, diesem gesetzwidrigen Befehle Genüge zu leisten, und erschienen am folgenden Tage mit strengen, aber gegründeten Rügen der Regierungsveränderung. Ich hatte einige Zeit vorher beschlossen, diesen Sommer nach siebenundzwanzigjähriger Abwesenheit meine Vaterstadt Münster wiederzubesuchen, und daher einen Paß verlangt; dieser wurde mir am Montage in den Bureaux des Polignac'schen Ministeriums ausgefertigt. Hier sah es noch sehr still aus und Niemand hätte den Sturm vermuthen sollen, welcher zwei Tage später über das Polignac'sche Hotel losbrach.

Schon am Montag Abend gab es Lärm im Palais Royal und es war ein Auflauf entstanden, in welchem die Gensdarmen und Polizeidiener Gefahr liefen, mishandelt zu werden.

Am Dienstage war es des Morgens noch still; allein die meisten Fabriken waren am vorigen Tage von ihren Herren geschlossen worden und die Arbeiter irrten erboßt in Paris umher. Man wollte sich der Druckerpressen derjenigen Zeitungsexpeditionen bemächtigen, deren Blätter am Morgen wider das Verbot der Polizei erschienen waren. Bei dem Bureau der Zeitung „le Temps“ erregte dies einen Auflauf; kein Schmidt oder Schlosser aus dem Stadttheile ließ sich willig finden, die Thüren, die der Polizeicommissair sprengen lassen wollte, aufzubrechen; die Polizei mußte den Schmidt holen lassen, welcher den zu den Galeeren Verurtheilten die Ketten anzuschmieden pflegt. Bis Mittag war es indessen noch ziemlich ruhig in Paris, wiewol Jedermann das Schlimmste ahnte. Die Deputirten, die sich

in der Stadt befanden, waren schon am Montage zusammengekommen, um über die öffentlichen Angelegenheiten zu berathschlagen. Am Dienstage fanden sie sich in größerer Anzahl ein und setzten ihre Protestation gegen das eigenmächtige Verfahren Karls X. auf.

Kurz nach Mittag begannen die Aufläufe in der Gegend des Palais Royal, auf den Boulevards und auf dem Grèveplatze vor dem Stadthause. Das Polignac'sche Ministerium erkannte bald den ernsthaften Charakter dieses Aufstandes und ließ sogleich alle in Paris vorhandenen Truppen unter die Waffen treten; Dragoner und Gensdarmen zu Pferde wurden gegen die Aufläufe ausgeschickt, fanden aber hartnäckigen Widerstand. Man warf mit Steinen auf sie und bewaffnete sich mit Knitteln; manche Personen versahen sich sogar mit Feuergewehr. Es wurde auf das Volk geschossen; dieses drängte sich in dichte Haufen zusammen; die Linientruppen weigerten sich, gegen das Volk anzurücken. Diese Weigerung, welche sogleich bemerkt wurde, erregte ein Jubeln unter dem Volke; es reichte den Soldaten die Hände und nannte sie Brüder und Freunde. Für die Polizei war dies ein Donnerschlag, und von nun an bekam das Volk mehr Muth und Kraft. Der Hof hielt sich schon seit länger als einen Monat zu Saint-Cloud, eine Meile von Paris, auf, und Karl X., der beständig nur das Volk durch seine Hofleute gekannt hatte, mußte auch dies Mal nur durch Hofschranzen erfahren, was vorging. Natürlich stellten ihm diese vor, daß die Maßregeln so getroffen wären, daß die Rebellen bald zu Kreuze würden kriechen müssen.

Ich begab mich am Abende auf den Quai neben dem Louvre; von hier sah man die Truppen zu Pferde gegen den Grèveplatz anrücken, von woher ein wildes Geschrei und Lärmen erscholl; die Truppen antworteten darauf durch ein heftiges Pelotonfeuer und es kam hier zu einem offenen Gefechte zwischen Volk und Polizei. In der St.=Honoréstraße wurde eine Kutsche, die man für die des Ministers Polignac hielt, angehalten und zerschlagen. In jener Gegend dauerte der Aufstand bis in die Nacht hineln; in der Vorstadt St.=Germain blieb es aber ruhig und ich erfuhr daher wenig.

Am andern Morgen erfuhr ich, daß man überall die königlichen Wappen zerschlagen habe, und daß kein Kaufmann, keine öffentliche Anstalt mehr das Wort königlich in ihren Inschriften führe. In der Nacht war den Ministern die Gefahr augenscheinlich geworden; da sie aber, wie alle beschränkten Köpfe, glaubten, ihrer Hartnäckigkeit werde nichts widerstehen können, so waren sie in ihrer Eigenmacht keck fortgeschritten und hatten die Hauptstadt in Belagerungszustand erklärt, das heißt, die polizeiliche Gewalt dem Militair übertragen; der Herzog von Ragusa war es, der die Pariser durch seine Obergewalt wieder zum Gehorsam zurückbringen sollte. Wenn etwas die Pariser noch mehr erbittern konnte, so war es dieses. Niemals hatten sie diesem Marschall die im Jahre 1814 mit den Feinden geschlossene Capitulation verziehen, sondern ihn stets des Verraths beschuldigt; und dieser Mann sollte nun den Despotismus Karls X. befestigen helfen! Man griff zu den Waffen, um eine solche Schmach von der Haupt=

stadt abzuwenden. An diesem Morgen erschienen nur wenige Tagesblätter; einige wagten es, die Pariser zum Widerstande gegen die gesetzlose Macht aufzumuntern, die sie unterjochen wolle.

Als ich gegen Mittag ausging, um mich wie gewöhnlich nach der Expedition des „Bulletin scientifique" zu begeben, erstaunte ich anfangs, die Straßen so leer zu finden. Kein Wagen ließ sich hören, nirgends sah ich Truppen. Aber neben der St.-Sulpicekirche sah ich zwei Kerls vom Pöbel, welche auf dem Steinpflaster eiserne Stangen wetzten, um sie spitz zu machen. Weiterhin sah ich andere Leute vom Volke, welche schon Gewehre hatten und sich zur Mairie begaben, wo sie sich, wie ich hörte, versammeln wollten, um gegen die bewaffnete Macht loszurücken. Die Noth hatte die Bürger einander nähergebracht, sie fühlten das dringende Bedürfniß, mit vereinten Kräften zu wirken. Bald sah man auch gedruckte Anschlagzettel, worin die Bürger aufgefodert wurden, sich bewaffnet an der Mairie einzufinden. Diese Einladung war von Niemandem unterzeichnet.

Neben dem Platze des Abteigefängnisses, am Eingange der Bussystraße, waren mehre Leute aus dem Pöbel damit beschäftigt, das Straßenpflaster aufzureißen, um die Straße zu sperren; Andere zerschlugen die Laternen und aus den Fenstern eines Hauses auf dem Platze wurde ihnen Beifall zugeklatscht. Auf demselben Platze war eine Wache von Linientruppen; allein die Soldaten blieben ganz ruhig und thaten, als ob sie das außerhalb der Wache Vorfallende nichts anginge.

Von einer Polizei war nirgends eine Spur mehr; die Stadt war sich selbst überlassen. So wendeten sich selbst die despotischen Maßregeln Karls X. alle zu seinem Schaden; hätte er die Kraft der gewöhnlichen Polizei nicht plötzlich aufgehoben, so wären vielleicht die Bürger nicht zu ihrer Vertheidigung zusammengetreten; hätte er nicht einige Jahre zuvor die pariser Nationalgarde verabschiedet, so wäre vielleicht keine Empörung zu Stande gekommen. Es ist aber recht, daß der Despotismus durch sich selbst gestraft wird.

An dieser Mittwoch war des Morgens ein Advocat zum Buchhändler Würz gekommen, und Beide hatten berathschlagt, was zu thun sei. Sie hatten sich zum Maire ihres Arrondissements begeben und bei diesem einige andere Bürger vorgefunden. Mit denselben hatten sie beschlossen, sich nach den Tuilerien, wo der Marschall Marmont sein Hauptquartier aufgeschlagen, zu begeben und die Erlaubniß zu verlangen, eine Bürgergarde zur Vertheidigung ihres Eigenthums zu bilden, damit in der Unordnung der Empörung das Plündern verhindert würde. Sie verfügten sich zum Platzcommandanten und erhielten von ihm ein sicheres Geleit, um sich nach den Tuilerien zu begeben und mit dem Marschall zu besprechen. Dies geschah. Der Carousselplatz vor den Tuilerien war voll von Truppen. Sie gingen zum Marschall hinauf und trugen ihm ihren Wunsch vor; Marmont antwortete ihnen etwas barsch: er könne ihnen denselben nicht gewähren, weil die Übelgesinnten sich sonst alle, unter dem Vorwande, unter die Bürgergarde zu treten, mit Waffen versehen würden. Die Unruhen

würden bald gedämpft sein und sogleich würde man die Kanonen donnern hören; er sagte zu den Bürgern, sie sollten ruhig nach Hause gehen und ihre Mitbürger ermahnen, sich ja nicht mit Waffen auf den Straßen zu zeigen, sonst liefen sie Gefahr, ergriffen und erschossen zu werden.

Sie gingen traurig davon; auf der Treppe oder im Vorzimmer begegneten sie einem Adjutanten des Marschalls, den sie kannten, und stellten ihm die Nothwendigkeit der Errichtung einer Bürgergarde vor. Dieser versprach, mit dem Marschall nochmals zu sprechen; sie gingen wieder hinauf. Während sie hier verweilten, wurde der Maire in den Saal gerufen, wo die Minister vom frühen Morgen an versammelt waren. Ein Bericht lief über den andern ein von Angriffen auf die königliche Garde, vom Anrücken des empörten Volkes, Einnehmen der Wachtposten u. s. w. Ein Offizier höhern Ranges rief in echtem Royalisteneifer aus: „Man muß es todtschlagen, das Volkspack; kein anderes Mittel ist mehr übrig!" Der Maire richtete bei den Ministern, wie es scheint, nichts aus; diese kannten ebenso wenig wie der Marschall die Erbitterung der Pariser, und wahrscheinlich trauten sie den Bürgern zu wenig, als daß sie ihnen hätten erlauben sollen, zu ihrer Beschützung bewaffnet zusammenzutreten. Die Bewaffnung geschah aber zu derselben Zeit wider ihren Willen. Das Stadthaus wurde von allen Seiten angegriffen und von der königlichen Garde und den Schweizern bis zum Abend hartnäckig vertheidigt und zwar mit Gewehren und Kanonen. In der St.-Antoinestraße, auf allen Boule-

vards und in mehren an dieselben stoßenden Straßen wurden die königlichen Truppen theils in der Ferne, theils aus den Fenstern mit Flintenschüssen, Steinwürfen u. s. w. angegriffen. Das Schießen dauerte unaufhörlich fort und ertönte auf eine furchtbare Weise in unserm stillen Stadttheile, wo nicht das Mindeste vorfiel. Die Cassettestraße war so ruhig, ja noch ruhiger als zuvor, da gar kein Wagen mehr auf der Straße rollte.

Es war ein heißer Sommertag und der Abend vorzüglich schön. Ich ging heraus, um zu sehen, was in unserer Gegend vorfiel, und begab mich bis an den Eingang der Straße der **petits Augustins**, die zum Quai dem Louvre gegenüber führt. Hier wurden einige schwerverwundete Menschen auf Bahren zum Charitéhospital vom Quai her vorbeigetragen. Ihr Anblick war jämmerlich; vor einer dieser Bahren ging eine aus Verzweiflung oder Schmerz die Hände ringende Frau her. Mehre Bürger standen beisammen; Einer äußerte, es sei doch abscheulich, daß man nun schon seit mehren Tagen das Metzeln zulasse, ohne das Geringste zu thun, um diesem Jammer ein Ende zu machen. Auf allen Gassen, durch die ich kam, standen die Bürger und besonders die Frauen zusammen, und unterhielten sich ängstlich über den Zustand von Paris. Die meisten Kramläden waren zugeschlossen. Man sah Viele mit Gewehren nach dem Kampfplatze hin vorübereilen.

Am späten Abend erfuhren wir in unserm Stadttheile, daß die Bürger nach langem und hartnäckigem Kampfe endlich das Stadthaus eingenommen und die

königliche Garde vom Grèveplatze, von den Quais und den Boulevards nach Westen hin zum Louvre und zu den Tuilerien getrieben hätten. Da es ein heller Abend war, so dauerte das Schießen bis elf Uhr fort, und erst um Mitternacht hörte es beinahe gänzlich auf. In der St.-Sulpicekirche, die nicht weit von der Cassettestraße liegt, hatte man den Tag hindurch Sturm geläutet und setzte diesen Lärm bis in die Nacht fort.

Die königliche Garde behielt in dieser Nacht das Louvre, den geräumigen Carousselplatz, die Tuilerien und den Schloßgarten inne und stellte ihre Vorposten in der Gegend umher aus.

Am andern Morgen, als kaum der Tag angebrochen war, begann das Schießen sowie das Sturmläuten von neuem; am vorigen Tage war der Tumult im Osten gewesen, dies Mal erhob er sich im Westen. Das Kanonenfeuer hörte man nicht so sehr wie an der Mittwoch; aber das Musketenfeuer wurde gegen acht Uhr außerordentlich lebhaft und dauerte mehre Stunden lang ohne Unterbrechung. Endlich gegen Mittag hörte man, daß das Louvre vom Volke mit Sturm eingenommen worden sei und daß es sich soeben auch des Tuilerienschlosses bemächtigt habe, worauf sich dann die königliche Garde nach bedeutendem Verluste durch den Tuileriengarten und die elysäischen Felder zum boulogner Gehölze auf dem Wege nach St.-Cloud zurückgezogen habe.

Die Sieger waren nicht blos Leute aus den sogenannten untern Volksclassen, sondern aus allen Ständen. Mein Hausherr, ein junger reicher Baron, welcher nachher bei einer Gesandtschaft angestellt wurde, zog

früh Morgens mit seinem Gewehre aus zum Kampfe und nahm seinen ebenfalls mit einer Flinte bewaffneten Bedienten mit; er befahl beim Weggehen dem Pförtner, falls ein Verwundeter gebracht würde, denselben in ein Bett zu legen und wohl zu verpflegen. So zogen Hunderte und Tausende zum Kampfe aus, ohne von Jemandem aufgefodert zu werden, sondern weil man fühlte, daß es unumgänglich nöthig sei, den Kampf des übermüthigen und verstockten Despotismus gegen ein edles Volk zu Ende zu bringen. Man war ruhigen und besonnenen Gemüths, handelte aus fester Überzeugung und wollte nur anfangs die Beibehaltung der vorigen Verfassung; daher fiel nur wenig Unfug vor.

An diesem Morgen ging es in der Vorstadt Saint-Germain nicht so ruhig her als am vorigen Tage. Das Museum der Artillerie auf dem St.-Thomasplatze wurde eingenommen und geplündert, weil man wußte, daß hier eine Menge neuer und schöner Gewehre aufbewahrt wurden; man nahm aber nicht nur diese, sondern auch die alten Rüstungen, von denen man wenig Gebrauch machen konnte. Die Schweizer der königlichen Garde hatten eine Caserne in der Babylonstraße. Am vorigen Tage hatten diese Truppen, die sich füglich als Fremde aus dem Kampfe gegen das Volk hätten zurückziehen können, keck aus dem Louvre beständig auf die Bürger, die auf dem jenseitigen Seineufer vorübergingen, geschossen, auch wenn sie keine Waffen trugen, und mehre getödtet oder verwundet. Dies vermehrte die Erbitterung gegen sie. Am Donnerstage Morgens griff man ihre Caserne an; sie war leicht zu vertheidigen, und

es wurden mehre Menschen dabei getödtet. Zuletzt aber ward der Andrang so ungestüm, daß die Schweizer sich nicht mehr halten konnten, großentheils davonflohen und die Caserne dem Volke überließen. Sie wurde in Brand gesteckt und ich konnte den Rauch davon in meiner Wohnung spüren. Bei dem Angriff auf diese Caserne war ein Zögling der polytechnischen Schule, Namens Vanneau, gefallen, nach welchem jetzt die Straße benannt wird.

Als ich ausging, sah ich am Ende der Cassettestraße das Volk von der Eroberung der Caserne zurückkommen. Alle waren erhitzt und voll Wuth gegen die Schweizer. Sie trugen im Triumph eine zerrissene Schweizerfahne und andere Trümmer aus der Caserne; einige Gensdarmen zu Pferde, die sich wahrscheinlich in jene Caserne geflüchtet hatten und dort überfallen worden waren, führte man in demselben Zuge zur Mairie; sie mußten zu Fuß, mit dem Hute in der Hand, vor ihren Pferden hergehen. Das Volk ergötzte sich an der Demüthigung dieser Gensdarmen, welche so lange ein blindes Werkzeug in den Händen der Polizei gewesen waren, um das Volk zu bedrücken. Einige Sieger wollten diese Gensdarmen übel behandeln; dies gaben jedoch die andern nicht zu. Niemand von ihnen hatte etwas von Werth aus der Caserne mitgenommen, lieber hatten sie Alles verbrannt. Ebenso hatte man es, wie ich hörte, in der Gensdarmencaserne in der Vorstadt Saint-Martin gemacht, wo man sogar den Schmuck der Offiziersfrauen mitverbrannt hatte, ohne etwas davon zu entwenden.

Ich setzte den Quai hinunter meinen Weg fort. Die Bürger kamen von der Eroberung der Tuilerien zurück und erzählten von dieser Großthat, sowie von der Erstürmung des Louvre, bei welcher mehre Menschen getödtet und verwundet worden waren. Ein schwerverwundeter Schweizer wurde in die Charité gebracht und zwar mit eben der Vorsicht und Stille, als ob er ein Franzose wäre.

Alle königliche Truppen waren nun aus der Stadt vertrieben; Paris war frei und sich selbst überlassen. Man gab sich dem Taumel der Freude über die Besiegung des Despotismus und der Bigotterie hin. Alle Pariser waren Brüder; Reiche und Arme gingen vertraut zusammen und theilten sich ihre Gefühle mit. Nie habe ich eine solche Übereinstimmung, eine so reine Freude, einen so uneigennützigen Patriotismus gesehen. O die Wiederkehr der Freiheit ist das entzückendste Schauspiel, das die menschliche Gesellschaft gewähren kann! Überall erblickt man Fesseln, überall Zwang; so selten gelangen die Menschen wieder zu dem Zustande, wozu sie von Natur berechtigt sind.

Paris hatte keine Obrigkeit, keinen Herrn mehr; man hatte den Kampf begonnen, blos um den gehässigen königlichen Ordonnanzen Widerstand zu thun. „Es lebe die Verfassung!" war das Losungswort der Streitenden in den ersten Tagen gewesen, und hätte Karl X. sogleich die Ordonnanzen zurückgenommen, wie er es that, als es zu spät war, so hätte er vielleicht noch lange regieren können. Wie gefühllos er sich während dieses Bürgerkrieges benahm, ist hinlänglich bekannt.

Die Herzogin von Berry, eine mehr neugierige als nachdenkende Prinzessin, war mit einigen Hofleuten auf den Thurm gestiegen, der im Parke zu St.-Cloud steht. Als sie durch ein Fernrohr die dreifarbige Fahne auf die Tuilerien aufpflanzen sah, stieg sie bleich und bestürzt wieder herunter.

Die Pariser hatten mehr erlangt, als sie beabsichtigten; denn nicht allein die königlichen verfassungswidrigen Ordonnanzen hatten sie zerstört, sondern auch den Thron Desjenigen, der sie gegeben hatte. Sie hatten sich von den Ausnahmegesetzen befreien wollen, jetzt fanden sie sich auf einmal von den Bourbons selbst befreit.

Es erschienen nun Anschlagzettel, worin man als Grundsatz feststellte, daß Karl X. und seine Familie nicht mehr regieren könne. Auch wurde eine von den Deputirten vorgeschlagene Regentschaft angekündigt und Lafayette als Oberhaupt der Nationalgarde angezeigt. Nun hatten die Pariser einen Stützpunkt und wußten, daß sie nicht in Anarchie verfallen würden. Karl X., der zuvor, aller Bitten und Vorstellungen ungeachtet, nichts hatte nachlassen wollen, war geneigt, nunmehr, da man seine Truppen verjagt hatte, zu unterhandeln; allein es war zu spät. Seine Nachgiebigkeit war ebenso unzeitig und unklug, als es seine Hartnäckigkeit gewesen war.

Für Paris war indessen die Gefahr nicht vorüber. Die königliche Garde lag nur ein Stündchen von der Stadt entfernt und konnte leicht einen Angriff während der Nacht wagen. Ich wundere mich sogar, daß sie es

nicht versucht hat. Schwerlich würde er indeß gelungen, im Gegentheil sehr unglücklich abgelaufen sein; denn alle Eingänge der Straßen waren verrammelt. Cavalerie war gar nicht zu brauchen, das Fußvolk hätte keine dreißig Schritte thun können, ohne auf einen Wall von Pflastersteinen, Erde, Holz u. dergl. zu stoßen. Die Einwohner waren fest entschlossen, den Feind, falls er sich zeigen sollte, mit Flintenschüssen und Steinwürfen zu empfangen. Einen Theil der Nacht hindurch hörte man noch an dem Verrammeln der Straßen arbeiten. Viele Bürger hatten sich erboten, in den Wachtstuben und an den Barrièren Wache zu halten. Jemand, welcher in der Nacht bei der Mairie in der Vorstadt St.-Germain auf Wache stand, erzählte mir, ein Haufen Volks sei in der Nacht mit Fackeln und Stangen, unter der Leitung eines Mannes zu Pferde, vorbeigezogen; man habe ihn aufgehalten und gefragt, wohin er ziehe. Hierauf hätte der Pöbel geantwortet: „Wir wollen Karl X. aus St.-Cloud verjagen." Die Bürgerwache stellte den Leuten das Unsinnige dieses Vorhabens vor, indem der Hof Karls X. noch von seinen Garden umringt sei und sie also Gefahr liefen, alle niedergemacht zu werden. Dies sahen sie auch ein; sie riefen, der Mann zu Pferde habe sie zu diesem unbesonnenen Schritte verleitet. Sie wollten ihm zu Leibe, er war aber schon verschwunden.

Manche haben geglaubt, Karl X. würde doch sein Werk durchgesetzt haben, wenn er mehr Truppen herbeigezogen und Paris, besonders vom Montmartre aus, ernstlich angegriffen hätte. Allein das französische Heer ist seit der Revolution keine Schar blinder Werk-

zeuge mehr. Karl X. kannte ebenso wenig die Gesinnung seiner Truppen als die seines Volks. Die Linientruppen blieben in ihren Casernen und nahmen keinen Antheil an dem Gefechte, und von der königlichen Garde kämpfte ein Theil nur mit dem größten Widerwillen gegen die Bürger. Sogar die fremden Söldlinge, die Schweizer, würden nicht so mörderisch verfahren haben, wenn sie beim Angriffe der Pariser nicht an den 10. August 1792, wo die Schweizer in den Tuilerien ermordet wurden, gedacht hätten, und daher glaubten, sie müßten ihr Leben theuer verkaufen. Und wie hätte Karl X. noch regieren können, wenn er nach einem Blutbade wieder in seine Hauptstadt eingerückt wäre?

Am Freitage hatte Paris ein sehr lebhaftes Ansehen. Morgens wurden die Todten, die man einstweilen in Kirchen und Häusern beisammengelegt hatte, beerdigt, besonders vor dem Louvre; in der St.-Honoréstraße wogte eine Volksmasse zwischen Barricaden auf und ab und sah wunderbar aus. Jedermann trug irgend eine Waffe, wenn es auch nur ein spitziges Eisen war. Leute aus dem Pöbel hatten dreifarbige neue Bänder an ihren schmuzigen Mützen; Einige trugen einen alten Säbel an einem über die Schultern gehängten Riemen, ohne daß sie deshalb ihr Schurzfell abgeworfen hatten. In dieser Straße, sowie in den auf den Carousselplatz ausgehenden sah man an den Häusern die Spuren des Kleingewehrfeuers; denselben Anblick gewährte die ganze, dem Feuer der Schweizer im Louvre ausgesetzte Façade des königlichen Instituts. Geldbüchsen zum

Besten der Verwundeten waren an mehren Orten angebracht.

Die neue Regierung fing an sich zu ordnen; alle Zeitungen waren an den Straßenecken angeschlagen und voll von interessanten Zügen von Patriotismus während der drei letzten Tage und von Bemerkungen aller Art. In einem kleinen Anschlagzettel, den ich aber nur an Einem Orte fand, wurde vorgeschlagen, den Herzog von Orleans zum Könige zu wählen. Dies war die erste Äußerung eines Wunsches, der sich bald allgemein aussprach.

Am Sonnabend begab ich mich zum Grèveplatze. Das Stadthaus war einstweilen der Sitz der Regierung, sowie die Hauptstadt die Stelle des ganzen Reiches vertrat. Kanonen waren vor demselben aufgepflanzt; Bürger hielten die Wache. Der Herzog von Orleans war soeben dagewesen und hatte versprochen, die Freiheit der Nation aufrecht zu halten. Angesehene Militairpersonen gingen ab und zu. Einige kamen vom Hauptquartiere des Marschalls Marmont, das sich unterdessen von Paris entfernte, da der Hof sich nach Rambouillet zurückzog. Einen dieser Militairbeamten hielt das Volk für einen Abgesandten Karls X.; es umringte sein Pferd und verfolgte ihn längs des Quais mit dem Geschrei: „Ins Wasser mit ihm!“ Eine Menge Bürger standen auf dem Grèveplatze und unterhielten sich von den Vorfällen der vorigen Tage, besonders von dem Angriffe und der Vertheidigung des Stadthauses, vor dem man stand. An der Ecke des Grèveplatzes und des Quais, wo sich eine Weinschenke befand, waren so viele Kugeln, sogar

aus Böllern, gegen das Haus geschossen worden (wahrscheinlich vom Stadthause aus gegen die hinter jener Ecke verborgenen Bürger), daß dasselbe sehr davon beschädigt war. Ebenso war die Vorderseite einer kleinen Weinschenke am Ende einer engen Gasse, dem Stadthause gegenüber, ganz von Kugeln durchlöchert. Auf dem Grèveplatze waren in den Häusern durch die Kugeln eine Menge Fensterscheiben zerschmettert.

Von den sich unterhaltenden Bürgern äußerten viele die Meinung, es sei besser, keinen König mehr zu haben, und riefen: „Es lebe die Republik!" Andere verließen sich auf die Entscheidung der Regentschaft und der Deputirtenkammer. Der Grèveplatz schien mir in diesem Augenblicke ein kleines römisches Forum zu sein, und mir stellte sich lebhaft die Revolutionszeit vor Augen, als im Stadthause wie jetzt die Angelegenheiten des ganzen Reiches verhandelt wurden.

Die sogenannte große und in der That überaus wichtige Woche und der verhängnißvolle Julimonat gingen nun zu Ende. In der folgenden Woche wurde ein neuer Thron errichtet und Frankreich bekam eine freiere Verfassung, die allmälig noch freier werden kann. Denn die Freiheit der bürgerlichen Gesellschaft ist einer großen Ausdehnung fähig; allein nach einer langen Sklaverei muß vielleicht diese Ausdehnung nur Schritt vor Schritt stattfinden, damit sich die Menschen an dieselbe gewöhnen können. Fast alle Regierungen fehlen jedoch darin, daß sie den Bürgern die Freiheit, wozu sie berechtigt sind, zu lange vorenthalten, und manche warten, bis man sie ihnen mit Gewalt abdringt. Dann wird ge-

wöhnlich mehr genommen, als wenn ein gemeinschaftlicher ruhiger Vertrag zu Stande gekommen wäre.

Ich habe mich absichtlich bei dieser berühmten Woche länger aufgehalten als bei den andern großen Begebenheiten, von denen ich Zeuge in Paris gewesen bin. Keine hat mir eine reinere Freude verschafft, bei keinem Auftritte habe ich die Pariser in einem schönern Lichte gesehen. In jener Woche war kein Zwiespalt, kein Factionswesen; alle Herzen waren einig; alle Seelen glühten für die Freiheit und das Wohl ihres Vaterlandes. Der Umsturz des Napoleonschen Militairdespotismus war ebenfalls ein großes, erhabenes Schauspiel; allein er wurde durch das Einrücken fremder Bajonnette bewirkt, und ein Theil der Nation stürzte sich feigherzig einem neuen Joche entgegen.

Auch war ich damals noch ein Fremdling in Paris. Jetzt besaß ich das Bürgerrecht und das Schicksal Frankreichs ging mich nahe an. Seitdem durch die karlsbader Beschlüsse Deutschlands Freiheit auf lange Zeit gehemmt worden war, hatte ich wenig Lust, in mein Vaterland zurückzukehren. Desto enger schloß ich mich an mein zweites Vaterland an, das mir einen Aufenthalt, eine Familie, sichere Aussichten verschafft hatte; desto sehnlicher mußte ich wünschen, hier die Freiheit verwirklicht zu sehen, die leider aus meinem wahren Vaterlande verbannt war. Ich sah sie nun endlich durch die Entschlossenheit patriotischer Bürger erworben. Möge sie sich allmälig befestigen und erweitern und nie ausarten! Strafbar sind die Völker, welche die erworbene Freiheit wieder aus ihrem Besitze entschlüpfen lassen; denn sel-

ten läßt sie sich ohne Blutvergießen und große Erschütterungen wiedererwerben, wogegen es ein Leichtes ist, sie zu bewahren und zu befestigen, wenn ein Volk einmal so glücklich ist, dieses von der Natur ihm zugedachte, aber von der menschlichen Gesellschaft oft geraubte oder beschränkte Gut zu besitzen. Aber nicht genug kann man die Völker warnen, auf ihrer Hut zu sein, um dieses kostbare Gut nicht zu verlieren.

Sobald der Herzog von Orleans zum Könige eingesetzt worden war, brachten ihm die öffentlichen Behörden in Paris ihre Huldigung dar. Auch in unserer antiquarischen Gesellschaft ward beschlossen, eine Deputation ins Palais Royal zu schicken, wo der neue König wohnen blieb. Da mich die Gesellschaft für dieses Jahr zu ihrem Vorsitzer gewählt hatte, so lag mir die Pflicht ob, an der Spitze der Deputation den König anzureden. Ich entwarf eine sehr kurze Rede, die ich auswendig lernen wollte, um mich nicht wie Langlès bei der Audienz vor Ludwig XVIII., auf dem Papiere zu verirren, und weil mich dünkt, daß die Könige beim Anblicke des hervorgezogenen Papiers schon Langeweile empfinden müssen.

Daß die Audienz selbst wie alle dieser Art unbedeutend sein würde, sah ich voraus, und hätte mich gern von derselben losgemacht. Indessen da ich den Hof erblicher Könige aus alten Stämmen gesehen hatte, so war es mir nicht unlieb, auch den erst acht Tage alten Hof eines vom Volke gewählten Königs zu sehen, und zwar in seinem Entstehen und in dem Wirrwarr einer Revolution.

Wir begaben uns zum Palais Royal und traten in ein großes Zimmer. Hier war kein Kammerdiener, kein Kammerherr, keines jener vielen, mit Livreen bedeckten, dienenden Geschöpfe, welche man in Menge bei Höfen antrifft, wol aber wachthabende Offiziere, Nationalgardisten, Beamte. Der Saal war mit Gemälden verziert und kündigte dem Eintretenden einen kunstliebenden Prinzen an. Lafayette mit seinem freien und offenen Blicke trat beim Könige ein wie ein Freund, ohne alle Ceremonie. Durch seinen Einfluß besonders war der Herzog von Orleans so schnell an die Spitze der Staatsangelegenheiten gestellt worden, nachdem er die eben eroberte Freiheit zu beschützen versprochen hatte. Ein Adjutant meldete die übrigen Personen an. Bald erschienen zahlreiche Deputationen und das ganze königliche Institut der vier Akademien. Nach diesen wurde auch die Deputation unserer Gesellschaft vorgelassen. Der König hatte einen freundlichen lebhaften Blick. Auffallend war mir das Spiel der Muskeln in seinem Gesichte, die sich alle zu dieser Freundlichkeit verzogen und jede Empfindung, welche durch seine Seele ging, ausdrückten. Einem solchen Manne muß es schwer fallen, irgend eine Empfindung zu verbergen.

Auf meine kurze Anrede antwortete er schnell, zuvorkommend und bescheiden, wie es von einem neugewählten Könige zu erwarten stand. Er versprach uns den Schutz, um welchen wir ihn für unsern Gelehrtenverein baten. Übrigens hatten wir von dem neuen Könige so wenig zu verlangen als von dem vorigen. Die antiquarische Gesellschaft hatte bisher durch eigene Mittel,

das heißt durch die Beisteuer ihrer Mitglieder bestanden, und so besteht sie noch.

Nun hielt mich nichts mehr ab, die längst beschlossene Reise nach meinem Vaterlande mit meiner Frau anzutreten. Die Reise nach Metz geschah schnell und wohlfeil; denn wegen der Concurrenz der Diligencen hatten alle Unternehmer dieser Art ihre Preise heruntergesetzt. Zu Metz war man damit beschäftigt, Regimenter zu organisiren und das große Kreuz, das die Missionnaire mit vielen Andachtsfeierlichkeiten aufgerichtet hatten, herabzunehmen und in die benachbarte St.-Vincentkirche zu bringen, wo der Pfarrer mit traurigem Gesichte bereit stand, es zu empfangen. Andere Zeiten, andere Sorgen! Zuvor hatte die Geistlichkeit Alles, die Armee wenig gegolten; jetzt hatte sich das Blatt gewendet. Durch das schöne St.-Avoldsthal fuhren wir nach der Grenze und traten nun zu Saarbrück in Deutschland ein. Ein militairischer Postmeister mit einem Schnurrbarte, bespornten Stiefeln und einer Reitgerte unter dem Arme gab wie ein Sklavenaufseher den demüthigen Dienern Befehle in barschem Tone. Mir fiel der deutsche Militairdespotismus, an den ich nicht mehr gewöhnt war, schwer aufs Herz. Die schöne malerische Berggegend bis Mainz söhnte mich wieder aus. Hier begann das Mauth- und Paß-Ungemach. Nach einem Abstecher nach Frankfurt fuhren wir auf dem Dampfschiffe den Rhein hinunter und sahen wie im Fluge die bekannten Naturschönheiten der Ufer dieses Flusses, nebst den Trümmern der Denkmäler aus den Zeiten des Faustrechts. Diesen Genuß theilten wir mit

Reisenden aus verschiedenen Ländern. Das Verdeck des Schiffes ertönte von allerlei Sprachen. Die letzte französische Revolution war der Hauptgegenstand der Unterhaltung der Männer. Ich war erstaunt über die lebhafte Theilnahme der Deutschen an dieser allerdings wichtigen Weltbegebenheit; so ergriffen von dem Siege der Freiheit in dem Nachbarstaate hatte ich mir die Deutschen nicht vorgestellt; sie hatten eingesehen, daß dieser Sieg nicht in den Grenzen Frankreichs beschränkt bleiben würde.

Zu Köln war der Polizei vor den aus Frankreich Kommenden bange; sie durften, als ob sie die Pest bei sich führten, nur 24 Stunden verweilen. Mir kam es vor, als ob in dieser alten geistlichen Stadt das preußische Militair mit der einheimischen Geistlichkeit die Herrschaft getheilt habe. Der noch unvollendete Dom erregt ein schmerzliches Gefühl. Beim Anlegen dieses ungeheuern Gebäudes hat man zu sehr auf die Nachwelt gerechnet; diese hat schon genug zu thun, daß sie den fertigen Theil vor dem Verfalle schützt. Auch hatte man auf das fortdauernde Blühen des Handels gerechnet; diese Blüte ist aber verschwunden und der Dom bleibt unvollendet dastehen, als ein Beweis, daß die Menschen Größeres entwerfen, als sie ausführen können. Daß die jetzige Zeit keine so großen, aber sinnreichere Anstalten erfindet, beweisen die unten vor dem Dome vorbeifahrenden Dampfschiffe.

Von Köln fuhren wir rasch nach Münster. Diese schnelle Fahrt ist eine Neuerung; sonst arbeitete man sich tagelang durch den Schlamm der Landstraßen hindurch.

Ich sah sie endlich wieder, meine geliebte Vaterstadt, das weiland bischöfliche Münster, das ich vor 27 Jahren verlassen hatte. Auch sie hatte ihre Schicksale gehabt. Sie war preußisch, bergisch, französisch und dann wieder preußisch geworden. Klöster waren in Casernen umgewandelt; statt der Bettelmönche und Vicarien erblickte man überall Soldaten. Manches war besser geworden; Posten, Verwaltung, Landstraßen, Studien waren zweckmäßiger und betriebsamer; vieles Andere war beim Alten geblieben, Steuern waren erhöht. Der Adel hatte manche Vorrechte verloren und sich zu seinem und zum Besten der andern Classen den Bürgern genähert, hielt aber noch seinen besondern Klub, sowie die Bürger den ihrigen. Im Ganzen war man mit der preußischen Regierung zufrieden; allein man erwartete die Erfüllung des feierlich gegebenen Versprechens: Einführung einer Verfassung. Überall in den preußischen Staaten stößt man auf Überbleibsel des alten Militairdespotismus, die nur unter einer freien Verfassung ganz verschwinden können. Von den Misbräuchen der Gewalt in den Provinzen kommt bei der Sklaverei der Tagesblätter wenig zur Kenntniß der Regierung. Das Volk murrt, und der Hof, welcher die Schmeicheleien der besoldeten Zeitungen liest, glaubt, Jedermann sei zufrieden. Einiges Gute ist durch die Provinzialstände geschehen; etwas Besseres kann nur durch Reichsstände und durch Preßfreiheit zu Stande kommen.

Über Düsseldorf und Aachen, wo die Andächtigen, wegen der Octave der heiligen Regina, im Dome wie

Besessene beteten und schrien, welches beweist, daß die protestantische Regierung dem Aberglauben des Pöbels kein Hinderniß in den Weg legt, begaben wir uns nach Brüssel, das leer von Fremden und voll von Aufstand war. Man hatte die Holländer vertrieben, aber sich von Holland nicht ganz losgemacht. Die Bürger bewaffneten sich, weil sie sich eines Anfalls von Seiten der nur wenige Meilen entfernten Holländer gewärtigten; in der That griffen diese drei Tage nach unserer Abreise Brüssel an, wurden aber gänzlich zurückgeschlagen, und damit hörte die holländische Regierung in Belgien auf. Hinter uns her, als wir Deutschland verlassen hatten, war das Gerücht von Aufständen in Kassel und Braunschweig gekommen; lauter Wirkungen des Umsturzes der abgeschmackten Regierung Karls X.

Paris fanden wir bei unserer Rückkunft nicht mehr so einig, als wir es verlassen hatten. Manche Liberale hatten über Stellen und Ehrenbezeigungen ihre Unabhängigkeit vergessen. Die Ultraroyalisten, als sie sahen, daß man sie nicht verfolgte, hatten wieder Muth geschöpft und begannen gegen die neue Regierung öffentlich und heimlich zu arbeiten und sich an fremden Höfen nach Stützen umzusehen. Von den Liberalen wollte der gemäßigtere oder allzu vorsichtige Theil sich mit den geschehenen Veränderungen begnügen, indeß der jüngere, kühnere Theil alle natürlichen Folgen einer solchen Staatsumwälzung entwickelt sehen und die eroberte Freiheit in ihrer ganzen Ausdehnung aufstellen wollte. Dieser Kampf hat seitdem fortgedauert, wird sich aber vielleicht endlich zu Gunsten der letzterwähnten Partei entscheiden. Ein

solcher Kampf in freien Staaten, wo Alles der Vollkommenheit zueilt, ist eben nicht gefährlich. Ermunternder ist ein solcher Streit als die Stille und Gleichgültigkeit eines sklavisch regierten Volkes.

Berichtigung.

Seite 12, Zeile 9, lies statt die Freiheit, die Unbarmherzigkeit.





